

59/2005 Historischer Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

# LUDWIGSBURGER GESCHICHTSBLÄTTER

## **Umschlagbild**

Schillerdenkmal in Marbach

HISTORISCHER VEREIN FÜR STADT UND KREIS  
LUDWIGSBURG e.V.

# Ludwigsburger Geschichtsblätter

Heft 59

Mit 64 Abbildungen

2005

Kommissionsverlag J. Aigner, Buchhandlung, Ludwigsburg

ISSN 0179-1842

Herausgegeben vom Historischen Verein  
für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Redaktion: Dr. Thomas Schulz, Remseck  
unter Mitarbeit von Wolfgang Läßle, Asperg

Produktion und Layout: Karl-Heinz Zimmerstädt, Steinheim/Murr  
Alle Rechte beim Historischen Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg e.V.

Für den Inhalt der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich  
Gesamtherstellung: WALTER Medien GmbH, Brackenheim-Hausen

Geschäftsstelle des Historischen Vereins:  
Stadtarchiv Ludwigsburg, Kaiserstr. 14, 71636 Ludwigsburg

# Inhalt

Mitarbeiter an diesem Band	4
Vorwort ( <i>Elfriede Krüger</i> )	5
Eine antikönigliche Versammlung am Neckar. Der »Marbacher Bund« vom 14. September 1405 von <i>Stephan Molitor</i>	7
Die Frauenkirche in Unterriexingen. Pfarrkirche – Wallfahrtskirche – Friedhofskirche von <i>Petra Schad</i>	17
Friedrich Schillers Marbacher Vorfahren von <i>Albrecht Gühring</i>	39
Die Ludwigsburger Schlosskirche. Zur Vorgeschichte ihrer Entstehung 1707 – 1720 von <i>Klaus Merten</i>	53
Schellenwerker, Galioten, Schänzer. Arbeitseinsatz von Sträflingen in und um Ludwigsburg von <i>Erich Viehöfer</i>	63
Ludwigsburger Bürger- und Handwerkerhäuser nach 1760. Subventioniert – reglementiert – standardisiert von <i>Günther Bergan</i>	87
»Hera« und »Leda« von Johann Wilhelm Götz. Nach 245 Jahren ein Ludwigsburger Figurenpaar wieder entdeckt. von <i>Hans Dieter Flach</i>	105
Friedrich Ferdinand Drück (1754-1807) von <i>Hermann Schick</i>	113
Schloss Remseck und seine Gäste von <i>Eduard Theiner</i>	131

Zwischen Hakenkreuz und Milky Way. Zur Geschichte des Ludwigsburger Schlosses im 20. Jahrhundert von <i>Daniel Schulz</i>	151
Berichte und Notizen	
Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 2003/2004 und 2004/2005 ( <i>Wolfgang Läßle</i> )	173
Ehrung für Wolfgang Bollacher und Paul Sauer	184
Rückblick auf die Jahre 2003/2004 ( <i>Thomas Schulz</i> )	189
Buchbesprechungen	205
Bildnachweis	214
Ludwigsburger Geschichtsblätter 1900 – 2005	215
Beilage: Marbacher Bund von 1405 (Faksimile)	3. Umschlagseite

## Mitarbeiter an diesem Band

Bergan, Günther, Diplom-Ingenieur, Ludwigsburg  
 Flach, Dr. Hans Dieter, Kunsthistoriker, Wenzenbach  
 Gühring, Albrecht, Stadtarchivamtsrat, Möglingen  
 Klusemann, Wolfgang, Oberstleutnant a. D., Ludwigsburg  
 Krüger, Elfriede, Rektorin, Ludwigsburg  
 Läßle, Wolfgang, Stadtarchivrat, Asperg  
 Merten, Dr. Klaus, Oberkonservator i. R., Berlin/Stuttgart  
 Molitor, Dr. Stephan, Archivdirektor, Marbach a. N.  
 Schad, Dr. Petra, Stadtarchivarin, Ludwigsburg  
 Schick, Dr. Hermann, Studiendirektor i. R., Marbach a. N.  
 Schulz, Daniel, Kunsthistoriker, Asperg  
 Schulz, Dr. Thomas, Kreisarchivoberrat, Remseck a. N.  
 Theiner, Eduard, Stadtarchivar, Altbach  
 Viehöfer, Dr. Erich, Leiter des Strafvollzugsmuseums Ludwigsburg, Marbach a. N.  
 Zimmerstädt, Karl-Heinz, Kundenberater, Steinheim a. d. Murr

# Vorwort

»Fruchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. [...] Es ist keiner unter Ihnen allen, dem Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hätte.« (Universalgeschichte; IV, 749 f.) »Aus der Geschichte erst werden Sie lernen, einen Wert auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsre Dankbarkeit rauben.« (Universalgeschichte; IV, 766)

Diese Gedanken äußerte Schiller über die Geschichte und ihre Bedeutung für ein menschenachtendes Miteinander. Im 200. Todesjahr gedachten viele der auch schon Teil der Geschichte gewordenen Person Friedrich Schiller, mit zahllosen Veranstaltungen und Buchneuerscheinungen. Auch seine Geburtsstadt Marbach erinnerte u.a. mit »Schiller geräubert«, einem Theaterspektakel durch Marbach, im Schiller-Nationalmuseum und in Park und Schlosstheater Ludwigsburg an ihren berühmten Sohn. Auch in Ludwigsburg gedachte man seiner, u.a. mit Lesungen, der Verhüllung des Schillerdenkmals, der Kunstaktion »Eine Bank für Schiller«, bei der 46 Bänke – für jedes Lebensjahr eine – von Bürgern und Künstlern aus Ludwigsburg und der Partnerstadt Montbéliard gestaltet wurden. Auch das Bürgertheater erinnerte mit seiner Produktion »Denkmal dieser Schiller« an die Stationen und Begebenheiten seiner Kinder- und Jugendjahre in Ludwigsburg.

Aber nicht nur Unterhaltendes prägte das Jahr 2005. Einige Naturkatastrophen ließen die Menschen aufschrecken. Ein Tsunami zerstörte am zweiten Weihnachtstag 2004 große Küstenbereiche Südostasiens und brachte über 175 000 Menschen den Tod. Die Sommer- und Herbstmonate brachten in Amerika mehrere Hurrikans mit ungewöhnlich großen Zerstörungen. Ein starkes Erdbeben in Südostasien im Oktober forderte ebenfalls unzählige Opfer.

Große Beachtung fand die Wahl von Kardinal Joseph Ratzinger zum Papst. Erstmals seit 482 Jahren wurde mit Papst Benedikt XVI. wieder ein Deutscher Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche.

Da mutet die durch die Vertrauensfrage ausgelöste Neuwahl des Bundestages und die anschließende Bildung einer großen Koalition zwischen CDU/CSU und SPD mit Angela Merkel als erster Frau an der Spitze der Bundesregierung schon fast als nebensächlich im Verlauf der Geschichte an, auch wenn durchaus wichtige Probleme für die Zukunft Deutschlands geklärt werden müssen.

Aber zurück nach Ludwigsburg. Im Mai wurde Herrn Dr. Albert Sting im Rahmen der Stadtgründungsfeier die Ehrenbürgerschaft der Stadt Ludwigsburg für sein vielfältiges Wirken im sozialen wie historischen Bereich verliehen. Im Herbst konnte Dr. Albert Sting, der auch seit vielen Jahren Mitglied des erweiterten Vorstands des Historischen Vereins ist, den dritten Band »Geschichte der Stadt Ludwigsburg« der Öffentlichkeit vorstellen. Damit wurde die Stadtgeschichte seit der ersten Besiedlung dieses Gebietes, der Gründung des Schlosses und der Stadt bis in die Gegenwart ausführlich dokumentiert. Von Seiten des Historischen Vereins Herrn Dr. Sting

herzlichen Glückwunsch zu der ehrenvollen Auszeichnung und ein besonderes Dankeschön für die aufwändige und auch für die nachfolgenden Generationen wertvolle Arbeit zur Dokumentation der Ludwigsburger Stadtgeschichte.

Auch der nun vorliegende Band 59 der Ludwigsburger Geschichtsblätter soll historische Ereignisse verdeutlichen und weiterhin festhalten. Weit zurück geht Stephan Molitor mit seiner Edition der Urkundenbeilage »Marbacher Bund von 1405«. Gleich zwei Kirchen stehen in diesem Band im Blickpunkt: Die Frauenkirche in Unterriexingen (Petra Schad) und die Ludwigsburger Schlosskirche (Klaus Merten). Über »Schellenwerker, Galioten, Schänzer – Arbeitseinsatz von Sträflingen in und um Ludwigsburg« berichtet Erich Viehöfer, Günther Bergan über »Ludwigsburger Bürger- und Handwerkerhäuser nach 1760« und Albrecht Gühring über »Friedrich Schillers Marbacher Vorfahren«. Hans Dieter Flach hat nach 245 Jahren ein Figurenpaar aus der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur wieder entdeckt: »Hera« und »Leda« von Johann Wilhelm Götz. Außerdem enthält dieser Band die Aufsätze »Friedrich Ferdinand Drück« (Hermann Schick), »Schloss Remseck und seine Gäste« (Eduard Theiner) und »Zwischen Hakenkreuz und Milky Way. Zur Geschichte des Ludwigsburger Schlosses im 20. Jahrhundert« (Daniel Schulz).

Über die Veranstaltungen des Historischen Vereins 2003/04 und 2004/05 und die Ehrung für Wolfgang Bollacher und Paul Sauer berichtet Wolfgang Läßle. Ein Rückblick auf die Jahre 2003/04 unternimmt Thomas Schulz, der auch in bewährter Weise diesen vorliegenden Band redigierte und bearbeitete. Den Abschluss bilden wie gewohnt Buchbesprechungen.

Ein herzlicher Dank gilt allen, die zum Gelingen dieses Bandes beigetragen haben. In diesen Dank eingeschlossen sind auch die Mitglieder, Spendengeber und Förderer des Vereins und seiner Arbeit und hier vor allem die Stadt Ludwigsburg, der Landkreis Ludwigsburg und die Wüstenrot-Stiftung.

Zum Schluss noch ein Zitat von Friedrich Schiller aus seinen historischen Schriften »Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte«, das uns vielleicht zu etwas mehr Gelassenheit in unseren hektischen Tagen führen kann: »Der Mensch verwandelt sich und flieht von der Bühne; seine Meinungen fliehen und verwandeln sich mit ihm: die Geschichte allein bleibt unausgesetzt auf dem Schauplatz, eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten.« (Universalgeschichte; IV, 765)

Im Herbst 2005

*Elfriede Krüger*

# Eine antikönigliche Versammlung am Neckar

Der »Marbacher Bund« vom 14. September 1405\*

von Stephan Molitor

Es war ohne Zweifel ein eindrucksvolles Schauspiel mit hochrangigen Teilnehmern, das am Tag der Kreuzerhebung im Herbst, also am 14. September, vor genau 600 Jahren in dem gräflich-württembergischen Amtsstädtchen Marbach am Neckar stattfand. Erzbischof Johann II. von Mainz, Erzkanzler des Heiligen Römischen Reichs in deutschen Landen und als solcher ein Kurfürst, stand da in großer Runde »mit unser hande uff unser hertze geleit«. Anwesend bei der Zeremonie waren zwei weitere hochadelige Territorialherren, Markgraf Bernhard I. von Baden und Graf Eberhard III. von Württemberg, sowie zahlreiche Vertreter von Bürgermeistern, Räten und Bürgern von Straßburg und 17 weiteren Reichsstädten, nämlich Ulm, Reutlingen, Überlingen, Memmingen, Ravensburg, Biberach, Schwäbisch Gmünd, Kempten, Dinkelsbühl, Kaufbeuren, Pfullendorf, Isny, Leutkirch, Giengen, Aalen, Bopfingen und Buchhorn. Diese Herren hatten ihre Finger zum Schwur erhoben (»mit uffgebotten vingern«) und gemeinsam wurde »gelopt und geschworen«, eine am selben Tag urkundlich abgefasste Vereinbarung »getriulich, war und stäte« zu halten.

Diese Vereinbarung ist unter der Bezeichnung »Marbacher Bund« bekannt geworden.<sup>1</sup> Der nach dem Ort seines Abschlusses benannte Bund gilt der neueren Forschung als »Symptom« für die sich im 15. Jahrhundert verstärkenden gegenläufigen Interessen von Königtum und Reichsgliedern.<sup>2</sup> Der Sache nach richtete er sich gegen den fünf Jahre zuvor, am 21. August 1400, unter Absetzung von Wenzel IV. von Luxemburg<sup>3</sup> seinerseits zum König gewählten Ruprecht von der Pfalz<sup>4</sup>, gegen den sich hier eine beachtliche Opposition formierte. Treibende Kraft war der genannte Erzbischof Johann von Mainz (1397-1419)<sup>5</sup>, der nicht zuletzt wegen territorialer Reibereien zwischen seinem Erzstift und dem von ihm selbst mitgewählten König Verbündete gesucht und gefunden hatte. Dieser »ränkevolle Kurfürst«, so eine typische Wertung aus der verfassungskonformen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, »welcher zuerst Ruprechts Erhebung eingeleitet hatte, arbeitete jetzt an dessen Erniedrigung«. <sup>6</sup> Man trifft den Kern der Sache wohl eher, wenn man in den Vorgängen eine Art Machtpoker sieht, in dem alle beteiligten Parteien versuchten, für sich selbst möglichst große Vorteile herauszuschlagen. Während der König danach streben musste, Macht und Einfluss der Zentralgewalt zu stärken (und dabei in der Regel auch die Belange seines eigenen Hauses nicht vergaß), lag es im Interesse der Reichsstände, ihrerseits ein höheres Maß an Freiheit und Unabhängigkeit vom König zu erringen. Zu diesem wechselvollen Spiel gehörte eine komplexe und komplizierte

---

\* Eine farbige fotografische Wiedergabe der heute im Hauptstaatsarchiv Stuttgart unter der Signatur A 602 Nr. 5393 verwahrten Urkunde ist Beilage zu diesem Heft der Ludwigsburger Geschichtsblätter. Dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart ist für die Reproduktionsvorlage und die Abdruckerlaubnis zu danken.

Bündnispolitik, die durchaus als zeittypisch zu betrachten ist. Auch Ruprecht selbst hatte noch als Pfalzgraf bei Rhein vor seiner Thronbesteigung ähnliche Bündnisse und Einungen geschlossen. Auf jeden Fall steht der Marbacher Bund keineswegs isoliert da, sondern findet sich in einem ganzen Geflecht ähnlicher Vereinbarungen; auf einige nimmt der Vertrag ja auch explizit Bezug.

Die Rolle, die Eberhard III. von Württemberg, genannt »der Milde«, dabei spielte, wird eingehend in einer neu erschienenen Monographie über diesen württembergischen Grafen untersucht.<sup>7</sup> Über die Gründe Eberhards, dem Bündnis beizutreten, schweigen sich die Quellen zwar aus<sup>8</sup>, gleichwohl darf hier vor allem die seit 1395 bestehende Verbindung Württembergs mit dem Schwäbischen Städtebund betont werden.<sup>9</sup> Denn gerade die darin vereinten Reichsstädte mussten eine offensive Abgaben- und Verpfändungspolitik Ruprechts fürchten, was zugleich eine Bedrohung für das seit 1395 konstruktiv gestaltete Verhältnis zwischen dem Städtebund und Eberhard dem Mildem bedeutet hätte.

An der antiköniglichen Ausrichtung des Marbacher Bundes kann kein Zweifel bestehen. Der Form nach ein Landfriedensbündnis schlossen sich die Vertragspartner darin mit einer Laufzeit bis zum 2. Februar 1411 gegen jeden Angreifer oder Schädiger zusammen. Zwar wurde der König in Artikel 1 hiervon ausdrücklich ausgenommen, doch bereits in Artikel 2 wird diese Einschränkung wieder aufgehoben für den Fall, dass der König die Rechte von Verbündeten verletzen sollte. Ruprecht konnte darin nichts anderes sehen als einen Angriff auf seine königlichen Vollmachten und begann sogleich mit der Einleitung von Gegenmaßnahmen. Durch eine geschickte Politik und insbesondere durch den Abschluss von Sonderverträgen gelang es ihm schon bald, den Marbacher Bund, der zunächst noch Zuwachs an neuen Mitgliedern erhalten hatte, in wesentlichen Teilen auszuhöhlen.

Der Bündnisfall trat für Eberhard III. nur einmal ein, nicht in der Auseinandersetzung mit dem König, sondern im Zusammenhang mit einer Kontroverse, die Markgraf Bernhard mit Herzog Friedrich IV. von Österreich führte. Gemeinsam erklärten der württembergische Graf und die schwäbischen Reichsstädte zur Unterstützung ihres Marbacher Bündnispartners Bernhard von Baden Herzog Friedrich die Fehde. Zu einer Beteiligung württembergischer Truppen an Kampfhandlungen scheint es dabei indessen nicht gekommen zu sein.<sup>10</sup>

Der Marbacher Bund als ständeübergreifende Vereinigung gegen den König war indessen schon vor Erreichen der vorgesehenen Laufzeit (1411) überwunden. Auch Württemberg hatte sich schon längst arrangiert. In der Auseinandersetzung zwischen Reichsoberhaupt und -gliedern hatte der König jedenfalls die Oberhand behalten.

## Zeile

## Transkription<sup>11</sup>

- 1 *Wir Johann von gots gnaden des hailigen stuls ze Mentze ertzbischoff des hailigen Römischen richs in Tútschen landen ertzkantzler von ainem taile, wir Bernhart von denselben gnaden margraff zu Baden an dem andern taile, wir Eberhart grauff ze Wirtemberg an dem dritten taile, wir der maister, der rate und alle burger gemainlich der stete zu Straspurg*
- 2 *an dem vierden taile und wir die burgermaister, räte und alle burger gemainlich diser nachbenempten des hailigen Römischen richs stete mit namen Ulme, Rútlingen, Überlingen, Memmigen, Ravenspurg, Bibrach, Gemúnde, Dinkelspuhel, Kouffbüren, Phullendorff, Isny, Liutkirch, Giengen, Aulun, Bopbingen, Buchorn und Kempten an dem funften taile,*

- 3 bekennen alle öffentlich für uns und für alle die unsern und die uns zu versprechen stand mit diesem briefe und tuen kunt allen den, die in sehent oder hörent lesen: Wan wir mit gantzer begirde genaiget sien zu fride und gemainem nutze der lande und das wittwen und waisen, riche und arme, bilgrin, kofflút, landfarer und koffmanschatz, gotzhúser
- 4 und alle ander erber unversprochen lúte, si sien gaistisch oder weltlich, beschirmet werden, sicher sien und dest bas bi gemach beliben mugen, so haben wir uns gar beratenlich mit wolbedachtem mute, got und unser lieben frowen ze lobe, dem hailigen Römischen riche ze sterckung, ze nutze und ze eren, uns selb und den unsern und gemaine lande
- 5 ze fride und ze gemach, zesamen fruntlich und gutlich verayniget und verpunden, veraynigen und verpinden uns och jetzo mit rechter wissen und mit kraft ditz briefs, hinnan bis uff unser frowen tag liechtmissen genant, in latine purificacio Marie<sup>12</sup>, den nehesten und darnach fünf gantz iar diu nehesten nach ainander, umb sach, die sich nu fürbaz
- 6 mer von nuwem erlouffent und sich vor datum ditz briefs niht angefangen, gesetzet oder bestellet sint, ainander getriulich bigestendig, beraten und beholfen ze sint in aller der wise und forme, als hernach geschriben stat. [§ 1] Zu den ersten setzen und nemen wir uff den alldurchlüchtigesten fürsten und herren, herrn Ruprechten Römischen kúnig zu
- 7 allen ziten merer des richs unsern gnädigen herren, und dem hailigen riche siniu rechte ze tund, als denne unser jeglicher vorgeanter taile an dem riche in erberkait und mit guten gewonheiten herkomen ist. [§ 2] Und doch also, ob das wär, das er oder jeman anders, wer der wære, unser der vorgeantent taile debainen, es wære von unser, der egenantent herren
- 8 oder der stete tailn oder unser diener oder die unsern, die uns zu versprechen stunden, gemainlich oder ainen taile oder mer under uns besunder an unsern frihaiten, briefen, rechten, guten gewonhaiten oder an unsern herrschafftent, landen, lúten oder guten beschedigete uff wasser oder uff lande oder uns davon dringen, triben oder drengen wölt
- 9 oder der uns ald die unsern mit macht überziehen oder belegern wölt, und sich derselb tail under uns, dem das also widerfur und beschäch, darumb bekantny in sölicher maß, ob das unser der obgenantent herren ainem [oder]<sup>13</sup> uns dryen widerfur und beschäch, wenne sich denne derselb berre darumb, ob er in lands wære, mit sechs siner räten
- 10 oder, ob er in lands niht wære, sin obrester hoptman oder dem er sin land empfolhn hett, aber mit sechs sins herren räten, uff ir ere und aide erkanntn oder ob das uns vorgeantent steten zugegangen wære, wenne sich denne jeglicher derselben stete taile mit iren geswornen räten uff ir ere und aide erkantent, das in oder den iren an den obgenantent
- 11 stúken unrecht beschechen wære oder beschäch, das denne derselb beschediget taile, welher under uns der wære oder ist, uns den andern vorgeantent tailen das wol verkúnden und ze wissen tun mag selb oder mit sinen gewissen botten oder briefen und och daruff umb hilffe manen: So súllen denne wir dieselben gemantent taile dem beschedigeten taile
- 12 darumb unverzogenlich hilfflich sin gen allen, die in sölichen schaden zugezogen und getan hetten oder die mit machte also uff si gezogen wärent oder belegert hetten oder die in stiure, hilff oder rate darzu gäben oder täten, in sölicher beschaidenheit, das wir derselben vygent ze stunde darumb werden súllen, und och alle unser diener und die
- 13 unsern och haissen tun und die mit angriffen, beschedigen und mit allen andern sachen die darzu gebörent vygentlichen tun als ferre wir das erlangen und erraichen mugen getriulich und ane alle geverde, glicher wise und in allem dem rechten, als ob jeglichen tailen under uns besunder dasselb angieng und im selb oder den sinen widerfarn
- 14 und beschechen wære. [§ 3] Und wann unser ertzbischoff Johann obgenant slosse, lande und lúte den andern obgenantent vier tailn etwas wittte entlegen und gesessen sint, darumb wär es, das uns die sache und der schade angieng und die sachen also gestalt wurden, daz si zu täglichem kriege kämen, so hand wir uns von den vorgeantent vier partien in sölicher

- 15 maß hindan gesetzt, also das si uns zu unserm täglichem kriege, ob uns die sache angieng als vorgeschriben stat, oder wir in, ob si die sache angieng, in unser oder ir sloß raisig lúte zu täglichem kriege niht bedurffen schicken, wir tuen es denne gerne. [§ 3a] Denne wir obgenanten [andern]<sup>14</sup> vier tail haben uns des verainet, diewile wir ainander gelegen und
- 16 gesessen sin, mit namen also: Ist das derselb beschediget taile under uns des an uns, die egenanten dry taile begeret, das man im zu der egenanten hilffe ainen raisigen geziuge zu täglichem kriege och libe, so sullen wir vorgeantanten taile alle vier núnunddrissig spieß ze roß, erber und wolertzgiugter lúte, jeglichen spieß mit driu phariten<sup>15</sup>, darunder
- 17 ein gewappeter knecht sin sol, in ain sin sloß, das denne dem kriege allerbest gelegen ist oder dahin er gemant hett, zesamen schiken und legen und die och nach siner ermanunge in viertzechen tagen den nehesten von hus ussriten und och furderlich an dieselben stat vollriten sullen ane alle geverde, also doch das zu dem minsten des-
- 18 selben tails spiesse, der da gemant hett, als vil im denn an der vorgeantanten summe spieß ze anzale gebúren wirt ze schiken als bernach geschriben stat, an derselben stat dry tag vorhin sin sullen ane alle geverde. [§ 4] Und sol och jeglicher vorgeanter taile dieselben spiesse schiken und haben uff sin selbs koste, schaden und verluste ane alle geverde; [§ 4a] und
- 19 doch also, das der manent taile demselben unserm volk, das in also zugeschiket wurde, bi in redlichen vailen kauffe umb ir phennige schaffen und geben sol ane alle geverde. [§ 5] Und sullen och also wir die vorgeantanten gemanten taile dem beschedigeten taile under uns mit der hilffe in aller der wise, so vorgeschriben stat, getriulich und ernstlich beraten
- 20 und beholffen sin als lang, untz das sölicher schade widerkert, abgeleit oder versunet und der belegert entschüttet wirt ane alle geverde; [§ 5a] und doch also, das sich jeglicher vorgeanter taile under uns fünf tailn gen dem oder gen den, wider die er helffen wirt, vorhin mit widersagen erberklich bewaren muge; [§ 5b] ussgenomen allain, ob ichtz beschäch,
- 21 das ain taile oder mer under uns zu frischer getate beheben möcht, darzu sol jeglicher taile under uns den andern tailn schuldig und verpunden sin, allen sinen ernst getriulichen ze bewenden und darzu ze keren, das das behebt werd uff recht nach diser ainunge sag ze gleicher wise und in allem dem rechten, als ob es im selb oder den sinen wider-
- 22 farn und beschechen wäre ane alle geverde; [§ 5c] und sullen och das allen unsern vögten, amptlúten und dienern emphelben och ze tund ane alle geverde. [§ 6] Und wenne das ist, das wir vorgeantanten vier taile die núnunddrissig spieß zu der ersten manung ainem tail under uns also geschikt haben, so sullen wir von debainem anderm taile under uns von derselben spieß wegen ze schiken niht mer gemant werden, bis derselb kriege gentlich verricht wirt, es wäre denne, das wir vorgeantanten taile alle viere des fürbaz mitainander ainhelllich úberkämen, doch das sus jederman dennocht in denselben kriege dem oder den, die den schaden getan hand, videntlichen tun sol in aller der wise, so vorgeschriben stat.
- 24 [§ 7] Und an den vorgeantanten núnunddrissig spiesen sullen wir vorgeanter margraff Bernhart sechs spieß haben, wir graff Eberhart von Wirtemberg acht spieß, wir diu stat Straspurg nún spieß und wir des richs stete in Swaben sechtzechen spieß. [§ 8] Und als dik och von der vorgeantanten sach wegen gemant wirt, so sol uns vorgeantantem margraffe
- 25 Bernharten diu manunge redlich verkúnt werden gen Baden, ob wir selb da sien oder unserm vogte oder schulthaissen daselbs, ob wir selb niht da wären; und uns vorgeantantem graff Eberharten von Wirtemberg ze gleicher wise gen Stuggarten in die stat; uns der stat Straspurg dem maister daselbs ze Straspurg und uns des richs steten
- 26 in Swaben gen Ulme dem burgermaister daselbs, die sullen es denne den andern steten fürbas verkúnden. Wurd man aber uns vorgeantanten Johann ertzbischoff also manen, die ze beschedigen und angegriffen, die uns gelegen oder gesessen wären als vor geschriben stat, das sol man uns verkúnden gen Aschaffenburg unserm vitztum oder keller daselbs. Und

- 27 *wenne och also diu manung an jeglich vorgeante stat kuntlich und wissentlich getan wirt, damit sol den manungen gnug beschehen sin ane alle geverde. [§ 9] Es sol och unser vorgeanten fünf taile debainer, weder der herren noch der stete taile, der andern taile vigent in unsern steten, vestinen, slossen, landen und gebieten wissentlich niht enthalten, weder*
- 28 *spisen, ässen noch trenken, husen noch hofen, noch debainen geziuge wider si liben noch geben noch sus gevarlich hanthaben noch binschieben, alsbald jeglich taile under uns des innen oder gewar wirt oder von dem oder den andern tailn darumb ermant wirt, getriulich und ane alle geverde. [§ 10] Und was sach sich in diser verainung mit*
- 29 *kriegen oder mit vigentschaften gen jemant anders anfabent oder verloffent, darumb sol sich dehain tail under uns ane die andern taile weder friden, ussünen noch fürworten in debainen wege ane der andern taile willen und gunst ane alle geverde. [§ 10a] Denne das wir vorgeanten taile alle fünf umb jeglich sölich vigentschaft und kriege, die sich*
- 30 *in diser veraynungen angefangen und verlossen betten, nach ussgang diser veraynung ainander dennoch getriulich süllen beraten und beholffen sin, bis sölich vigentschaft und kriege gantzlich verribtet und versunet werden ane alle geverde. [§ 11] Wäre och, ob jeman begerte, zu uns in dise verainunge ze komen, es wären herren, ritter, kneht oder*
- 31 *stete, die mugent das bringen an welhen taile under uns vorgeanten fünf tailn si wend, und derselb taile under uns sol das denne den andern tailn verkünden, und in darumb ainen gerompten tag an ain stat, die uns obgenanten fünf tailen allergelegentlichest ist, beschaiden. So süllen denne wir egenanten taile alle fünf, mit namen unser jeglich*
- 32 *herre zwen siner räte, wir die stat Straspurg dry unsers rats und wir die andern stete in Swaben och dry unsers rats mit vollem gewalt darumb und dahin zesamen schiken und senden, die sach aigenlich inzenemen und ze verhören und och daruff mit ainander überainzokomen, ob die oder wie die inzenemen sien oder nit,*
- 33 *und wie sich denne dieselben unser räte gemainlich oder mit dem merrtailen verainet, was darinne ze laussen oder ze tund si, dabi sol es denn beliben. [§ 12] Es sol och jeglich vorgeant taile under uns den andern tailen sich selb und alliu iriu sloß in disen vorgeschriben sachen zu allen iren nöten offen halten, sich daruss und darin ze*
- 34 *beheffent und in darzu getriulich beraten und beholffen sin ane alle geverde; [§ 12a] doch das man sich vorgenden mit widersagen bewarene muge. [§ 13] Und wann wir vorgeanten taile alle fünf ainander in den und in allen andern sachen mit gantzen trüwen mainen süllen und wöllen, das ze bestätigen und och ze fürkomen, das zwi-*
- 35 *schen unser und der unsern icht zwayung oder unwillen ufferstande, so haben wir uns des mit ainander und gen ainander och verainet: Welher taile under uns oder der jeglichem taile zugehört oder ze versprechen stat nu fürbas mit dem oder den andern tailen oder den iren und die in zu versprechen stunden, ze schikend oder ze tund betten*
- 36 *oder gewonnen, das wir das mit friuntlichen rechten allwegen gen ainander güttlichen usstragen und verhandeln süllen in aller der wise, so hernach geschriben stat. [§ 14] Und ist dem also: Wäre es, ob wir obgenanter Johann ertzbischoff, wir marggraff Bernhart und graff Eberhart von Wirtemberg oder die unsern, si wären edel oder*
- 37 *unedel, burger oder gebursslute, ichtzit zu ainander oder gen ainander ze vordern oder ze sprechen hetten oder gewonnen, das sol zwischen uns ussgetragen werden in aller der maß, als in der aynunge, die wir ertzbischoff Johann und wir marggraff Bernhart baidersit mit ainander haben, verscriben ist und geschriben stat, und in sim-*
- 38 *licher maß und wise süllen wir ertzbischoff Johann und wir Eberhart graff zu Wirtemberg das och also halten ane alle geverde. [§ 15] Wäre es aber, ob wir vorgeanter marggraff Bernhart und wir egenanter graff Eberhart von Wirtemberg oder die unsern, si wären edel oder unedel, burger oder gebursslute, ichtzit zu ainander oder gegen ain-*

- 39 *ander ze vordern oder ze sprechen hetten oder gewonnen, das sol zwiscent uns und denselben den unsern ussetragen werden in aller der wise, als wir uns des in unser vordern ainunge, die zechen vergangniu jare zwiscent uns geweret hat, gen ainander verscriben hetten, doch das darinne aucht, benne und todslege och bindan sullen*
- 40 *gesetzt sin, als hernach geschriben stat ane alle geverde. [§ 16] Wär es aber, ob wir vorgeanter ertzbischoff Johann, wir margraff Bernhart oder wir graff Eberhart von Wirtemberg oder unser diener, es wären herren, ritter oder knechte oder ander die unsern, die uns zu versprechen stunden, ichtzit zu der gemainen stat Straspurg ze vordern oder*
- 41 *ze sprechen hetten oder gewunne[n], darumb sullen wir und die unsern, als vorgeschriben stat, ainen gemainen man nemen uss dem rate ze Straspurg, welhen wir denne wöllen, und mit demselben sullen si denn schaffen, das sich der des anneme und das tue, es wäre denne, das der das ungewarlich das vorhin verlobet oder versworn bett und das*
- 42 *gesagen und gesprechen möcht uff sinen aide, so sullen wir und die unsern aber ainen andern uss iren räten an desselben stat nemen in dem vorgeschriben rechten, mit dem si denn aber schaffen sullen, das sich der des annemme; und derselb gemain sol denn baiden tailen darnach in viertzechen tagen tage bescheiden ane alle geverde an ain*
- 43 *stat, die denne baiden tailn allerbest gelegen ist; und uff dieselben zit mag denne jetweder taile zwen schidman zu dem gemainen manne setzen und geben. [§ 16a] Und die sullen denne da von ainander niht komen ane alle geverde, e das si die sache da ussrichtent und entschaident, ob si mugen mit minne und mit friuntschaft mit beider*
- 44 *taile willen und wissen, oder ob das mit der minne niht gesin möcht, mit ainem friuntlichen rechten nach baiden taile clage, rede und widerrede; es wäre denn, das im der gemain oder die schidlüte umb die urtaile ainen berate oder bedenken nemen dry tag und sechs wochen, als siit und gewonlich ist, das mugen si wol tun, doch also, das*
- 45 *si in derselben zit ussprechen und ir urtaile den partien verscriben geben; und wie och si darumb zu dem rechten sprechent, das sol baide taile wol benügen und das ainander tun und vollenden; [§ 16b] also doch, das der gemain und och die schidlüte, die zu im gesetzet werden, das recht darumb sprechen sullen uff ir aide; und sullen si die aide,*
- 46 *die si vor der stat oder iren herren gesworn hetten, uff die zit und an dem rechten niht pinden; [§ 16c] und sol man och baiden tailn, und wer mit jeglichem taile ritet, fert oder gat zu denselben tagen und in dieselben sloß fride und gelaite geben dar und dannen ane alle geverde; [§ 16d] und och aber also, ob der dehainer, den diu sache angan*
- 47 *oder anrurent wurde, in aucht oder in banne wären oder totsleg getan hetten, das sol in an dem rechten, ze kainem schaden komen und niht fürgezogen werden, also das der gemain und och die schidlüte uff aucht noch uff bane noch uff todslege niht ertailen<sup>16</sup> sullen. [§ 16e] Und also glicher wise gewonnen die obgenanten von Straspurg*
- 48 *oder ir burger und die iren ichtzit mit unser vorgeantent herren ainem oder uns allen dryen selb oder mit unsern dienern, es wären herren, ritter oder knechte, ze schiken oder ze tund, darumb sullen si ainen gemainen man nemen uss des herren rate, dem oder des dienern si denne zusprechen wöllen; und sol derselb herre under uns mit*
- 49 *demselben sinem rate schaffen und bestellen, das sich der des och anneme; es wäre denne, das der das och vorhin verlobet und versworn hett und das uff sinen aide gesagen möcht, als vorgeschriben stat, so sullen si ainen andern nemen in demselben rechten, der in och denne tag beschaiden sol als vorbegriffen ist; und sullen denne wir*
- 50 *vorgeantent herren und unser diener, welhem oder welhen si denne zusprechen wöllen, des rechten darumb uff denselben gemainen und gelichen zusatz verhengent und gestatten in allen den punden und sachen, als das bie vor mit worten aigenlich begriffen und underschaiden ist ane alle geverde. [§ 16f] Welher taile aber oder welhs tails*

- 51 diener, burger oder arme lút zu des andern tails [dienern]<sup>17</sup>, burgern oder armen lúten nu fürbas mer ichtzit ze sprechen hett oder gewinnet, das ainzächtigt personen antrifft, darumb sol ain tail dem andern nachfolgen in die stete und gerichte, da si denne gessen sint oder darin sie gebörent, und süllen sich och des rechten von ainander vor
- 52 iren amplitúten und richtern nach derselben stete und gerichte gewonhait und recht benügen laussen ane alle geverde; also doch, das jeglich taile under uns mit sinen amplitúten und richtern schaffen<sup>18</sup> und bestellen sol, das dem clager fürderlich gerichtet und recht niht verzogen werd ane alle geverde. [§ 17] So wöllen denne fürbas wir vor-
- 53 genanter ertzbischoff Johann, margraff Bernhart und wir graff Eberhart von Wirtemberg und die unsern, die uns zu versprechen stant, des rechten gen den obgenanten richssteten in Sweben und gen den iren beliben und ze usstrag komen in aller der maß, als die aynung ussweisert und seit, die wir egenanter graff Eberhart von Wirtemberg mit in haben, ussnomen allain des, ob die obgenanten richsstete oder die iren rechts bedürffen wurden von uns egenanten ertzbischoff Johann oder margraff Bernharten selb oder von unsern dienern, es wären herren, ritter oder knechte, darumb süllen si denne ainen gemainen man nemen usser des herren rate under uns, dem oder des diener sie zusprechen wöllen, welben si denne wöllen, mit
- 54 dem wir och denne das schaffen süllen, sich des och anzenemen; es wäre denne, das der das och vorhin verlobet und versworn hett, als vorgeschriben stat, so mugent sie ainen andern nemen, als das hievor och underschaiden ist; und süllen wir und unser diener, welbem oder welben si denne also zusprechen wurden oder wölten, des rechten uff denselben
- 56 gemainen und ainen gleichen zusatze darumb och verhängen und gestatten in aller der forme und maß, als sich der egenant unser öhem von Wirtemberg des für sich und sin diener gen den obgenanten richs steten verschriben hat ane alle geverde. [§ 18] Denne fürbas wöllen wir die vorgeantanten von Straspurg und wir die egenanten richsstete des rechten gen ainander
- 57 pblegen in sölicher maß, was wir die von Straspurg oder die unsern, zu der vorgeantanten richsstete burgern oder den iren, das ainzächtigt personen antraffe, ze sprechen gewonnen oder si oder die iren widerumb gen den unsern, das ain taile dem andern nachfolgen sol in die stete oder gerichte, da die gessen sint oder darin si gebörent, und das och
- 58 mit recht ervordern und usstragen in aller der wise, als vorbegriffen ist; [§ 18a] gewonnen aber wir vorgeantante von Straspurg oder die unsern ichtzit zu der vorgeantanten richsstete ainer oder mer, das ain gemain stat angienge ze vordern oder ir debainiu oder die iren widerumb zu unser vorgeantanten stat Straspurg und das och unser gemain stat angienge ze sprechen, darumb sol der klagent taile under uns ainen gemainen man nemen usser der stat rate, der er zusprechen wil, und sol och das denne uff denselben gemainen und uff ainen gleichen zusatze usstragen in aller der maß, als vorgeschriben stat ane alle geverde. [§ 19] Aber in disen sachen allen ist sunderlich berett umb angefallniu gut und die
- 60 der taile dehainer in gewere gehept hett, das die berechtet süllen werden an den steten, da die denne gelegen sind, es si denne in steten oder uff dem lande; es wäre och denn, das dasselb gut von jeman ze lehen gieng, so sol es darumb ussgetragen werden vor dem lehenherren, von dem das denn ze lehen ruret ane alle geverde. [§ 20] Und also
- 61 sol mit namen jeglicher taile under uns vorgeantanten fünf tailen den, die im zugebörent und zu versprechen stand, niht verhängen noch gestatten, dem oder den andern tailen under uns dehainen übergriffe darüber ze tund, und sol och dasselb niht tun ane alle geverde. Beschech es aber darüber, so sol aber derselb taile, der den übergriff getan hett, dem
- 62 übergriffnen taile das unverzogenlich schaffen widerkert und widertan, und das man denne darnach zu dem rechten darumb kome in aller der wise, so vorgeschriben stat; [§ 20a] Doch ussgenommen aller verbrieftter schulde, unlougenber gülte und schulde und och hubgelt, vogtrecht, stiure und zins, darumb mag jeglich taile under uns wol angri-

- 63 ffen und phenden nach lute und sage siner briefe oder als das von alter herkommen ist ane alle geverde, doch das man mit denselben phanden phenlich gevorn sol ane alle geverde. [§ 21] Wår aber, das jeman, der unser der vorgeanten taile ainem oder mer zugehorte oder zu versprechen stunde, bi disem rechten niht beliben oder den vorgeschriben stuken und
- 64 sachen gnüg tun wölt, so sullen wir die andern taile, demselben taile, ob er des an uns begert, mit gantzen trúwen beholfen sin bis derselb ungehorsam darzu bracht wirt, das er disen ding- och gnug tue ane alle geverde. [§ 22] So haben denne wir vorgeanter marggraff Bernhart und och wir die egenannten richsstete in Swaben uns des umb besunder
- 65 friuntschaft für [ainander]<sup>19</sup> und die unsern gen ainander och veraynet, das unser entwe- derr taile dem andern die sinen zu burgern niht inemen noch emphaben sol denne in der forme und maß, als die aynung usswiset und seit, die wir egenanter graff Eberhart von Wir- temberg und wir die obgenannten richsstete vormals mit ainander haben und zu ge- licher wise, als ob dieselben artikel in disem briefe begriffen weren und verscriben stunden ane alle geverde. [§ 23] Und also geloben wir vorgeante ertzbischoff Johann, Bernhart marggraff zu Baden, Eberhart graff zu Wirtemberg, burgermaister, räte und alle burger ge- mainlich der obgenannten stete Strasburg, Ulme, Rútlingen, Überlingen, Memmingen,
- 67 Ravensburg, Bibrach, Gemünde, Kempten, Dinkelspúbel, Kouffbüren, Phullendorff, Isny, Liutkirch, Giengen, Aulun, Bophingen und Buchorn mit unsern guten trúwen und ges- woren aiden, die wir darumb alle liplich zu got und zu den hailigen mit gelerten worten, wir ertzbischoff Johann mit unser hande uff unser hertze geleit, und
- 68 wir die andern taile mit uffgebotten vingern gelopt und gesworen haben, dise veraynung, die obgeschriben zit und jare getriulich, war und stäte ze halten, ze laisten und och ze voll- furen ane alle arglist und geverde nach usswisung und ditz briefs sage. [§ 24] Doch nemen wir ertzbischoff Johann und marggraff Bernhart vorgeanten in diser vorgeschriben ayn- nunge usß sölich puntnúß und aynung, als wir gen ainander haben. [§ 25] So nemen wir ertzbischoff Johann sunderlich usß dise hernachgeschriben fürsten, herren und stat, mit namen die crone und das kúnkrich ze Beheim, die erwirdigen herren Johannsen bischoff zu Wirtzburg und sinen stiffe, herrn Fridrichen bischoff zu Aystetten und die hochge- bornen fürsten herrn Johannsen und herrn Fridrichen burgraffen zu Núremberg, herrn Her- man landgraffen zu Hessen, Ludwigen und Fridrichen graffen zu Öttingen, Symon graffen ze Spanhain und ze Vyanden und die ersamen burgermaister, räte und burger gemainlich der stat zu Mentz, unser lieben getriuwen, mit den allen wir vor datum ditz
- 71 briefs verpunden sien. [§ 25a] So nemen wir vorgeanter marggraff Bernhart besunder usß die Phallentz an dem Ryne und die hochgeborenen fürsten, herrn Ludwigen, herrn Johannsen, herrn Stephan und herrn Otten gebrüder, phallentzgraffen bi Ryne und hertzogen in Baigern, des so wir in verbunden sien; [§ 25b] so nemen wir graff Eberhart von Wirtemberg vorgeanter
- 72 usß, unser liebe herren und öhem, herrn Karlen hertzogen zu Luttringen und marggraffen, und herrn Fridrichen von Luttringen, herre ze Romany und ze Bove und grafen ze Wide- munt; [§ 25c] als ferre datz dieselben fürsten, herren, stiffe und stete, die wir also ussge- nommen haben, als vorbeschaiden ist, uns obgenante dry herren die stat Strasburg und des
- 73 richs steten in Swaben bi unsern frihaiten, rechten und guten gewonhaiten als vorgeschriben stat beliben laussen. [§ 26] So nemen wir obgenante maister, rate und burger der stat zu Strasburg in diser verainunge och usß ainem bischoff und den stiffe ze Strasburg [§ 26a] och also ferre, das si die egenanten dry herren die stete zu Swaben und uns bi unsern
- 74 frihaiten, rechten und gewonhaiten beliben laussen als vorgeschriben stat. [§ 27] So nemen denne wir vorgeanter graff Eberhart von Wirtemberg und wir die egenanten richsstete in Swaben in diser veraynung, mit namen [uss]<sup>20</sup> besunder die veraynung, die wir vor mit ainander und mit andern richssteten haben. [§ 28] Darzu nemen wir vorgeanten von

- 75 *Straspurg aber uß die veraynung, die wir haben mit unsern aidgenossen, den von Basel und von Sarburg; also das unser jeglichem taile disiu verainung an denselben veraynungen niht schädlich sin sol, noch die dehainswegs verseren ane alle geverde. Und des alles zu warem und offem urkund so haben wir vogenante herren alle dry*
- 76 *unsiu aigniu insigel und wir obgenanten stete alle unser stete insigel offenlich gebenkt an disen briefe, der geben ist ze Marpach an des hailigen crütz tag ze herbst, als es erböhet ward, do man zalt nach Cristus gebürte viertzechenhundert jar und darnach in dem fünften jare.*

### Anmerkungen

- 1 Vgl. die Dissertation von Ernst Friedländer: Zur Geschichte des Marbacher Bundes, Halle 1893.
- 2 Vgl. Lexikon des Mittelalters (künftig: LMA), Bd. 6 (1993) Sp. 217.
- 3 LMA 8 (1997) Sp. 2190-2192.
- 4 LMA 7 (1995) Sp. 1108-1110.
- 5 LMA 5 (1991) Sp. 515.
- 6 Christoph Friedrich von Stälin: Wirtembergische Geschichte, Teil 3, Stuttgart 1856, S. 385.
- 7 Christoph Florian: Graf Eberhard der Milde von Württemberg (1392-1417). Frieden und Bündnisse als Mittel der Politik, Ostfildern 2006 (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte 6), hier insb. S. 63 ff. - Ich bin Herrn Dr. Florian für die freundlich gewährte Einsicht in die Druckfahnen seiner Dissertation zu Dank verpflichtet.
- 8 Ebd. S. 64.
- 9 Ebd. S. 66.
- 10 Ebd. S. 133.
- 11 Der Transkription der heute im Landesarchiv Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart, unter der Signatur A 602 Nr. 5393 verwahrten Urkunde liegen die gebräuchlichen Richtlinien zugrunde. Die Edition in den nur in Fachbibliotheken greifbaren Deutschen Reichstagsakten Bd. 5, Gotha 1885, S. 750-761, Nr. 489, folgt - einschließlich der Einteilung in Artikel - der Straßburger Ausfertigung, die sich in sprachlicher Hinsicht von der dem schwäbischen Idiom verpflichteten Stuttgarter Urkunde unterscheidet. Als hierfür typisch beibehalten wurde die Verwendung von »iu« im vokalischem Gebrauch. Weiterführende Hinweise, auch zum Verhältnis der Ausfertigungen zu den im Zuge der Vorverhandlungen entstandenen Entwürfen, im Apparat der RTA-Edition.
- 12 Maria Lichtmess = 2. Februar.
- 13 Vorlage: »unde«; sinngemäße Emendation nach RTA 5 S. 752 Z. 5.
- 14 Fehlt in der Vorlage; sinngemäße Konjektur nach RTA 5 S. 752 Z. 31.
- 15 Lesung unsicher; RTA 5 S. 753 Z. 5: »pferden«.
- 16 So Vorlage; RTA 5 S. 756 Z. 34: »urteilen«. - Mittelhochdeutsch erteilen = ein Urteil sprechen.
- 17 Fehlt in Vorlage.
- 18 So Vorlage; RTA 5 S. 757 Z. 15 stattdessen: »schicken«.
- 19 Sinngemäße Konjektur.
- 20 Fehlt in der Vorlage; sinngemäße Konjektur nach RTA 5 S. 760 Z. 13.



# Die Frauenkirche in Unterriexingen

Pfarrkirche – Wallfahrtskirche – Friedhofskirche

von Petra Schad

## *Bemerkungen zur Baugeschichte<sup>1</sup>*

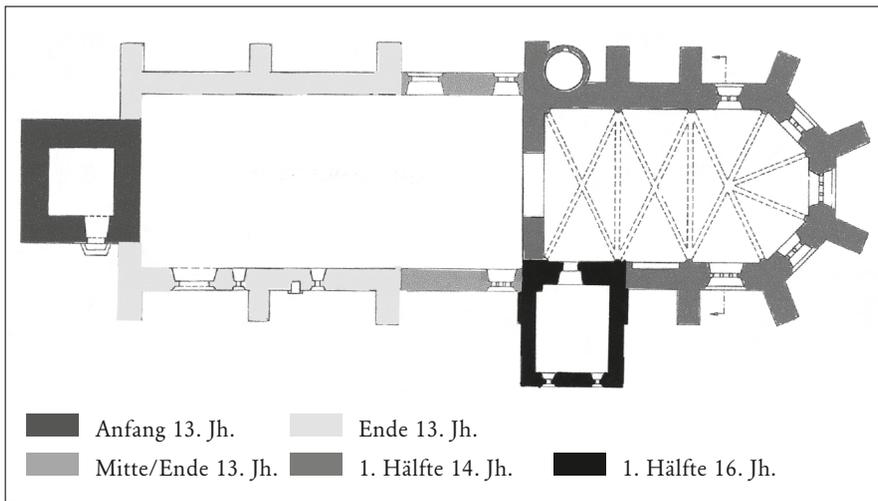
Im frühen 13. Jahrhundert wird der Turm der heutigen Kirche errichtet. Er besitzt an allen vier Ecken einen ausgebildeten Eckverband und stand ursprünglich allein.<sup>2</sup> Das Mauerwerk weist im Erdgeschoss keinerlei Hinweis auf weitere Öffnungen auf, so dass der ursprüngliche Turmzugang an der Ostseite, an der Stelle der heutigen Öffnung zum Betreten der Empore anzunehmen ist, wie man ihn auf alten Ansichten der Kirche erkennt.<sup>3</sup> Später wurde der heutige Eingang geschaffen, der im späten 19. Jahrhundert erneuert wurde.<sup>4</sup>

In der nächsten Bauphase entstand das östliche Langhaus vom Choransatz bis zum ersten Strebepfeiler.<sup>5</sup> Es wurde um die Mitte/Ende des 13. Jahrhunderts errichtet. Im Innern erkennt man diese Mauern daran, dass sie Rücksprünge haben. Diese liegen merkwürdigerweise nicht auf gleicher Höhe. Als nächstes wurde im ausgehenden 13. Jahrhundert das westliche Langhaus gebaut, die Lücke zum Turm geschlossen und somit dieser in den Bau integriert. Es fällt das Fehlen von Fenstern an der Nordseite im westlichen Bereich auf. In einer vierten Bauphase wurde in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts der Polygonalchor mit dem Treppenturm errichtet.<sup>6</sup>

Vielleicht ersetzte der von seinen Ausmaßen her groß dimensionierte Chor eine frühere Apsis und war als Grablege für die Ortsherrschaft bestimmt. Jochen Tolk begründet den großen Chor an der um 1500 errichteten Aldinger Margaretenkirche damit, dass er als Grablege für die Ortsherrschaft – es waren die Herren von Kaltental – vorgesehen war.<sup>7</sup> Die Johanneskirche in Münchingen erhielt 1496 ebenfalls einen geräumigen neuen Chor. Noch heute stehen dort die Grabmale derer von Münchingen.

Als letzter Teil wurde im frühen 16. Jahrhundert die heutige Sakristei angefügt und das obere Dreierfenster in die Südwand des Langhauses gebrochen. Die Strebepfeiler an der Außenwand der Nordseite wurden im 19. Jahrhundert errichtet und haben ästhetische Gründe, eine Wölbung des Kirchenschiffes hat es nie gegeben. Die Türe in der Nordwand ist bauzeitlich.

Gab es früher an der fast fensterlosen Nordwand direkt angebaute Gebäude? Hierzu ist aktenkundig nichts bekannt. Diese gehören sehr wahrscheinlich ebenso in den Bereich der Sagenwelt wie das Vorhandensein eines Frauenklosters auf dem Hohberg.<sup>8</sup> Bereits 1692 standen um die Frauenkirche herum ganz sicher keine Bauten mehr.<sup>9</sup> Für den Frühmesser und den Leutpriester gab es im Dorf in der Nähe der Kirche zwei Pfründhäuser.<sup>10</sup> In einem wohnte der Pfarrer, dem 1553 eine Behausung, Scheuer und Garten bei der Kapelle zur Nutznießung zustand.<sup>11</sup>



*Grundriss mit den Bauphasen der Frauenkirche nach Angaben von Dr. Claudia Mohr  
(Zeichnung von Alexander Brunotte).*

### *Die Anfangsjahre der Frauenkirche*

Seit wann die Frauenkirche als Pfarrkirche diente, wissen wir nicht, denn es ist keine Weiheurkunde überliefert. Die Ergebnisse der Bauforschung weisen auf die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts hin. Somit könnte einer der ersten Kirchherren der 1340 und 1341 urkundliche belegte Heinrich von Riexingen, mit dem Beinamen »Kirchherr«, gewesen sein.<sup>12</sup> Er war der Sohn des Edelknechtes Hartmann von Riexingen. Zu dieser Zeit bezog ein »Kirchherr« Einkünfte, die einer Kirche zur Versorgung des Priesters oder Kaplans gestiftet worden waren. Er war häufig kein Priester – beispielsweise hinterließ unser Heinrich von Riexingen bei seinem Tode zwei unverheiratete Töchter.<sup>13</sup> Vielmehr übertrug der Kirchherr die Seelsorge in »seiner« Kirche einem Priester oder Kaplan, der wiederum vom Kirchherrn einen Teil der Einkünfte für seinen eigenen Lebensunterhalt weitergereicht bekam. Im Laufe des Mittelalters wurden die Pfründen, d. h. die auf einen Altar gestifteten Einkünfte, mehr und mehr direkt auf Priester übertragen, die in der Gemeinde lebten und auch die mit den Stiftungen verbundenen Messen lasen. Denn die Gläubigen forderten Priester vor Ort, die von ihren Pfründen auch leben konnten, um die Seelsorge auf dem Lande zu gewährleisten.

Anneliese Seeliger-Zeiss hält Friedrich von Riexingen, genannt Osterbrunn, für einen Mitstifter der Kirche.<sup>14</sup> Sein Grabstein aus dem Jahr 1394 hatte nach Gerhard Graf Leutrum in der Mitte des Chores gelegen.<sup>15</sup> Heute ist es der zweite Stein links des Eingangs. Der Vermutung von Seeliger-Zeiss stehen sowohl die Datierung der Bauforschung als auch die Nennung Heinrichs von Riexingen als Kirchherr in den Jahren 1340 und 1341 entgegen. Über den geographischen Wirkungskreis des 1251 in einer Urkunde des Klosters Odenheim als Zeuge genannten Priesters Konrad von Riexingen, den Graf Gerhard an den Anfang der Geschichte des Hauses Riexingen stellte, ist nichts bekannt.<sup>16</sup>



*Ältester Grabstein für Friedrich von Riexingen, genannt Osterbrunn (gest. 1394). Der heute beim Eingang platzierte Stein lag ursprünglich im Boden in der Mitte des Chors.*

als »Probsteikirche« des Stiftes Allerheiligen in Speyer bezeichnet.<sup>24</sup> Der Marienaltar und der Allerheiligenaltar belegen eine enge Verbindung zum Hochstift Allerheiligen in Speyer. Zum dortigen Dom gab es eine Marienwallfahrt. Somit ist klar, dass sämtliche Vermutungen bezüglich engerer Verbindungen zwischen dem Frauenkloster Rechentshofen und der Frauenkirche von der Hand zu weisen sind.<sup>25</sup> Die Frauenkirche wurde auch nicht von diesen Nonnen betreut, wie ebenfalls bereits vermutet worden ist. Das wäre kirchenrechtlich im Bezug auf die Seelsorge auch gar nicht möglich gewesen.

Die Frauenkirche war zu Anfang die eigentliche Pfarrkirche der Gemeinde Unterriexingen.<sup>17</sup> Dass Kirchen außerhalb des Ortes angelegt werden, ist nicht unüblich. Auch die Peterskirche in Bietzheim und die Liebfrauenkirche in Lienzingen (heute Mühlacker) stehen als ursprüngliche Pfarrkirchen außerhalb der Siedlung und inmitten des Friedhofes. Diese allein stehenden Kirchen betreuten häufig mehrere Siedlungen. So kann die Pfarrei der Frauenkirche auch den damals noch existierenden Patrimonialort »Dalhusen« umfasst haben. 1399 erwarb Graf Eberhard der Milde einen Teil des Ortes von Anna von Klingenberg.<sup>18</sup> Um 1430 war eine Anna von Klingenberg mit Sifried von Riexingen verheiratet.<sup>19</sup> Talhausen ging später ab und wurde erst im 18. Jahrhundert wieder besiedelt.

1434 stiftete der Priester Christoph von Urbach auf den der »ruhmreichen Jungfrau Maria<sup>20</sup> und allen Heiligen geweihten Altar« in der Frauenkirche eine Pfründe, deren Nutznießung er sich Zeit seines Lebens zuerst noch selbst vorbehielt.<sup>21</sup> Nach seinem Tod sollte der mit dieser Pfründe ausgestattete Priester in Unterriexingen seinen Wohnsitz nehmen und wöchentlich drei Messen an dem genannten Altar lesen. Ferner sollte er den Leutpriester an allen vier Hauptfesten, an allen Marienfesten und an den Sonntagen unterstützen.<sup>22</sup>

Einer der ersten Pfründner war im Jahr 1452 »Ulrich Koch von Haigerloch, Priester und Kaplan der Pfründe des Altars aller lieben Heiligen in der Pfarrkirchen Unser lieben Frawen zu Underriexingen«. <sup>23</sup> Kurze Zeit später wird die Frauenkirche

Um 1468 gab es an der Pfarr- und Wallfahrtskirche drei Kaplaneipfründen und zwei Priester. Einer von ihnen war der »Plebanus«, d. h. der allgemeine Pfarrer, auch Leutpriester genannt. Ferner gab es eine Kaplaneipfründe am Allerheiligentalter und eine weitere Kaplanei am Altar für Johannes den Täufer und Johannes den Evangelisten.<sup>26</sup> Im Jahr 1488 hieß der Kaplan des Altars Unserer lieben Frau und Allerheiligen Johannes Dietherlin.<sup>27</sup>

### *Die Ausgestaltung des Kircheninneren bis zum Ende des 17. Jahrhunderts*

Links und rechts des Chorbogens erkennt man heute an der Ostwand des Schiffes noch steinerne Gewölbeansätze für die früher vorhandenen zwei Altarbaldachine.<sup>28</sup> Der Marienaltar stand auf der linken (nördlichen) Seite.<sup>29</sup> Das Vorhandensein mehrerer Altäre in einer Kirche erstaunt nicht, es war im Mittelalter vielmehr üblich. Im Verlauf des Mittelalters entstand zu dieser Kirche eine Wallfahrt, die immer mehr Pilger anzog.

Über den erwähnten Gewölbeansätzen der Baldachine gab es zu Zeiten von Graf Gerhard an der nördlichen Chorwand noch den Rest einer kleinen Kanzel aus Holz<sup>30</sup>, die ins Kirchenschiff hineinragte. Der Zugang zu dieser Kanzel war nur über den vom Chor aus zugänglichen Treppenturm möglich, der an der Nordseite des Chores an-



*Aquarellierte Tuschezeichnung von 1816. Die Gewölbeansätze der Altarbaldachine links und rechts des Chorbogens sind zu erkennen, ebenso der Zugang zur Kanzel und für deren Beleuchtung die zweite Fensterebene an der Südwand.*



*Rekonstruktion des Kircheninnenraums um 1500 (Zeichnung von Siegfried Schad).*

gebaut ist. Man betrat die Kanzel über eine Tür in der nördlichen Chorwand, die heute hinter einem gemalten Engel links des Chorbogens verborgen ist.

Das Wort Kanzel leitet sich vom mittellateinischen »Cancelli« ab, das ist ein durch Schranken abgetrenntes Lesepult des Geistlichen.<sup>31</sup> Später wird daraus die heute bekannte Kanzel. Erwähnenswert ist hierzu, dass vor der Reformation nur an besonderen Festtagen gepredigt wurde, üblicherweise wurde lediglich eine Messe gelesen, und dass bis zum Ende des 17. Jahrhunderts die in alle nun evangelisch gewordenen Kirchen eingebauten Kanzeln »Predigtstühle« hießen.

So eine Kanzel oder ein begehbarer Lettner, wie ihn zum Beispiel die Markgröninger Spitalkirche einst besaß, konnte organisatorisch natürlich auch genutzt werden. Man stellte dort für die in der Kirche versammelten Gläubigen gut sichtbar Opferkerzen oder Prozessionsfahnen auf und konnte auch »Heiligtümer« zeigen.

Die Altarzone mit den beiden Altären wurde durch das untere der beiden Fenster in der Südwand beleuchtet, während die Kanzel durch das obere Dreierfenster erhellt wurde. Die unteren Fenster sind ursprünglich und stammen aus der Erbauungszeit dieses Langhausteils, also aus dem späten 13. Jahrhundert. Die oberen Fenster wurden im frühen 16. Jahrhundert nachträglich in die Mauer gebrochen.<sup>32</sup> Aus dieser Umbauphase stammt auch die heutige Sakristei.<sup>33</sup>

Auch die Unterriexinger Kirche war ursprünglich mit Wandmalereien geschmückt gewesen. 1873 berichtete die Zeitschrift »Die Gartenlaube« von der Kirche in Unterriexingen und von Szenen des Jüngsten Gerichtes, die der Autor an den Wänden der Ruine noch ausmachen konnte. Vermutlich befanden sie sich an dem für das Jüngste Gericht typischen Platz, nämlich am Chorbogen, wie in der Markgröninger Bartholomäuskirche. Das würde auch zu einer Wallfahrtskirche passen: als Mahnung, sich seiner Sünden zu erinnern und rechtzeitig etwas zu unternehmen, beispielsweise ein großzügiges Geldopfer zu tätigen.

Graf Gerhard und Landeskonservator Dr. Eduard Paulus konnten um 1874 noch einen gemalten knienden Mann mit der Jahreszahl 1418 und dem Wortfragment »Jos« erkennen. Paulus ordnete das Gemälde dem Ulmer Meister zu.<sup>34</sup>

### *Die Frauenkirche als Wallfahrtskirche*

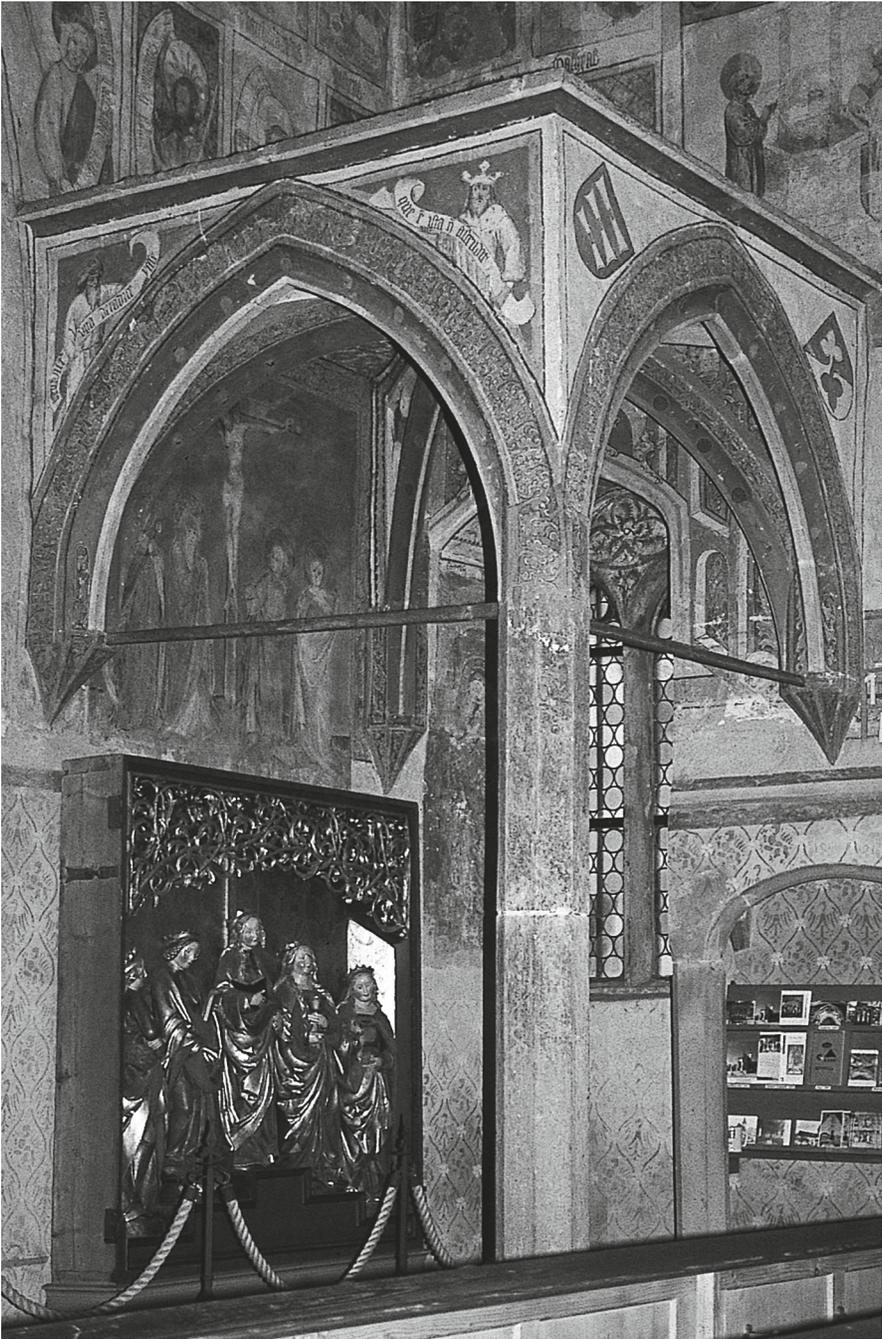
Da der Marienkult der Motor der religiösen Bewegung im Hochmittelalter war, ist zu vermuten, dass die Pfarrkirche erst im Verlauf des Mittelalters eine Wallfahrtskirche wurde. Nachdem die großen Fernwallfahrten des Spätmittelalters zum Erliegen gekommen waren, stieg die Bedeutung der lokalen Wallfahrtsorte.<sup>35</sup> Sie boten den nahezu gleichwertigen Ersatz, ersparten die vielfach mit Lebensgefahren verbundenen Reisen und waren jederzeit erreichbar, um Buße und Sühne zu leisten, Dank für empfangene Hilfe abzustatten, Gnaden zu erleben und Opfer darzubringen.

In Unterriexingen betrat die Pilgerschar vermutlich von Süden die Kirche, zog an den Altären und Heiligtümern vorbei und verließ über die Tür in der Nordwand wieder die Kirche. So ein Prozessionsweg ist auch für die Wallfahrtskapelle St. Veit in Mühlhausen am Neckar belegt. Diese kleine Kirche in dem heutigen Stuttgarter Stadtteil, zwischen 1350 und 1380 erbaut, ähnelt in vielem der Unterriexinger Frauenkirche.

Bei einer um 1550 durchgeführten Umfrage »Was für furneme Wallfahrten vor Jarn im Furstenthumb Wurtemperg gewesen und auch an selbige Ort Capellen gebaut worden«<sup>36</sup> werden zahlreiche Orte im heutigen Landkreis Ludwigsburg erwähnt, zu denen früher einmal gewallfahrtet worden ist. Vor der Reformation gab es im Herzogtum gut 50 Wallfahrtsorte, allein 14 davon waren eine Marienwallfahrt gewesen. So auch Unterriexingen: »Zu Underriexingen, so deren von Nippenburg und Schenckhen von Winterstetten ist, ligt ain Veld Kürch. Daren ein grosse Walfart und Creutzgang gewesen und noch nit underlassen wurt.«<sup>37</sup> Um 1550 war man also zur Frauenkirche noch gewallfahrtet. Mit großer Wahrscheinlichkeit hatten dies die von Nippenburg und die Schenken von Winterstetten gewusst und noch geduldet. Ob aus religiösen oder monetären Gründen heraus, wissen wir nicht. Ebenso wenig, in welchem Jahr genau Friedrich von Nippenburg sich zum Protestantismus bekannte, er war jedenfalls der erste aus dieser Familie.<sup>38</sup>

Die Geldspenden verblieben vorreformatorisch in den Wallfahrtsorten. So kam das Augustinerinnenkloster auf dem Baiselsberg bei Horrheim in Finanznöte, als man die Wallfahrt nach »Sankt Christophels Zahn« unterbunden hatte.<sup>39</sup>

Es verwundert nicht, dass nach dem für Württemberg geläufigen Reformationsjahr 1534 sogar um 1550 noch Katholiken im Lande ihren Glauben praktizierten. Man darf nicht die heutigen Vorstellungen zur Umsetzung von Reformen und neuen Gesetzen auf die damalige Zeit übertragen und sich vorstellen, dass vom



*Nördlicher Seitenaltar, Johannes dem Täufer geweiht,  
in der Veitskapelle in Stuttgart-Mühlhausen.*

1. Januar 1535 an jeder in Württemberg dem protestantischen Glauben angehörte und ihn auch praktizierte. Zumal der Fortbestand der von Herzog Ulrich 1534/35 im Herzogtum Württemberg eingeführten Reformation durch das von Kaiser Karl V. nach dem Schmalkaldischen Krieg (1546/47) verfügte Interim für einige Jahre in Frage gestellt gewesen war. Hinzu kam, dass in der Regel die katholischen Priester weiterhin ihr Amt versahen, denn protestantisch ausgebildete Pfarrer waren lange Zeit Mangelware. Erst nach dem Augsburger Religionsfrieden 1555 führte Herzog Christoph mit dem Schwäbisch Haller Reformator Johannes Brenz das große Reformwerk in Württemberg zu Ende.

Zudem war dem Herzog ebenso wie dem Konsistorium bewusst, dass nicht alle Untertanen mit einem Schlag den katholischen Glauben abgelegt hatten. Dieses Wissen, verbunden mit dem Streben, das Kirchenvermögen gezielt zu verwenden, führte Ende des Jahres 1555 zu einem Dekret, wonach nur solche Feldkirchen erhalten bleiben durften, die in Friedhöfen lagen und in denen auch gepredigt wurde. Damit sollte im protestantischen Württemberg das Wallfahrtswesen, das sich im Lande hartnäckig in kleineren, abseits gelegenen Kapellen und Kirchen hielt, gänzlich abgeschafft werden. Ein Beleg für das Vorhandensein katholischer Zeugnisse in den Kirchen auch nach der Reformation ist das Reskript an den Pfarrer, Vogt, Bürgermeister und Gericht in Brackenheim vom August 1556: »Wir befinden, das an vilen Orthen unsers Fürstenthumbs noch die Sacramentsheußlin in den Kirchen nit abgethan, sondern vor derselben vor vilen Leuthen allerley Abgötterey getrieben werde, welches ganz beschwerlich. Deshalb unser Bevelch, wo ir ains oder mehr in den Kirchen Statt und Ampts hetten oder wissen, ir wöllend diesselben in Still

---

*Sakramentshäuschen  
in der Schwieberdinger Georgskirche.*



und bescheidentlich abrechen, und da sie ins Mauerwerk eingemauert, das gehauen Werk daraus prechen und dieselben eben dem Gemeur aussmauern und verdicken und daran nichts verhindern lassen, damit solche Abgötterey fürkkommen und verhuet werd.«<sup>40</sup>

Wertet man das nicht zerstörte Sakramentshäuschen<sup>41</sup> als Ausdruck von Duldung oder gar (heimlicher) Beibehaltung des katholischen Glaubens – eventuell zur Absi-



*Ansicht der Südseite der Frauenkirche mit den beiden Fensterzonen. Unterhalb des Fensters der Sakristei sieht man den Bogenansatz für das frühere Gebeinhaus.*

cherung des eigenen Seelenheils –, so fällt auf, dass es nicht nur in der Unterriexinger Frauenkirche, sondern auch in der Georgskirche in Schwieberdingen, wo die von Nippenburg ebenfalls Besitz hatten, die Reformation überdauerte. In Schwieberdingen versorgte nach dem Interim seit 1549 sogar wieder ein katholischer Priester die Pfarrei, für dessen Verbleib im Amt sich die Brüder Ludwig II. und Conrad von Nippenburg gegenüber Herzog Ulrich einsetzten.<sup>42</sup> Friedrich von Nippenburg (1521-1591) trat als erster seines Geschlechtes zum evangelischen Glauben über.<sup>43</sup> Auch in

Aldingen gestattete der Herzog dem Philipp von Kaltental, einen katholischen Messpriester zu halten, der am St. Nikolausaltar, einem Seitenaltar der Margaretenkirche, Messe hielt und dessen Einkünfte bekam.<sup>44</sup>

Nach dem Ergebnis der bereits erwähnten Umfrage aus der Zeit um 1550 strömten damals Wallfahrer auch nach Tiefenbronn, 10 km südöstlich von Pforzheim gelegen, und nach Mühlhausen am Neckar. Tiefenbronn gehörte um diese Zeit zur Herrschaft Steinegg, die dem katholischen Glauben treu blieb.<sup>45</sup> Die Hälfte des Ortes Mühlhausen gehörte seit 1461 denen von Kaltental.<sup>46</sup> Vor der Reformation hatten in unserer Gegend noch zahlreiche andere Wallfahrten bestanden, so in Lienzingen, Nussdorf, Ensingen, Horrheim, Enzweihingen und Leinfelden bei Enzweihingen. Zur Kirche des Heilig-Geist-Spitals in Markgröningen hatte sich eine »römische Bußwallfahrt« entwickelt gehabt. Diese war mit der Reformation abgeschafft worden, ebenso wie die Wallfahrten nach Klein- und Großsachsenheim, Bönningheim, Lauffen, Ottmarsheim, Oberstenfeld und Eglosheim. Auch die Wallfahrt und der Kreuzweg zu der Marbacher Alexanderkirche bestanden nicht mehr.

### *Das Wallfahrtswesen im Mittelalter*

Neben der Stiftungsfrömmigkeit erfuhren im Spätmittelalter vor allem die Heiligenverehrung und damit verbunden ein absonderliche Formen annehmender Reliquienkult und die Wallfahrten eine außergewöhnliche Steigerung und Ausdehnung.<sup>47</sup> Über alle spezialisierten Heiligenkulte hinaus kam der Verehrung der Jungfrau Maria, an der alle Stände und Schichten teilhatten, eine übergreifende, zentrale Bedeutung zu. Die Wallfahrten zur Jungfrau Maria gibt es zur Strafe, Sühne, Buße, zum Dank oder zur Bitte um Hilfe. Das Vorhandensein von Reliquien war für den Marienkult nicht ausschlaggebend. Stattdessen ersetzte oder ergänzte die seit dem 5. Jahrhundert einsetzende Bilderverehrung in ihrem Falle das Fehlen von Reliquien.<sup>48</sup> Das Beten vor dem Altar verspricht bei Bußwallfahrten einen Ablass für die Sünden, d. h. eine auf eine bestimmte Anzahl von Tagen festgelegte Verkürzung des reinigenden Fegefeuers.<sup>49</sup>

Zur Frauenkirche gab es auch einen »Kreuzgang«, eine altertümliche Bezeichnung für einen Kreuzweg. Als Kreuzweg bezeichnet man den betenden Nachvollzug des Leidensweges Jesu in anfänglich sieben Stationen von seiner Verurteilung durch Pilatus bis zum Tod auf Golgatha und seinem Begräbnis.<sup>50</sup>

Möglich ist, dass die Pilger – unter ihnen vielleicht auch Nonnen von Rechenshofen<sup>51</sup> – durch die noch heute bekannte »Frauenklinge« bei Wallfahrten und Processionen zur Kirche hoch pilgerten und es so zu diesem Namen kam.

### *Die Dorfkirche steigt zur neuen Pfarrkirche auf*

Vermutlich trat der Wechsel um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein. Wurde 1553 die heutige Dorfkirche noch als »Cappell« bezeichnet<sup>52</sup>, nannte man sie zwanzig Jahre später »Kirche«.<sup>53</sup> Über das Warum lassen sich nur Vermutungen anstellen. Eine bedeutende Rolle dürfte hierbei auch der Reformation zukommen. Das Dorf besaß neben der Frauenkirche direkt im Ort noch eine kleine Kapelle. Diese war sehr wahrscheinlich in Folge der Stiftung einer Frühmesse durch die Truchsessens von Höfin-



*Frauenkirche mit Friedhof um 1900.*

gen entstanden. 1408 heiratete Adelheid von Nippenburg, nach dem Tod ihres ersten Gemahls Auberlin Söler, Erpf Truchsess von Höfingen.<sup>54</sup> Er oder einer seiner Nachkommen haben die Frühmesse gestiftet. Aus der Überlieferung eines Prozesses kennen wir die Stifterfamilie, die sich auch in anderen zahlreichen Fällen vor der Reformation als Stifter von Pfründen erwiesen hat.<sup>55</sup>

Frühmessen wurden auf die Altäre von Kirchen oder Kapellen gestiftet. In Unterriexingen stand dem Frühmesser im Ort in der Nähe der einstigen Kapelle auch ein Frühmesspfründhaus zur Verfügung.<sup>56</sup> Da die Frühmesspfründe bis 1500 nicht in den Speyrer Matrikeln des Hochstifts Allerheiligen, im Mittelalter häufig auch St. Trinitatis (Dreifaltigkeit) genannt, erwähnt wird, wurde sie nicht auf einen Altar in der Frauenkirche gestiftet, sondern auf die damalige Kapelle und heutige Dorfkirche. 1478 hieß der Frühmesser Hans Hanmann.<sup>57</sup>

In Unterriexingen gab es während des Glaubenswechsels keine religiösen Eiferer, weder die Pfarrer noch die Bewohner oder eine Ortsherrschaft, die zum Bildersturm aufriefen. Man ließ die Frauenkirche sozusagen in einen Dornröschenschlaf verfallen und beließ die Wandmalereien samt den Altären, wie sie waren. Die geforderte neue Religion konnte man in der Kapelle im Dorf praktizieren. Diese eher unbedeutende Kapelle hatte sicherlich kein künstlerisch so aufwendig gestaltetes Kircheninneres wie die Wallfahrtskirche, was ja nach der Reformation verpönt war. Die Kapelle bot zudem den Vorteil, dass sie nicht »beschwehrlich« weit außerhalb des Ortes auf einer kleinen Anhöhe lag. Auch die zeitgemäße neue Kirchenausstattung

der Dorfkirche seit 1628 machte diese – auf alle Fälle für den evangelischen Pfarrer – attraktiver. Ist dort doch die Kanzel an der Nordwand zur Verkündung des Wort Gottes ein regelrechter Mittelpunkt des Raumes.

Wie viele Glocken besaß das Geläut der Frauenkirche im ausgehenden 17. Jahrhundert? Ein Zufall kommt uns bei der Antwort zu Hilfe. Denn im Frühjahr 1685 hielt Hans Georg Zellter »ohngezeichnete Reden, als man die mittlere Glocken von der oberen in die undere Kirche verwandelt«, so dass dies am 1. Mai 1685 ein Tagesordnungspunkt beim Kirchenkonvent war. Zellter hat »solches bereuhet und versprochen, dass er sich dessen nimmer gelüsten lassen wolle«. <sup>58</sup> Dem Thematisieren und Protokollieren dieses moralischen Fehlverhaltens verdanken wir das Wissen um die ursprünglich exakte Glockenzahl – nämlich drei – und einen Hinweis auf die bewusste Aufwertung der im ausgehenden 17. Jahrhundert immer bedeutender werdenden heutigen Pfarrkirche. Inschriften an der südlichen und nördlichen Chorwand belegen größere Baumaßnahmen im Jahr 1685, auch der Grafenstuhl ist mit der Jahreszahl 1685 bezeichnet. Die Überführung der Glocke lässt einen zeitnahen Abschluss dieser Arbeiten vermuten. Dies ist vielleicht auch der Grund für den heutigen Kirchweihtermin Anfang Mai.

Die Frauenkirche hatte als Pfarrkirche im 17. Jahrhundert, wohlgemerkt noch vor den Franzoseneinfällen im Rahmen des Pfälzer Erbfolgekrieges, schon ausgedient. Die Überführung der Glocke belegt dies nachdrücklich.

So berichtet das Kirchenvisitationsprotokoll aus dem Jahr 1692, dass die Frauenkirche nur noch an Ostern genutzt wurde. Und hierfür bot sich diese Kirche ja inmitten des Friedhofes an. Unterriexingen »hat auch eine absonderliche Kirche, ungefehr eine Viertelstunde vom Flecken gelegen, wobey der Kirchhoff und locus Sepulchrae [Friedhof]. Undt wurd jährlich am Ostertag ein Predigt darin gehalten, auch sonsten nit. Es wehre da als adeliche Leichen darin beygesetzt worden.« <sup>59</sup> Der bauliche Zustand wurde vom Markgröninger Dekan gerügt: »Diser Orth hat eine sehr schöne Kirche außer dem Fleckhen, darin die adeliche Leichen gehalten werden. Ist für schad, dass man sie in so merklich Abgang kommen lasst, weil Wand und Tachwerck kein Nütz, so beim Vogtgericht gehndet worden. Auch Württ[emberger] seits solch zu reparieren versprochen worden. Die Nobilitat aber noch mit inn hält, bleibt das Werkh in suspensu [unausgeführt].«

### *Ein Blitzschlag im Jahr 1694 zerstört die Frauenkirche*

Gerhard Graf Leutrum schreibt in seiner Geschichte über die Frauenkirche, dass diese im Rahmen des Pfälzer Erbfolgekrieges 1693 durch die Kugeln der Kaiserlichen zerstört worden sei. Diese hätten vom »Hochstämmer« aus die hinter den Friedhofmauern in der Frauenkirche verschanzten Franzosen angegriffen und dabei »die Dächer in Brand, den Turm aber in Trümmer geschossen«. <sup>60</sup>

Dem war jedoch nicht so. Zwar raubten die Franzosen 1693 mindestens vier der insgesamt fünf Unterriexinger Glocken <sup>61</sup> – das Metall war zu allen Kriegszeiten als Material für Kugeln immer sehr gefragt –, jedoch war es ein Blitzschlag, der im Folgejahr die Kirche zerstörte. <sup>62</sup> Mehrere Quellen belegen diese Tatsache. So auch der Bericht des Markgröninger Dekans über das Unglück: »Als verwiechenen Sonntags Nacht allhier ein solches schweres Donnerwetter entstanden, welches in den oberen Kirchenturm eingeschlagen, und weilten solche eine halbe Viertelstund vom



*Aquarellierte Federzeichnung von Karl Urban Keller (1772-1844).  
Das Bodenniveau um die Kirche lag zwischen 1798 und 1813 tiefer, der Eingang ins  
Gebeinhaus unter der Sakristei ist deutlich sichtbar.*

Flecken entfernt, hat niemand nichts davon gesehen, biß Montags morgens zwischen 2 und 3 Uhr. Da wurde ermelter Kirchthurm schon in völligem Brandt gesehen und wegen Ermangelung Wassers und der Leuth gantz ohnmeglich mehr etwas darvon zu erhalten. Auch wo nicht ein hiesiger junger Zimmermann Leib und Leben gewagt, lege bereits die Kirche auch in Asche. Derselbe hat mit höchster Lebensgefahr etliche Seitenstück vom Thurm, welche schon gantz dem Thurm zugehangen, mit Gewalt uff die anderen Seite gestoßen. Und weil man vermeinet, es werde nicht anderster sein können, alß dass die Kirche auch mit verbrenne, alß wurde veranstaltet, dass derjenige Altar, welcher in vielen Bildern und Lebens Größe bestehet und mit gutem Goldt starck verguldet war, heraußgetragen, umb vor dem Brandt bewahret zu sein. Welches zwar alles wieder nach dem Brandt in die Kirche gethan worden. Allein weil solches alles von dem Papsttum herrühret und wegen Ohnbrauchbarkeit solcher Altar schwerlich mehr uffgerichtet werden möchte, als habe ich [= Dekan] uff Angehen Schultheißens und Waysengerichts in Underthänigkeit Anfrag thun wollen, ob solcher Altar nicht gegen die Pabisten zu verkaufen wäre und man solches Geld wider zu einem Geleutt in die undere Pfarrkirchen anwenden dörffe, dann solcher Altar doch nur nach und nach in Abgang und Schaden gerathen thäte. Die adel. Condomine werden hieran auch nichts hindern. Was also zu thun wäre, wird in Untherthänigkeit erwartet.«

Bereits 14 Tage später lag die Antwort des Herzogs vor. Als erstes erhielt der Dekan einen Verweis, weil sich in seiner Diözese ein »papistischer Altar« erhalten hatte. Auch der Pfarrer in Unterriexingen erhielt einen Verweis, weil es nicht er selbst gewesen war, der über die Vorkommnisse in der Gemeinde informierte. Und die Entscheidung bezüglich des Altars lautete: In die Kirche zurückstellen und nicht verkaufen. Hier verlieren sich die Spuren des Altars.

Das durch Brand zerstörte Kirchendach wurde nicht mehr repariert.<sup>63</sup> Dennoch

diente die Frauenkirche der Patronatsherrschaft weiterhin als traditionelle Grablege, was die ununterbrochene Reihe der Grabsteine in der Kirche beweist.

Im Visitationsbericht von 1703 heißt es: »Hatt ohne die Kirche im Flecken noch eine absonderliche Kirche, die Frawenkirche genanndt, eine halbe Viertelstunde vor dem Fleckhen, allwo sie auch Ihren gemeinsamen [weil geteile Ortsherrschaft] Gottesacker und Kirchhoff haben. Hierbevor ist jährlich am Oster-Montag darin gepredigt worden. Nachdem aber vor etlich Jahren durch das Hochgewitter der Kirchturm undt mithin auch das Gebew ruinirt und die berühmte schene Glokhen vom Feindt daraus seindt geraubt worden, so ist vor solche Zeitt aller Gottesdienst darin unterblieben.«<sup>64</sup> Die bereits drei Jahre alten Kirchenglocken waren noch nicht bezahlt.<sup>65</sup> Nach 1703 tauchte die Frauenkirche nicht mehr in den Kirchenvisitationsberichten auf. Dennoch gehörte sie weiterhin zum Kirchenbesitz. Im Heiligenlagerbuch von 1710 wurde sie nach der neuen Pfarrkirche als mit Weingärten umgeben erwähnt.<sup>66</sup>

Bei der Kirchenvisitation 1739 wurde die Frauenkirche mit keinem Wort als in Stand gesetzt oder als wieder nutzbar erwähnt.<sup>67</sup> Das Patronat lag bei Württemberg. Die Kirche gehörte selbstverständlich der örtlichen Kirchengemeinde und wurde 1710 und 1772 auch als Besitz aufgeführt, im Heiligenlagerbuch von 1838 dann als »Ruine« bezeichnet.<sup>68</sup>

### *Glocken für die heutige Dorfkirche*

Die Gemeinde Unterriexingen bemühte sich im Juni 1701 erneut um eine »Glockenbeysteur« zu einer neuen Kirchenglocke für die Dorfkirche. In der entsprechenden Bittschrift führte sie unter anderem aus: »Wie hart uns nicht allein die letst landverderbliche Invasion mitgenommen, dass hiesige Kirche 5 bekannnt schöner Glocken beraubet. Sondern in darauf gefolgtem Frühling eine Kirch gar durch einen Donnerstreich und den darauf entstandenen Brand gänztlich und so sehr demolirt worden, dass sie noch oede steht, ohne dass die arme Commun [...] bisher zu solchen Kräfften gelanget, um wider eine Glocke zu bezahlen, will geschweigen eine Reparation der Kirchen vorzunehmen.«<sup>69</sup>

Der mit der Prüfung der Angelegenheit beauftragte Markgröninger Dekan Friedrich Faber bestätigte, dass sich auf beide Unterriexinger Kirchen früher fünf Glocken verteilt hatten, die seit der feindlichen Invasion fehlten. Auch er wies auf den Brand des Turmes und Daches der Frauenkirche hin, in der seither kein Gottesdienst mehr gehalten werde, und berichtete, dass die Gemeinde sich seither mit einem »kleinen Sperworseckischen Speisglöcklein« behelfen müsse. Vor einem Jahr habe die Gemeinde mit Müh und Not die Hälfte des Glockenpreises dem Glockengießer in Vaihingen als Anzahlung gegeben. Die zweite Hälfte in Höhe von 200 Gulden war nun 1701 fällig und die Gemeinde bat, dass die Geistlichen Verwaltungen von Bietigheim, Markgröningen und Rechentshofen daran 100 Gulden übernehmen sollten. Zusätzlich brachte Dekan Faber die bei der Kirchenvisitation seit knapp zehn Jahren regelmäßig vorgetragene Bitte des ortsansässigen Adels, derer von Sperberseck, um Reparation der Frauenkirche vor, »gleichwohl dieselbe ohne fundationes [ohne Einkünfte] sei. Die Edelleuthe haben ihre Begräbnis darin, auch dero Leichpredigten, sonst aber jährlich am Ostermontag eine Predigt gehalten.« Bei diesem Satz fragt man sich, ob der »papistische Altar« noch immer zu Gottesdienstzwecken diene. Die

Unterriexinger konnten nur einen winzigen Erfolg verbuchen: Die oben genannten Verwaltungen sollten der Gemeinde 20 Gulden zur Bezahlung der neu angeschafften, 6 1/2 Zentner schweren Glocke beisteuern.<sup>70</sup>

Die Glocke war von Johann Rosier gegossen worden. Die aus dem Elsass stammende Glockengießfamilie Rosier hatte sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Rottenburg am Neckar niedergelassen.<sup>71</sup> 1697 war Johann Rosier ins zerstörte Vaihingen gerufen worden. Dort goss er mehrere Glocken und versorgte auch das Umland, wie zum Beispiel Unterriexingen.<sup>72</sup>

### *Gerhard Graf Leutrum von Ertingen erwirbt die Kirche*

Im Jahr 1820 verlegte Karl Ludwig Friedrich Graf Leutrum, der Großvater des Kirchenerneuerers Graf Gerhard, seinen ständigen Sitz nach Unterriexingen. Laut Graf Gerhard sollen bereits sein Großvater und später dann auch sein Vater den Wunsch gehabt haben, die Frauenkirche wieder aufzubauen und aus ihr erneut eine Grablege für die Patronatsherrschaft zu machen.<sup>73</sup> Im Nachdenken über Ruinen entsteht in der Fantasie des romantischen Betrachters die gotische Kirche von neuem als Zeugnis einer verklärten mittelalterlichen Welt, in der Leben und Religion im Einklang standen. So erscheint die Wiedergeburt der Gotik als christliche und vaterländische Architektur zugleich als Sinnbild für die ersehnte Wiedererrichtung der nationalen Einheit.<sup>74</sup>

Der Familientradition verpflichtet und getreu dem Spruch »Was du ererbst von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen«, nahm Gerhard Graf Leutrum das Werk 1874 in Angriff.<sup>75</sup> Vielleicht hatte der Tod seiner Gemahlin Paula, eine geborene Freiin von Reischach, im Mai 1874 in ihm den Wunsch gestärkt, eine Familiengruft zu errichten. Graf Gerhard war getragen von der Aufbruchstimmung, die nach dem Sieg über die Franzosen im gesamten Deutschen Reich herrschte. Letztendlich ging die Initialzündung von einem Spaziergang aus, den Graf Gerhard in Begleitung seines Onkels, dem Reichsfreiherrn Otto Emanuel Ludwig Leutrum, und des Reichsfreiherrn Ernst von Sternenfels sowie eines Barons Heister am 31. August 1874 unternahm. Graf Gerhard berichtet, dass er bereits auf dem Heimweg beim Pfarrer vorbeischaute, um diesem seinen Entschluss zu verkünden. Zwei Tage später waren die ersten Arbeiten im Gange.

Nicht alle sahen die Sanierungsarbeiten an der Kirchenruine mit der Freude des Bauherrn. Bereits am 4. September trat der Stiftungsrat, der für kirchliche Angelegenheiten zuständig war, zu einer Sitzung zusammen. Graf Gerhard stellte sein Projekt vor, die Kirche auf eigene Kosten zu restaurieren, die Grabsteine neu aufzustellen und eine Leutrumsche Familiengruft einzurichten. Er begründete seinen Wunsch nach einer Familiengruft damit, dass die Ortsherrschaft ihre Angehörigen schon immer in der Kirche beisetze und »die jeweilige Ortsherrschaft ein Recht dazu haben muß«. <sup>76</sup> Der Stiftungsrat war dem Vorhaben gewogen und handelte sich gleich das Recht aus, dass die Gemeinde dann bei ungünstiger Witterung die Beerdigungsfeierlichkeiten in der restaurierten Kirche abhalten könne. Daraufhin wurde die Angelegenheit dem Königlichen Oberamt zur Genehmigung vorgelegt. Am 13. Oktober 1874 lag dessen Zustimmung unter folgenden Auflagen vor: Es solle 1.) der Chor vom übrigen Kirchenschiff richtig abgetrennt werden; 2.) die Gruft tief genug und gut verschlossen sein und 3.) für eine gute Belüftung des künftigen mit einem Dach

versehenen Chors und der Kirche gesorgt werden, damit »keine Moderung auftauche«. <sup>77</sup> Der Stiftungsrat hatte gegen die Einrichtung der Leutrumtschen Gruft nichts mehr einzuwenden.

Parallel dazu liefen die Arbeiten weiter und als der Herbst vorüber war, waren der Chor und die Sakristei fertig gestellt. Der Chor war nun neu mit der zur Familiengrablege bestimmten Gruft versehen. Bei diesen Grabarbeiten war man auf



*Historisches Chorgewölbe mit Pflanzenornamenten, die ein Element des Historismus der Kirchensanierung 1874/75 sind. Die Malereien wurden 2003 gereinigt und die Wasserschäden beseitigt.*

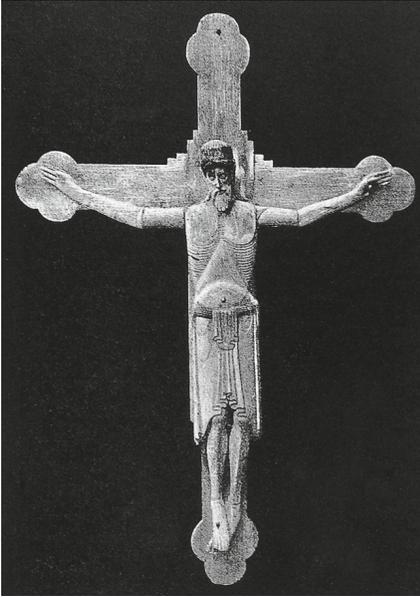
zahlreiche Skelette gestoßen. Der Chor und die Sakristei wurden im Geiste des Historismus erneuert, das Kirchenschiff beließ Graf Gerhard bewusst »altersgrau«, d. h. mit sichtbaren Mauersteinen und unverputzten Wänden.

Die Verwendung unverputzten Natursteins entsprach der romantischen Auffassung von einer »unverfälschten Natur als höchster Lehrmeisterin«, die »auch für die Architektur die natürliche Erscheinung des Materials« vorschrieb. <sup>78</sup> Reichsfreiherr Otto

unterstützte die Baumaßnahmen seines Neffen finanziell in großzügiger Weise.<sup>79</sup>

Als nun die Kaufhandlung abgewickelt werden sollte, machte der Stiftungsrat am 19. Dezember 1874 plötzlich einen Rückzieher. Er erbat sich Bedenkzeit, um die Stimmung in der Bürgerschaft zu erkunden.<sup>80</sup>

Am 23. Dezember traten der Stiftungsrat, der Bürgerschaftsausschuss und Graf Leutrum erneut zusammen. Graf Gerhard bot an, 20 Jahre lang jeweils 20 Gulden in die Stiftungskasse einzuzahlen. Nun wurde zur Abstimmung geschritten. Es gab beim Stiftungsrat vier Stimmen für eine Veräußerung und zwei dagegen, der Bürgerschaftsausschuss votierte geschlossen dagegen.<sup>81</sup> Beide Seiten verhandelten jedoch weiter, so dass im Juni 1875 ein Kaufvertrag mit Zustimmung des Königlichen Oberamts abgeschlossen werden konnte.<sup>82</sup>



*Von 1885 stammende, älteste Abbildung  
des romanischen Kreuzes  
aus dem 11. Jahrhundert, das 1891  
von Ertingen überführt wurde.*

Aus dem Kaufvertrag geht klar hervor, was der Knackpunkt bei den Verkaufsverhandlungen gewesen ist. Die Gemeinde wollte schlicht und ergreifend ihren Steinbruch nicht verkaufen. So betrug der Kaufpreis für die Kirchenruine nun 1500 Gulden. Zusätzlich erklärte sich Graf Gerhard bereit, der Gemeinde »mit Rücksicht auf die ungünstigen finanziellen Verhältnisse der Gemeindeverwaltung, insbesondere auf die großen Aufgaben, die ihr in nächster Zeit für Straßen und Brückenbau, Bau eines Schafstalles etc. erwachsen«, einen Beitrag von 1500 Gulden zu leisten, »der mit 5 % vom Tage der Übergabe der Frauenkirche an zu verzinsen und in drei gleichen Raten von je 500 Gulden auf Lichtmeß 1876, 1877 und 1878 zu bezahlen ist«. Graf Gerhard bezahlte somit für den Erwerb der Kirche statt den anfangs gebotenen 800 Gulden insgesamt 3000 Gulden.

Nun konnte Graf Gerhard das begonnene Bauwesen fortführen, für das er den Ulmer Münsterbaumeister August Beyer<sup>83</sup> als Architekten hatte gewinnen können. 1879 waren Dach und Glockenstuhl so weit fertig, dass zwei neue

Glocken von der Gießerei Kurtz aus Stuttgart hochgezogen werden konnten. Die Arbeiten an der Kirche erstreckten sich über Jahrzehnte, erst 1891 fanden sie mit dem Einbau einer Westempore ihren Abschluss.

Am 23. Juli 1884 übertrug König Karl von Württemberg die erbliche Grafenwürde auf Gerhard Leutrum von Ertingen. Graf Gerhard starb 1922 und war der letzte, der in der Familiengruft beigesetzt wurde. Sein einziger Nachkomme, ein Sohn, war bereits im Februar 1876 im Alter von zwei Jahren verstorben. Die Grafenwürde ging auf seinen Bruder Norwin und dessen Nachfahren über.

### *Die letzte umfassende Sanierung*

Rund 100 Jahre später, genauer gesagt 1996, wurden die ersten Schritte zur geplanten Innenrestaurierung der Frauenkirche durch Karl Magnus Graf Leutrum von Ertingen, den Großneffen Graf Gerhards, eingeleitet. Zeitgleich mit den ersten Drainagearbeiten um die Kirche herum wurden in einem ersten Abschnitt im Jahr 1999 die Epitaphien ausgelagert und restauriert. Mit der Innenrestaurierung wurde 2002 begonnen. Hierbei befreite man den Dachstuhl von Schädlingen, auch wurden die Wände saniert und die Malereien gereinigt. Im Jahr 2003 kamen dann die prachtvollen Grabsteine in die Kirche zurück. Heute stehen sie auf einem Steinsockel, zur



*Frauenkirche von Süden.*

Belüftung etwas von der Wand entfernt und durch eine zusätzliche Bleifolie vor aufsteigender Nässe geschützt. Allein die Rettung dieser Kunstwerke vor dem Verfall kostete Graf Leutrum rund 120 000 Euro. Da sie zu 100 % als Kunstwerke angesehen werden, übernahm das Landesdenkmalamt 70 % der Kosten.

Die Stadt Markgröningen kümmerte sich ihrerseits um die gesamte Außenanlage und 2001 wurde das zweite Teilstück der Drainage verlegt, damit keine schädigende Nässe mehr in die Mauern aufsteigt. Die Anlage erhielt ein WC-Häuschen und im alten Friedhof neue Wege. Ferner übernahm die Stadt die Arbeiten im Glockenturm sowie die gesamte Elektrik – hierzu gehören auch die Heizstrahler unter den Bänken. Die Gesamtkosten für die Stadt beliefen sich in den vier Jahren auf rund 140 000 Euro.<sup>84</sup>

Hätte Gerhard Graf Leutrum vor 130 Jahren die Frauenkirche nicht durch Bau-  
maßnahmen gesichert und in manchen Teilbereichen auch wieder neu erbaut, wür-  
den nur noch kleine Mauerreste von der einstigen Frauenkirche zu sehen sein – wenn  
überhaupt! Ein paar Kulturbeflissene mit Interesse für die Romantik hätten vielleicht  
noch konkretere bildliche Vorstellungen von der einstigen Kirche, da es sehr viele  
historische Ansichten von ihr gibt. Denn zur Zeit der Romantik war diese Kirchen-  
ruine sehr bekannt, viele Maler und Literaten wanderten zu ihr und ließen sich von  
ihr inspirieren. In der Romantik steht die »Kirche« für Schutz und Trost der Religion,  
als »Ruine« steht sie für die erhaltene Leistung des Menschen. Die »Grabsteine« in der  
Natur zeigen den Kontrast zwischen dem von Menschenhand geschaffenen Kunst-  
werk, dessen ursprüngliches Material durch die Bearbeitung neue Bedeutung erhält,  
und der umgebenden Natur, deren Vegetation das Denkmal langsam zurückerobert.

Karl Magnus Graf Leutrum von Ertingen und der von ihm beauftragte Markgrö-  
ninger Architekt Gerhard Schmid erwarben sich für die einfühlsame Sanierung der  
Frauenkirche in Unterriexingen höchste Anerkennung. Im Jahr 2004 wurde die Frau-  
enkirche mit dem Denkmalschutzpreis der Württemberger Hypo, den die Bank zu-  
sammen mit dem Schwäbischen Heimatbund, dem Landesverein Badische Heimat  
und der Denkmalstiftung Baden-Württemberg vergibt, ausgezeichnet.

#### Anmerkungen

- 1 Bei den baugeschichtlichen Erläuterungen stütze ich mich im Wesentlichen auf Erkenntnisse  
der Bauforscherin Dr. Claudia Mohn, Regierungspräsidium Stuttgart, Ref. Landesamt für  
Denkmalpflege.
- 2 Freundlicher Hinweis von Claudia Mohn.
- 3 Vgl. die Zeichnung von der Ruine aus dem Jahr 1816, auf der ein Eingang zu sehen ist.
- 4 Wie Anm. 2.
- 5 Wie Anm. 2.
- 6 Wie Anm. 2.
- 7 Jochen Tolk: Die Margaretenkirche in Aldingen. Baugeschichte und Ausstattung, Remseck  
1996 (Heimatkundliche Schriftenreihe der Gemeinde Remseck am Neckar, Bd. 15), S. 8.
- 8 Gerhard Graf Leutrum von Ertingen: Die Gräflin Leutrum'sche Frauenkirche zu Unter-Rie-  
xingen. Mit einem Überblick über die Geschichte des Dorfes, Stuttgart 1891, S. 62.
- 9 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 281 Bü 877. Graf Leutrum (wie Anm. 8 S. 13) irrt sich  
bezüglich der Besitzverhältnisse in seiner ansonsten hervorragenden Geschichte zur Frauen-  
kirche. Durch die Reformation ging die Kirche ebenso wie das gesamte kirchliche Vermögen  
in den Besitz des Landesherrn über.
- 10 1570 und 1590 werden bei der Kapelle im Dorf ein Kaplaneipfründhaus und ein Pfründhaus  
des Frühmessers erwähnt; HStAS A 348 Bü 28 u. H 115 Bd. 244.
- 11 HStAS A 415 L Bü 5.
- 12 Heinrich von Riexingen hinterließ seinen Töchtern Besitz in Metterzimmern ebenso wie in  
Unterriexingen; Leutrum von Ertingen (wie Anm. 8) S. 94. Sehr wahrscheinlich handelt es  
sich hier auch um die Pfarrkirche in Unterriexingen, denn seit 1120 wird Oberriexingen von  
Nieder-/Unterriexingen unterschieden; vgl. Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Be-  
schreibung nach Kreisen und Gemeinden, Stuttgart 1978, Bd. 3, S. 469.
- 13 Leutrum von Ertingen (wie Anm. 8) S. 94.
- 14 Anneliese Seeliger-Zeiss, Hans Ulrich Schäfer: Die Inschriften des Landkreises Ludwigsburg,  
Wiesbaden 1986, S. 31.

- 15 Leutrum von Ertingen (wie Anm. 8) S. 30.
- 16 Leutrum von Ertingen (wie Anm. 8) S. 77 f.
- 17 Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL) JL 522 R 52 U 13. Vgl. Markus Otto: Unterriexingen. Die Wallfahrtskirche zu Unserer Lieben Frau (Kulturhistorische Denkmäler des Kreises Ludwigsburg, 45), in: Hie gut Württemberg 32 (1981) S. 23 f.
- 18 Das Land Baden-Württemberg (wie Anm. 12) Bd. 3, S. 438. Sollte auf der Flur Guckenhäuser eine Siedlung bestanden haben, dann diente die Kirche auch für deren Bewohner.
- 19 HStAS A 602 U 7466 u. 11811.
- 20 Dieser Altar fehlt in der Beschreibung des Oberamts Vaihingen, Stuttgart 1856, S. 276.
- 21 HStAS A 602 U 14276. Die lateinische Urkunde ebenso wie die Übersetzung ist abgedruckt bei Leutrum von Ertingen (wie Anm. 8) S. 3-7.
- 22 Die »Herrenfeste« (Hauptfeste) sind liturgische Gedenktage des heilgeschichtlichen Handelns Christi: Weihnachten, Epiphanie, Ostern, Pfingsten und Himmelfahrt. »Marienfeste« seit dem II. Vatikan. Konzil u. a.: Hochfest der Gottesmutter (1. Jan.), Vermählung Mariä (23. Jan.), Mariä Lichtmess (2. Febr.), Verkündigung (25. März), Schutzmantelfest (24. Mai), Heimsuchung (2. Juli), Skapulierfest (16. Juli), Mariä Schnee (5. Aug.), Mariä Himmelfahrt (15. Aug.), Fest Mariä Königin (22. Aug.), Mariä Geburt (8. Sept.), Mariä Namensfest (12. Sept.), Mariä Tempelgang (21. Nov.), Mariä Unbefleckte Empfängnis (8. Dez.).
- 23 StAL JL 522 R 52 U 11 (12. Sept. 1452).
- 24 StAL JL 522 R 52 U 13 (16. Dez. 1452). Unterriexingen gehörte zum Bistum Speyer.
- 25 Eine falsche Verbindung zu diesen Nonnen findet sich in: Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung nach Kreisen, Oberämtern und Gemeinden. Bd. 1: Allgemeiner Teil und Neckarkreis, Stuttgart 1904, S. 599; ebenso bei Markus Otto (wie Anm. 17).
- 26 Franz X. Glasschröder: Die Speierer Bistums-Matrikel des Bischofs Mathias Ramung, in: Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz 28 (1907), S. 75-126, hier S. 110: »Pastoria in Ruckingen inferior« mit einer »plebania«, einer Kaplanei am Allerheiligenaltar und einer Pfründe am Altar von Johannes d. Täufer und Johannes d. Evangelisten. Freundlicher Hinweis von Dr. Martin Armgart, Speyer.
- 27 StAL JL 522 R 52 U 21.
- 28 Auf diese ursprünglich vorhandenen Altarbaldachine (Altarziborien) wies bereits Eduard Paulus (Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg. Inventar des Neckarkreises, Stuttgart 1889, S. 488) hin.
- 29 HStAS A 602 U 14276.
- 30 Leutrum von Ertingen (wie Anm. 8) S. 10.
- 31 Bereits in der Spätantike gab es Altarschränke. Freundliche Hinweise von Stadtarchivar Dr. Roman Janssen, Herrenberg.
- 32 Wie Anm. 2.
- 33 Wie Anm. 2.
- 34 Paulus (wie Anm. 28) S. 486.
- 35 Ludwig Hüttl: Marianische Wallfahrten im süddeutsch-österreichischen Raum, Köln 1985, S. 63 f.
- 36 Das Schriftstück ist undatiert, im Hauptstaatsarchiv auf »um 1550« eingeschätzt. Der Quellenbeleg war in der Akte des HStAS (A 63 Bü 8) nicht mehr vorhanden. Abgedruckt in: Hans Bausinger: Wallfahrten im Landkreis Ludwigsburg, in: Hie gut Württemberg 8 (1957) S. 86 f.
- 37 Ebd. S. 86.
- 38 Helmut Theurer: Die Nippenburg. Ihre Geschichte und ihre Geschlechter, Schwieberdingen 1998 (2. ergänzte Auflage), S. 35.
- 39 Martin Brecht, Hermann Ehmer: Südwestdeutsche Reformationgeschichte. Zur Einführung der Reformation im Herzogtum Württemberg 1534, Stuttgart 1984, S. 221.
- 40 HStAS A 63 Bü 18, fol. 273.
- 41 Sakramentshäuschen sind eine Vorform der heutigen Tabernakel, in denen die geweihten Hostien aufbewahrt werden.
- 42 Gudrun Vogt: Zur Geschichte der Georgskirche in Schwieberdingen, Schwieberdingen 1998, S. 45.
- 43 Friedrich war der jüngste Sohn Ludwigs II. von Nippenburg (gest. 1561); Theurer (wie Anm. 38) S. 35.

- 44 Tolk (wie Anm. 7) S. 11.
- 45 Das Land Baden-Württemberg (wie Anm. 12) Bd. 5, S. 582.
- 46 Ebd. Bd. 3, S. 47.
- 47 Eberhard Isenmann: Die deutsche Stadt im Spätmittelalter, Stuttgart 1988, S. 224.
- 48 Hüttl (wie Anm. 35) S. 20 f.
- 49 Artikel »Bußwallfahrt« in: Lexikon für Theologie und Kirche, Freiburg 1994.
- 50 Zu Anfang des 16. Jahrhunderts waren sieben Stationen verbürgt, die man in der von Jesus begangenen Richtung abzuschreiten begann; Artikel »Kreuzweg« in: Lexikon für Theologie und Kirche (wie Anm. 49). – Zur Gewinnung von Ablässen ist beim privaten Beten das Abschreiten der Stationen erforderlich. Der in den Evangelien beschriebene Weg wurde schon früh durch Steine oder Kapellen gekennzeichnet. Seit dem 18. Jahrhundert hat er Anerkennung durch die Ablasskongregation und wurde auf 14 Stationen ausgeweitet. Sie stehen für eine portionierte Art der Buße und Andacht und dienen der Sammlung auf das Wesentliche, auf den Wallfahrtsaltar.
- 51 Das Kloster bestand auch über das Reformationsjahr 1534 hinaus. Wegen schlechter Haushaltsführung erhielten die Zisterzienserinnen 1539 eine evangelische Klosterordnung, die auch den Gottesdienst regelte. Jedoch wurde ausdrücklich festgelegt, dass hinsichtlich des Glaubens kein Zwang ausgeübt werden sollte. Nur einzelne Nonnen waren bereit, ein »Leibgeding« (Rente) anzunehmen und das Kloster zu verlassen. Die letzte Zisterzienserin verstarb 1579; Brecht/Ehmer (wie Anm. 39) S. 221, 330.
- 52 HStAS A 348 Bü 28.
- 53 HStAS H 115 Bd. 244.
- 54 Leutrum von Ertingen (wie Anm. 8) Stammbaum.
- 55 HStAS C 3 Bü 4462. 1588 klagte Hans Konrad Truchsess von Höfingen als derzeitiger Inhaber des Nominationsrechtes gegen Martin von und zu Nippenburg, Schöckingen und Unterriexingen wegen der Einkünfte aus einer Frühmessstiftung seiner Ahnen.
- 56 HStAS H 115 Bd. 244 (1570 erwähnt).
- 57 HStAS A 602 U 8765.
- 58 Pfarrarchiv Unterriexingen, Kirchenkonventsprotokoll 1684-1725.
- 59 HStAS A 281 Bü 877. Es ist für Unterriexingen das älteste überlieferte Visitationsprotokoll.
- 60 Leutrum von Ertingen (wie Anm. 8) S. 10. Graf Leutrum berief sich hierbei auf ein Aktenstück von 1738 im Gräflichen Archiv.
- 61 Der Raub ist der Inschrift der 1700 als Ersatz neu gegossenen Glocke zu entnehmen. Glockeninschrift abgedruckt in: Wolfgang Weber: Die Evangelische Kirche Unterriexingen, Unterriexingen 1996, S. 19. Leutrum von Ertingen (wie Anm. 8, S. 10) berichtete unter Berufung auf das erwähnte Schreiben von 1738, dass nur vier Glocken geraubt wurden.
- 62 Darauf stieß Markus Otto (wie Anm. 17) bereits 1981.
- 63 Bei der Kirchenvisitation 1692 wurde das Dach als sehr schadhafte bemängelt und 1703 das Kirchendach als zerstört gemeldet. Von da an taucht die Frauenkirche nicht mehr bei der Beurteilung des baulichen Zustands der kirchlichen Gebäude auf. Auch nicht 1739 oder 1742, wo man zumindest eine Bemerkung über das in Stand gesetzte Dach – sofern es so war – hätte erwarten können. Auf welche Quelle sich Leutrum von Ertingen (wie Anm. 8, S. 11) bei der Mitteilung stützte, dass die Freiherren von Sperberseck, die damalige Herrschaft in Unterriexingen, den Chor und das Schiff mit einem notdürftigen Dach versehen ließen, ist unbekannt. Vielleicht interpretierte er fälschlicherweise die Rücksprünge an der Süd- und Nordwand des Langhauses dahingehend.
- 64 HStAS A 281 Bü 878.
- 65 Ebd., fol. 60a.
- 66 Stadtarchiv Markgröningen (StadtAM) U Heiligenlagerbuch 1710.
- 67 HStAS A 281 Bü 878.
- 68 Leutrum von Ertingen (wie Anm. 8, S. 13 f.) irrte sich in den Besitzverhältnissen, wenn er es dem Fehler eines Schultheißen zuschrieb, dass die Frauenkirche im Besitz der Geistlichen Verwaltung, später der Stiftungspflege war.
- 69 HStAS A 284/101 Bü 107.
- 70 Ebd., Dekret vom 14. September 1701.

- 71 Franz Manz: Glockengießer, Goldschmiede und Orgelbauer, in: Der Sülchgau (1958), S. 17-20; Dieter Manz: Rottenburger Glockengießer, in: Veranstaltungskalender Rottenburg, November 1986, S. 3-5; Ders.: Die Glockengießerfamilie Rosier, in: Veranstaltungskalender Rottenburg, Dezember 1986, S. 3-5.
- 72 Lothar Behr: Wiederaufbau, Kriege und Fronen. Vaihingen 1693 bis 1805, in: Geschichte der Stadt Vaihingen an der Enz, Vaihingen 2001, S. 250 f.
- 73 Leutrum von Ertingen (wie Anm. 8) S. 13.
- 74 Werner Wolf-Holzäpfel: Kirchenbauten in der Landschaft. Romantische Sehnsüchte, religiöse Traditionen und kirchenpolitische Propaganda, in: Der Geist der Romantik. Gebaute Träume am Mittelrhein, Regensburg 2002, S. 109-120, hier S. 110.
- 75 Leutrum von Ertingen (wie Anm. 8) S. 17 ff.
- 76 StadtAM U Stiftungsratsprotokoll, S. 160.
- 77 Ebd. S. 163.
- 78 Wolf-Holzäpfel (wie Anm. 74) S. 116.
- 79 Leutrum von Ertingen (wie Anm. 8) S. 17 ff.
- 80 StadtAM U Stiftungsratsprotokoll, S. 165.
- 81 Ebd. S. 167.
- 82 Ebd. S. 193 ff., ebenso der Vertrag im Kaufbuch 1875.
- 83 Beyer war auch für König Karl von Württemberg in Bebenhausen tätig gewesen, vielleicht hatte Gerhard Graf Leutrum seine Bekanntschaft am Hofe in Stuttgart gemacht.
- 84 Die Aufstellung der Kosten besorgte freundlicherweise Werner Stollsteimer vom Stadtbauamt Markgröningen, der die Arbeiten seitens der Stadt betreute.

# Friedrich Schillers Marbacher Vorfahren\*

von Albrecht Gühring

Ausgiebig wird 2005 des 200. Todestages Friedrich Schillers gedacht. Auch Marbach begeht das Gedenkjahr mit Veranstaltungen, blickt allerdings schon auf das Jahr 2009, den 250. Geburtstag Schillers, der für die Geburtsstadt des Dichters sicher das wichtigere Datum ist.

Manche missgönnen Marbach den Ruhm der Geburtsstadt, oft mit dem Argument, Schiller habe nur vier Jahre seines Lebens in Marbach verbracht und sei daher kein Marbacher. Dem muss ein Familienforscher natürlich energisch widersprechen, denn Schillers Mutter Elisabetha Dorothea Kodweiß war eine Marbacher Bürgers-tochter aus einer seit Jahrhunderten in der Stadt ansässigen Familie. So lassen sich, auch über mütterliche Linien und einschließlich der Eltern Schillers, mindestens 14 direkte Marbacher Vorfahren nachweisen.

Zur Schillergenealogie gibt es seit über 100 Jahren eine Fülle von Literatur, wovon der größte Teil im Umfeld der Feier des 100. Todestages im Jahr 1905 entstanden ist. Zum Teil handelt es sich um seriöse Forschungen, zum Teil werden aber auch gedruckte Forschungsfehler immer wieder abgeschrieben. Hauptsächlich konzentrierte sich die Forschung auf die Stammlinie Schiller, allenfalls war noch die Familie Kodweiß interessant. Viele Vorfahren aus mütterlichen Linien sind so bis heute nur fragmentarisch erforscht. Eine erste größere Ahnenliste lieferte 1928 Band 55 des Deutschen Geschlechterbuchs.

Der Vater des Dichters, Johann Kaspar Schiller (1723 in Bittenfeld geboren), war zwar kein gebürtiger Marbacher, aber seit 1749 Marbacher Bürger. Neueste Forschungen zur Familie Schiller publizierte Jörg Heinrich 2004. Die männliche Stammlinie führt lückenlos bis zu dem 1558 in Grunbach ansässigen Hans Schiller, der heute zahllose Nachkommen in der Region hat, zu denen sich auch der Autor zählen darf. Als erster bekannter Vorfahr darf wohl der im 14. Jahrhundert in Grunbach genannte Ulrich Schilcher gelten.<sup>1</sup>

Schillers Vater war von Beruf Chirurg, also ein nicht studierter Arzt, dessen Ausbildung derjenigen eines Handwerkers gleichkam. Nicht von ungefähr reiste Johann Kaspar Schiller als Chirurg nach Marbach. Hier war seine Schwester verheiratet und eine weitere Schwester war 1749 im Begriff, den Murrer Chirurgen und Witwer Rudolph zu heiraten. Die Ehe kam jedoch nicht zustande. Stattdessen wollte die Schwester ihrem Bruder Johann Kaspar eine Tochter Rudolphs aus erster Ehe in Neckarrems vermitteln, die aber einen anderen heiratete. So heiratete Johann Kaspar Schiller am 22. Juli 1749 in Marbach ersatzweise Elisabetha Dorothea, die Tochter des Bäckers, Löwenwirts und herrschaftlichen Salzmessers Georg Friedrich Kodweiß.

Schiller war am 14. März 1749 nach Marbach gekommen, wo er sich nach seiner Hochzeit niederließ. Die Chirurgenprüfung legte er am 11. Juli 1749 in Ludwigsburg

---

\* Leicht überarbeitete und um die Anmerkungen erweiterte Fassung des am 10. März 2005 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

ab und trieb die »Wund-Arznei-Kunst« bis Anfang 1753 in Marbach. Doch als der Schwiegervater in Finanznot kam, ließ Johann Kaspar Schiller seine Familie im Stich und heuerte als Feldscher beim Militär an. Offenbar war er ein mittelmäßiger Chirurg, denn »da es sich nicht fügen wollte«, wurde Schiller Fourier und machte zunächst eine Militärkarriere.<sup>2</sup> Vielleicht hat ein Zwischenfall in Benningen die Chirurgenkarriere ruiniert und mit zum Wegzug aus Marbach beigetragen: Johann Kaspar Schiller wurde beschuldigt, ein fünf Jahre altes Benninger Kind durch die Verabreichung falscher Medikamente, vor allem Abführmittel, getötet zu haben. Das Ergebnis der gerichtlichen Untersuchung ist leider nicht überliefert.<sup>3</sup>

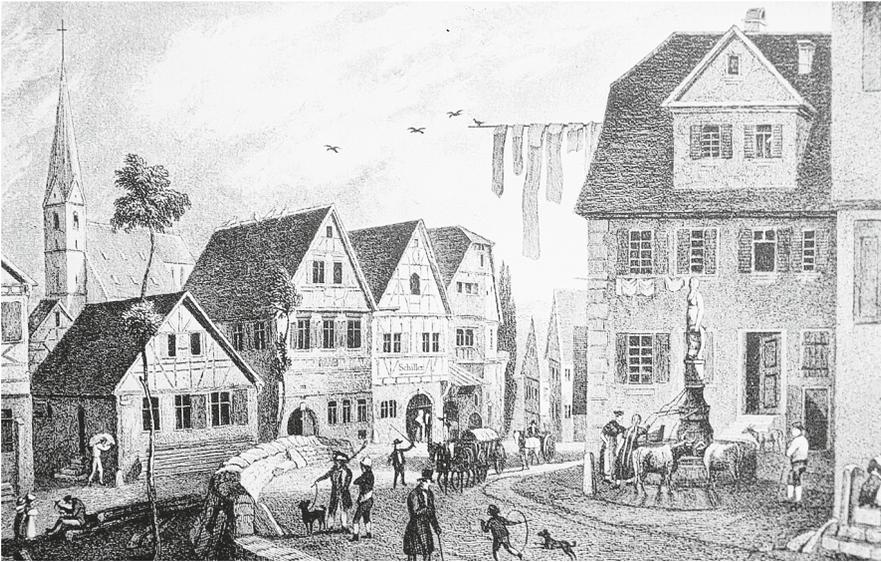
Johann Kaspar Schiller hatte gehofft, die Marbacher Löwenwirtschaft seines Schwiegervaters, in die er seine Ersparnisse gesteckt hatte, zu erben, schreibt er doch in seiner Biographie deutlich, dass »ja dereinst das Ganze mir zufallen müsste«. Vom Bankrott des Löwenwirts wird später noch die Rede sein. So drückte sich der offenbar geldgierige Vater Friedrich Schillers vor der Verantwortung gegenüber seiner Frau, seinen Kindern und seinen Schwiegereltern und war auch bei der Geburt des Sohnes Johann Christoph Friedrich am 10. November 1759 nicht in Marbach anwesend.

Actum d. 29. Sept. 1749.  
 Joh: Caspar Schiller, Chirurgus von Bittenfeld, wäibling Orts, ist dato zu rittu, bürg angenommen und bestätigt worden.

*Eintrag vom 29. September 1749 zur Bürgerannahme des »Joh[ann] Caspar Schiller, Chirurgus von Bittenfeld« im Marbacher Bürgerbuch.*

Im Siebenjährigen Krieg (1756-1763) wurde der karriereorientierte Johann Kaspar Schiller Offizier. Nach Kriegsende agierte er seit Dezember 1763 als Hauptmann und württembergischer Werbeoffizier in der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd. Diese Tätigkeit wurde von der Schiller-Forschung nie groß hervorgehoben, denn sie diente dazu, junge Burschen zwangsweise dem Militär und oft dem sicheren Tod zuzuführen. Auch Berichte über rigoroses Vorgehen gegen Frondienstleistende sind überliefert, die zu den choleralischen Ausbrüchen passen, die er im Familienkreise hatte und die wohl durch die vermittelnde und friedliebende Mutter ausgeglichen werden mussten.<sup>4</sup> Johann Kaspar Schillers Lebenslauf vor und nach seiner Marbacher Zeit ist nahezu lückenlos belegt<sup>5</sup> und kann daher an dieser Stelle vernachlässigt werden.

Die Mutter Schillers, Elisabetha Dorothea Kodweiß, wird in allen Publikationen und Zeugnissen als warmherzige und gütige Frau geschildert. Schiller selbst schrieb über sie: »Sie war eine verständige, gute Frau und ihre Güte, die auch gegen Menschen, die sie nichts angingen, unerschöpflich war, hat ihr überall Liebe erworben.« Unter dem Titel »Schillers Mutter« erschien aus der Feder von Ernst Müller 1894 sogar ein

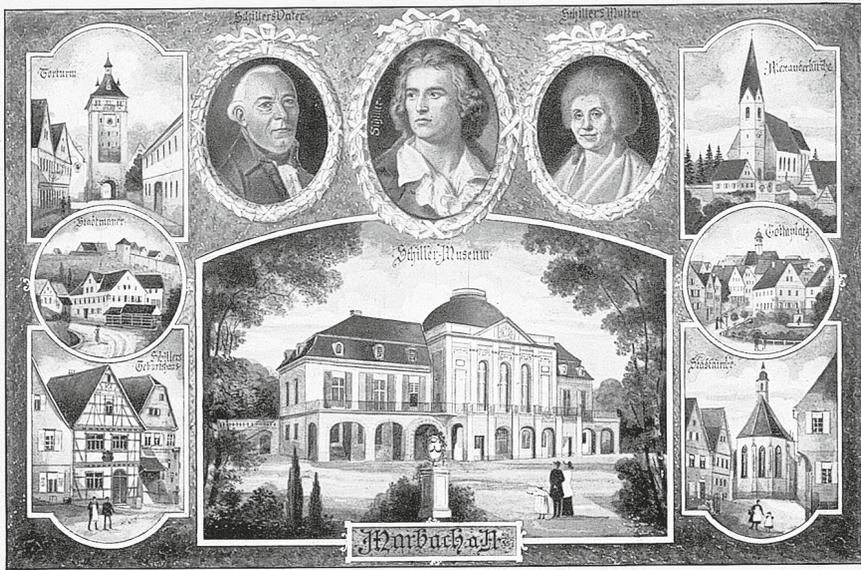


*Der um 1817 entstandene Stich von S. Lacey zeigt das Schillerhaus in der alten, bis 1837 bestehenden Form mit Rundbogenportal an der Straßenfront. So sah es wohl auch zum Zeitpunkt von Schillers Geburt aus.*

208 Seiten umfassendes Buch. Ihre Marbacher Zeit dauerte von ihrer Geburt 1732 bis zum Wegzug 1763 und bietet nicht gerade viele gesicherte Fakten. Meist wird ein verklärtes, romantisches Bild aus Halbwahrheiten gezeichnet.<sup>6</sup>

Die Mutter der Elisabetha Dorothea, Schillers Großmutter Anna Maria Munz, stammte vom Röhracher Hof oder Röhrachhof nordöstlich von Marbach. Ihr Vater, Johannes Munz, war katholisch erzogen worden, später aber konvertiert.<sup>7</sup> Anna Maria Munz heiratete 1722 in Marbach Schillers Großvater Georg Friedrich Kodweiß und wohnte mit ihm zunächst in dessen Elternhaus (heute Marktstraße 8) bei der Wendelinskapelle.<sup>8</sup> Auch zu Schillers Marbacher Großeltern wurde bereits viel publiziert, jedoch blieb der Forschung bisher ein Dokument verborgen, nämlich das am 17. Juni 1723 angefertigte Heiratsinventar. Die Inventuren und Teilungen im Stadtarchiv Marbach sind zumeist heftweise für Einzelpersonen oder Ehepaare angelegt, jedoch finden sich vereinzelt auch Hefte, die mehrere Inventare enthalten. In einem solchen Heft ist auch das Heiratsinventar von Georg Friedrich Kodweiß und seiner Ehefrau verborgen.<sup>9</sup> Das Vermögen der beiden Eheleute betrug damals kaum 500 Gulden, da beider Eltern noch lebten und daher das Erbe noch nicht verteilt war. Auf die Inventur der Kleidungsstücke wurde verzichtet. Während das Vermögen des Kodweiß aus Feldgütern und zwei Büchern bestand, brachte seine Ehefrau neben einigem Hausrat vor allem 200 Gulden Aussteuer bei, die ihr ihr Vater Johannes Munz als »Heurathgut« verehrt hatte.<sup>10</sup>

Georg Friedrich Kodweiß wurde 1698 als Spross einer alteingesessenen, wohlhabenden und angesehenen Marbacher Familie geboren.<sup>11</sup> Er erlernte den in seiner Familie traditionellen Bäckerberuf und erhielt zudem 1726 die neugeschaffene Stelle



*Diese 1919 verschickte Ansichtskarte zeigt neben Schiller und seinen Eltern sowie dem Schillermuseum und dem Schillerhaus noch einige weitere Marbacher Motive.*



*Ansichtskarte aus der Zeit um 1900 mit Wirtschaft »Zum Goldenen Löwen« als Geburtshaus von Schillers Mutter. Tatsächlich wurde das Gebäude erst um 1740 errichtet. Elisabetha Dorothea Kodweiß wurde also im Vorgängergebäude geboren.*

als herrschaftlicher Holzmesser der herzoglich-württembergischen Kellerei Marbach.<sup>12</sup> Seine Aufgabe war, das herrschaftliche Holz bei Tag und Nacht zu visitieren und Holzdiebe bei der Kellerei anzuzeigen. Das Holz für Ludwigsburg, hauptsächlich für die herrschaftliche Hofhaltung im Schloss, und andere Orte musste er persönlich messen und ihm wurde befohlen, diese Tätigkeit »keines Wegs an Euer Weib oder Gesind zu hencken« oder Fuhrbauern damit zu beauftragen. Da auch die Stadt Marbach flößen durfte, musste er darauf achten, dass herrschaftliches Holz und städtisches Holz nicht vermischt wurden. Unter Punkt 16 sah seine Instruktion vor, er »solle um mehrerer Sicherheit willen einen guten wachtsamen Hund und ein geladenes Gewöhr halten«, um notfalls einen »Loßungsschuß« in Richtung Stadt oder Benningen abzugeben. Verdächtiges Gesindel musste von dem neuen Holzgarten ferngehalten werden. Kodweiß stand eine Dienstwohnung zur Verfügung, auf die er aber verzichtete, da er noch 1726 vor dem Wicklinstor zwischen dem ehemaligen Bad und dem Stadtgraben ein Handwerkerhaus, das heutige Gebäude Niklastorstraße 39, kaufte. Ihm war gemäß seiner Dienstanweisung nämlich der Weinausschank an ankommende Fuhrleute erlaubt. So machte er das Gebäude zur Wirtschaft Goldener Löwe. Man kann dort noch heute einkehren.

Eine Aufstellung von 1726 nennt in Marbach neben Kodweiß noch zwei weitere ständige Gassenwirte, also Wirte, die zwar Wein und kleinere Speisen anbieten durften, aber nicht das Recht hatten, Gäste zu beherbergen.<sup>13</sup> Bei der Steueraufnahme klagten damals die Marbacher Wirte über das schlechte Geschäft, da Marbach an keiner Landstraße liege. Man habe wenig Reisende, darunter hauptsächlich Weinfuhrleute. Zudem führe fast jeder Fuhrmann sein Futter bei sich und trinke seinen eigenen Wein, den er vorher am Ort kaufte.<sup>14</sup> Gerade unter diesen Fuhrleuten aber erhoffte sich Kodweiß sein Publikum, denn seine Wirtschaft lag in Marbach verkehrsgünstig. Tatsächlich erwies sich die Einrichtung einer Wirtschaft in der Nähe des damals neu gebauten Holzlagerplatzes als lohnendes Geschäft, denn Anfang der 1740er Jahre brach Kodweiß das alte Gebäude, also das Geburtshaus von Schillers Mutter, ab und errichtete an seiner Stelle die heutige Wirtschaft zum Goldenen Löwen.<sup>15</sup> 1749 heiratete Johann Kaspar Schiller in diese nagelneue Wirtschaft ein und investierte seine ersparten 215 Gulden. Dem Schwiegersohn übertrug Kodweiß 1750 den Anbau, doch bald wurde die miserable Lage des übel verschuldeten Schwiegervaters Kodweiß offenbar, die dieser wohl vorher verheimlicht hatte, um seine Tochter unter die Haube zu bringen. Um noch etwas zu retten, so schreibt Kaspar Schiller, habe er Kodweiß die halbe Wirtschaft abgekauft, obwohl er bereits danach getrachtet habe, Marbach zu verlassen.<sup>16</sup>

Georg Friedrich Kodweiß hatte beim Staat noch 1754 aus seiner Holzmesserzeit erhebliche Holzschulden, die ihm dieser aber nicht erlassen konnte, da sie mitsamt der Flößerei in private Hände gelangt waren.<sup>17</sup> Auch der Stadt schuldete Kodweiß Geld und bat 1755 um Erlass, da er während seines früheren herrschaftlichen Dienstes starke Wassergüsse und dadurch Abgang an Holz gehabt habe. Der Magistrat beschloss, »in Betracht seiner mittellosen Umstände und weil er ohne sein Verschulden durch fatale Wassergüsse in einen solchen Rest gestürzt worden«, ihm seine Schulden zu erlassen. Weniger großzügig waren die privaten Gläubiger. Bürgermeister Hartmann klagte 1756 gegen Löwenwirt Kodweiß, da der ihm aus seiner Holzmesserzeit vor dreieinhalb Jahren 490 Gulden schulde. Kodweiß bat um Geduld, da er sein Haus verkaufen wolle, aber auch, falls dies nicht möglich sei, einverstanden sei, wenn es ansonsten gepfändet würde.<sup>18</sup> So mussten 1756/57 Kodweiß und Schiller

notgedrungen die Wirtschaft zum Löwen aufgrund finanzieller Schwierigkeiten an Johann Ludwig Pfuderer um 1200 Gulden und 10 Scheffel Dinkel verkaufen.<sup>19</sup>

Sein Auskommen fand Georg Friedrich Kodweiß seit 1762 als Torwart des Niklastores oberhalb des Goldenen Löwen. Damit, so schreibt Hermann Schick, hatte er eine freie Dienstwohnung in dem kleinen Torhäuschen und ein gewisses Einkommen. Allerdings musste er sich verpflichten, den fünfzigjährigen, taubstummen Sohn seines Vorgängers um 18 Kreuzer wöchentlich mit zu versorgen. Neun Jahre, bis zu seinem Tod 1771, versah Schillers Großvater noch dieses Amt.<sup>20</sup>

Der Vater des Georg Friedrich Kodweiß, Johannes Kodweiß, lebte von 1666 bis 1745. Er war Bäcker und Bürgermeister, wobei der Bürgermeister die Funktion des heutigen Kämmers hatte und nicht etwa Stadtoberhaupt war. Über ihn wissen wir nicht viel, hingegen bietet uns sein Frau Anna Elisabetha geb. Uschalk die wahrscheinlich bekanntesten und am weitesten in die Vergangenheit zurückverfolgbaren Vorfahren, von denen einige in Marbach lebten. Sie, die Urgroßmutter Schillers, wurde 1667 in Pleidelsheim als Tochter des dortigen Schultheißen Johann Melchior Uschalk geboren, der seine Frau wiederum aus Marbach hatte. Es war die 1642 als Tochter des Marbacher Wirtes Albrecht Grüneisen geborene Maria Barbara. Albrecht Grüneisen war zeitweise Verwalter in Liebenstein gewesen, musste diesen Posten wohl im Dreißigjährigen Krieg aufgeben und kehrte danach in seine



*Ausschnitt Stadtgrundriss Marbach aus dem Zehnt- und Markungsriß 1796 des Leutnants Johann Friedrich Haug, der ihn nach einer Aufnahme des Jahres 1777 zeichnete. Der Plan zeigt im Altstadtbereich die entsprechend der Bauvorschrift nach 1693 erstellten Gebäude. An der Nordostecke befindet sich links neben einem dreieckigen Gebäude an der Stadtmauer das Schillerhaus. Gleich außerhalb, an den Graben anschließend, steht das Gasthaus »Goldener Löwe«. Auch der Wicklins- oder Niklastorturm mit angebautem Torwärterhaus, in dem Schillers Großeltern ihren Lebensabend verbrachten, steht noch.*

Heimatstadt Marbach zurück.<sup>21</sup> Beim Vogtgericht 1644 wurde er als sog. früher Beischläfer, also für Geschlechtsverkehr vor der Eheschließung, bestraft.<sup>22</sup>

Vater des Albrecht Grüneisen war Ludwig Grüneisen, der von 1612 bis zu seinem Tod 1630 das Amt des Marbacher Stadt- und Amtsschreiber bekleidete. Bei seiner Einstellung bezeichneten ihn Vogt, Bürgermeister und Gericht als »unser Mitbürger und Mitgerichtsfreund«. Daran nahm man in Stuttgart keinen Anstoß, sondern eher an seinen mangelnden Kenntnissen in der lateinischen Sprache, die bei seiner Prüfung am 8. Januar 1612 in Stuttgart offenbar wurden. Der damals 36-jährige Sohn des Stuttgarter Gewölbsverwalters Albrecht Grüneisen hatte früh die Eltern verloren und war nach seinem Abgang von der Schule einige Zeit bei einem Kaufmann in Österreich gewesen, bevor er sich in Marbach niederließ und bereits 1597, also mit rund 20 Jahren, ins Gericht aufgenommen wurde. Sicherlich half ihm bei seiner Bewerbung um die Stelle des Stadt- und Amtsschreibers nicht nur seine sechsjährige Tätigkeit als Gehilfe bei der Marbacher Stadtschreiberei, sondern auch seine Heirat mit der Tochter des früheren Marbacher Untervogtes Michael Ruthart, die eine Enkelin des alten Stadtschreibers Ulrich Ruthart war.<sup>23</sup> Auch seine zweite Ehefrau Maria, die er 1602 heiratete, war aus angesehenem Haus, nämlich die Tochter des Adelberger Prälaten und Abts Daniel Schrötlin, der von 1610 bis 1615 Diakon in Marbach gewesen war. Wir können davon ausgehen, dass Albrecht der zweiten Ehe entstammt, so dass wir mit Schrötlin auch einen Geistlichen unter den Vorfahren Schillers finden. Nebenbei: Der Großvater Ludwig Grüneisens, Jörg Grüneisen, stammte auch aus Marbach.<sup>24</sup>

Doch nochmals zur Familie Uschalk. Der Vater Johann Melchiors, Schultheiß Johann Friedrich Uschalk, war nämlich ebenfalls Marbacher. Er erblickte dort 1610 das Licht der Welt. Sein Vater, Johannes Uschalk, Sohn des Matthäus, Maurer in Erbdorf bei Regensburg, war seit Jakobi 1608 Geistlicher Verwalter in Marbach und dort der zweithöchste herzogliche Beamte nach dem Vogt. Seit 1602 war er mit Juliana Dannenritter aus Stuttgart verheiratet. Johannes Uschalk starb 1632 in Marbach.<sup>25</sup>

Doch nun wieder zurück zur Familie Kodweiß. Der bereits genannte Johannes Kodweiß (1666-1745) war der Sohn des Marbacher Bäckers und Bürgermeisters Johann Kodweiß, der 1640 geboren wurde und Ururgroßvater Schillers ist. Er erlebte mit voller Wucht Marbachs schwärzeste Stunde, den Stadtbrand vom Juli 1693, der von französischen Truppen mutwillig verursacht worden war und praktisch die gesamte Stadt einäscherte. Auch Johann Kodweiß erlitt durch den Stadtbrand bedeutende materielle Verluste. Weitaus schmerzhafter war jedoch der Tod seiner damals verstorbenen Frau Anna Maria geb. Hampp, deren Vater Johann Georg Hampp, Bäcker in Marbach, ebenfalls 1693 74-jährig auf der Flucht vor den Franzosen in Gaildorf starb.<sup>26</sup>

Wir sehen, dass die meisten der greifbaren Marbacher Vorfahren Schillers Bäcker waren. Dies verwundert nicht, denn mit 19 Bäckern liegt dieses Handwerk in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Marbach an der Spitze, gefolgt von neun Metzgern sowie je sieben Schuhmachern und Tuchmachern und dann fünf Rotgerbern.<sup>27</sup>

Johann Kodweiß war auch städtischer Floßverwaltungs- und Brennholzrechner.<sup>28</sup> Im Sommer 1692 lagerten rund 1000 Mess im Holzgarten, die ebenfalls von französischen Soldaten angezündet und verbrannt wurden.<sup>29</sup> Auch die einzelnen Bürger mussten ihre Schäden im Oktober 1693 auflisten, wobei Hippolitus Fuchs mit 13 394 Gulden an der Spitze stand und Niklas Conradt mit 30 Gulden die geringste Summe angab. Die Schäden von Bürgermeister Johann Kodweiß waren mit



*Eine um 1960 gedruckte Ansichtskarte zeigt das Kodweiß-Haus Marktstraße 8, damals im Besitz von G. Oppenländer. Hier wurde 1698 Georg Friedrich Kodweiß geboren.*

7429 Gulden ebenfalls sehr hoch. Sie betrafen u. a. seine drei Häuser und Scheunen (3000 Gulden) sowie 80 Eimer Wein (2034 Gulden) und zahlreiche Feldfrüchte (1062 Gulden).<sup>30</sup>

Nach der Marbacher Wiederaufbauordnung vom November 1693 musste die Baulinie des damals von Bürgermeister Johann Kodweiß wiederaufgebauten Hauses (heute Marktstraße 8) abwärts eine gerade Linie bilden. Vorher standen die Häuser »alle irreguliert, das eine fürwärts, das andere rückwärts«. Für die Straße zwischen des Bürgermeisters Haus und dem gegenüberliegenden herzoglichen Marstall war eine Breite von 41 Schuh gefordert.<sup>31</sup>

Da die Vogtei und das Rathaus beim Stadtbrand mitsamt ihren Registraturen und Archiven zerstört worden waren, fanden die Sitzungen von Gericht und Rat zunächst in Erdmannhausen statt, wo noch 1694 die »Ämterersetzung« abgehalten wurde. Noch im selben Jahr nutzte man vorübergehend eines der wiederaufgebauten Häuser des rechnungsführenden Bürgermeisters Johann Kodweiß<sup>32</sup>, das auf dem Markt

stand.<sup>33</sup> Offenbar hatte der wohlhabende Mann seine abgebrannten Gebäude rasch wieder errichten können.

Bürgermeister Kodweiß fiel unglücklicherweise in Ausübung seines Amtes als Floßverwalter am 11. November 1698 bei Sulzbach ins Wasser und ertrank. Seine Erben forderten über 2000 Gulden von der Stadt, die ihr Vater noch ausstehen hätte, die man aber aufgrund der verbrannten Dokumente nicht nachweisen könne. Durch einen im Jahr 1700 geschlossenen Vergleich erhielten sie nur 550 Gulden.<sup>34</sup>

Auch der Vater des 1698 gestorbenen Johann Kodweiß trug den Vornamen Hans und war von Beruf Bäcker. Er, der Urururgroßvater Schillers, war ebenfalls Bürgermeister und, so 1638, sogar Mitglied der württembergischen Landschaft, also des Landtags.<sup>35</sup> 1658 saß er mit Johann Georg Hampp, seinem späteren Gegenschwieger, in Gericht und Rat.<sup>36</sup>

Weiter zurück können wir die gesicherte Linie der Kodweiß nicht verfolgen, denn die Marbacher Kirchenbücher verbrannten 1693 und wurden nur teilweise zurück ergänzt. Andere Quellen liefern nur spärliche Nennungen. Ein Hans Kodweiß, vielleicht der Vater des Landtagsmitglieds, wird 1605 genannt.<sup>37</sup> Vielleicht ist es derselbe Hans Kodweiß, der 1584 eine »ledige Tochter« aus Besigheim geheiratet hatte, die 29 Wochen später bereits ein Kind bekam. Sofort machte in Marbach das Gerücht die Runde, das Kind sei nicht von Kodweiß. Ihm wurde angeblich von seiner Frau und anderen »listigen Weibern« eingeredet, dass es doch von ihm sei, denn bei erstgebärenden Frauen sei es ganz anders als mit anderen, zumal wenn noch Glück dazu komme. Kodweiß war damit »wol content unnd zufriden«. Aber der Marbacher Vogt untersuchte weiter und schließlich gab die Frau zu, dass ein Knecht ihres Vaters in Besigheim sie geschwängert habe. Da er davongezogen sei, habe sie den Kodweiß genommen, mit dem sie vor der Hochzeit keinen Kontakt gehabt hätte. Da er das Kind lieb habe und denke, dass es sein Kind sei, bitte sie darum, ihm die Wahrheit nicht zu eröffnen. Notfalls wollte sie sogar die doppelte Strafe tragen. Tatsächlich waren die Richter einverstanden, da man ansonsten eine Zerrüttung der Ehe und eine schlechte Erziehung des Kindes befürchtete. Zudem stammte die Frau aus dem damals badischen, also ausländischen Besigheim, und so hätten sich bei genauer Untersuchung der Angelegenheit viel Schreiarbeit und andere Verwicklungen ergeben.<sup>38</sup>

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebten in Marbach neben Hans Kodweiß auch ein oder zwei Michael Kodweiß und der 1575 genannte Tuchmacher Klaus Kodweiß.<sup>39</sup> Fischer Michael Kodweiß wird 1568 genannt.<sup>40</sup> Er trat 1576/77 als Alt Michael Kodweiß in den Zeugenstand<sup>41</sup> und war 1580 als Michael der Ältere Bürgermeister und Landtagsmitglied.<sup>42</sup> Somit dürfte der 1580 genannte Schuhmacher Michael Kodweiß sein Sohn sein.<sup>43</sup> Auch in den Musterungs- und Steuerlisten und in der Herdstättenliste des 16. Jahrhunderts sowie in den Lagerbüchern begegnen uns die Namen Hans, Michael und Klaus Kodweiß. Das Lagerbuch von 1473 überliefert erstmals in größerer Zahl die Namen der damals in Marbach ansässigen Familien, darunter auch Fritz Kodwyß.<sup>44</sup> Somit war die Familie zum Zeitpunkt der Geburt Schillers bereits mindestens 286 Jahre in Marbach ansässig.

Zum Schluss soll noch kurz auf Johannes Uschalk und seine Frau Juliane geb. Dannenritter, die Urururgroßeltern Friedrich Schillers, eingegangen werden. Julianes Urururgroßeltern sind die »Allerweltsahnen« Johannes Vaut und seine Frau Elisabeth. Sie wird seit 150 Jahren als Adlige von Plieningen bezeichnet, jedoch ergaben aktuelle Forschungen zur Ahnenliste Schiller, dass es sich um eine Elisabeth Pliening aus Wangen bei Stuttgart handelt. Somit sind Schillers adlige Vorfahren er-



Diese 1902 geschriebene Ansichtskarte präsentiert neben Alters- und Jugendbildnissen von



Schillers Eltern auch Schillers Frau Charlotte geb. von Lengenfeld sowie deren Nachkommen.

satzlos zu streichen.<sup>45</sup> Trotzdem sind Johannes Vaut und seine Ehefrau für viele Genealogen von Bedeutung, denn das Ehepaar aus Zuffenhausen, das um 1430 geheiratet hatte, wurde von Hansmartin Decker-Hauff anlässlich einer Jubiläumsfeier in Zuffenhausen als Nabel der Welt bezeichnet, da von ihm angeblich halb Württemberg abstammt. Neben dem Autor gehört sicherlich auch ein großer Teil der Leserschaft zu deren Nachkommen und ist somit mit Friedrich Schiller verwandt.

### Anmerkungen

- 1 Jörg Heinrich: Neue Quellenfunde zu den Vorfahren des Dichters Friedrich Schiller, in: Südwestdeutsche Blätter für Familien- und Wappenkunde in Württemberg und Baden Bd. 4 Heft 3 (September 2004) S. 89-98; Thilo Dinkel, Günther Schweizer: Vorfahren und Familie des Dichters Friedrich Schiller. Eine genealogische Bestandsaufnahme, hg. vom Verein für Familien- und Wappenkunde in Württemberg und Baden e.V., Stuttgart (Herausgabe geplant 2005).
- 2 Johann Caspar Schiller: Meine Lebensgeschichte. Mit einem Nachwort von Ulrich Ott, Marbach 1993 (Widerdrucke 1), S. 6; Kirchenregisteramt Marbach: Taufbuch 1693-1731 und Ehebuch 1694-1774; Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 31; Reinhard Buchwald: Kaspar Schiller. in: Schwäbische Lebensbilder Bd. 1, Stuttgart 1940, S. 475-486; Agnes Maisch: Herzoglicher Garteninspektor auf der Solitude. Der Medicus, Soldat und Pomologe Johann Caspar Schiller, in: Beiträge zur Landeskunde 1989, Heft 1, S. 1-9.
- 3 Carl Seilacher: Schillers Vater im Totenbuch der Gemeinde Benningen am Neckar, in: Literarische Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1908, S. 138-140 (freundliche Mitteilung von Dr. Wolfgang Caesar, Stuttgart).
- 4 Christian Belschner: Schillers dreimaliger Aufenthalt in Ludwigsburg, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 4 (1905), S. 79-131, hier S. 90 ff.; Hermann Burckhardt (Hg.): Eglosheim. Ein Ort im Wandel der Jahrhunderte, Ludwigsburg 1991, S. 167; Hermann Schick: Johann Kaspar Schiller zum 200. Todestag, in: Schwäbische Heimat 47 (1996), S. 367-380.
- 5 Schiller (wie Anm. 2) S. 6 ff.; Schick (wie Anm. 4); zur Biografie vgl. beispielsweise auch die Literaturangaben in Anm. 2.
- 6 Hermann Missenharter: Kaspar Schiller, Stuttgart 1944, S. 81 f.; Julius Mette: Friedrich Schillers Mutter, in: Unsere Heimat (Beilage zur Backnanger Kreiszeitung) Nr. 5/1952; Ernst Müller: Schillers Mutter, Leipzig 1894.
- 7 Stammfolge der Familie Schiller, in: Deutsches Geschlechterbuch Bd. 55, Görlitz 1928; Kirchenregisteramt Backnang: Kartei Mack, Familienname Munz.
- 8 Hans-Dieter Mück: Schillers Elternhaus in Marbach am Neckar. Zeugnisse über seine Familie 1749 – 1764, Marbach 1984 (Schriften zur Marbacher Stadtgeschichte Bd. 4), S. 9 f.
- 9 Die Bearbeiter eines zu Beginn der 1980er Jahre erstellten Namensregisters verzeichneten daher nur das erste Inventar des Heftes, während das uns interessierende Schriftstück erst auf S. 33b beginnt. Das Register aus dem 18. Jahrhundert verzeichnet das Inventar übrigens korrekt mit Faszikel 11 Nummer 14.
- 10 Stadtarchiv Marbach (StAM) Findbuch 4, Inventuren und Teilungen; StAM J 128.
- 11 Eugen Munz, bearbeitet von Else Schäfer: Das Geschlecht der Marbacher Kodweiß, Marbach 1982 (Manuskripte zur Marbacher Stadtgeschichte Nr. 1).
- 12 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 248 Bü 1997.
- 13 HStAS A 261 Bü 1194.
- 14 HStAS A 261 Bü 1215.
- 15 HStAS A 248 Bü 1997; StAM B 410 und B 492.
- 16 Schiller (wie Anm. 2) S. 6 f.; Geschichte der Stadt Marbach am Neckar, Bd. 1 (bis 1871), Marbach 2002, S. 593 f.
- 17 HStAS A 304 Bd. 6.

- 18 StAM B 46.
- 19 StAM B 498.
- 20 StAM B 48 (Sitzung vom 1. November 1762); Geschichte der Stadt Marbach (wie Anm. 16) S. 641 ff.
- 21 HStAS A 214 Bü 555, A 582 Bü 643; Albert Rentschler: Der Reformator Matthäus Alber und sein Geschlecht, Stuttgart 1935 (Schriften des Vereins für Württembergische Familienkunde Heft 4), S. 34; Deutsches Geschlechterbuch (wie Anm. 7) S. 431; Friedrich Wilhelm Euler: Ahnentafel von Weizsäcker - von Graevenitz. Exemplarische Darstellung der prosopographischen Voraussetzungen und Folgen einer gesamtdeutschen geistigen Führungsgruppe, Berlin 1992; StAM Kartei Rupp; Abschrift Ehebuch Pleidelsheim in der Bücherei des Vereins für Familien- und Wappenkunde in Württemberg und Baden e.V. in Stuttgart.
- 22 HStAS A 214 Bü 556.
- 23 HStAS A 213 Bü 1427; Walther Pfeilsticker: Neues Württembergisches Dienerbuch, 3 Bde., Stuttgart 1957-1993, § 2585; Genealogie Grüneisen z. T. in HStAS A 582 Bü 643.
- 24 Walter Bernhardt: Die Zentralbehörden des Herzogtums Württemberg und ihre Beamten 1520-1629, Stuttgart 1973, S. 330 f.; Pfeilsticker (wie Anm. 23) § 3458; Rentschler (wie Anm. 21) S. 34.
- 25 Ferdinand Friedrich Faber (Hg.): Die württembergischen Familienstiftungen, Stuttgart 1853-1858 (ND Stuttgart 1940/41) Nr. 8 § 104; Pfeilsticker (wie Anm. 23) §§ 2583, 2625; Euler (wie Anm. 21) S. 142.
- 26 Uwe Jens Wandel: John Christopher Hampp Esquire – von Marbach nach Norwich, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 49 (1995) S. 93-104; Michael Davidis, Sabine Fischer: Aus dem Hausrat eines Hofrats. Die Ausstellung in Schillers Geburtshaus, Marbach 1997; Kirchenregisteramt Marbach: Ehebuch 1694-1774; Deutsches Geschlechterbuch (wie Anm. 7) S. 430; Euler (wie Anm. 21) S. 142.
- 27 Geschichte der Stadt Marbach (wie Anm. 16) S. 412 f.
- 28 StAM R 1674.
- 29 Eugen Munz, Otto Kleinknecht: Geschichte der Stadt Marbach am Neckar, Stuttgart 1972, S. 117 f.
- 30 HStAS A 373 Bü 44.
- 31 HStAS A 29 Bü 165; StAM A 751.
- 32 StAM R 81.
- 33 StAM B 38.
- 34 StAM R 1676; HStAS A 214 Bü 558; Kirchenregisteramt Marbach: Totenbuch 1693-1762.
- 35 HStAS L 1 U 114, A 214 Bü 555.
- 36 Landeskirchliches Archiv Stuttgart A 1 Bd. 22.
- 37 HStAS A 281 Bü 823.
- 38 Landeskirchliches Archiv Stuttgart A 1 Bd. 7.
- 39 HStAS H 102/47 Bd. 6.
- 40 HStAS A 373 Bü 10.
- 41 HStAS A 374 Bü 14, A 284/59 Bü 60.
- 42 Pfeilsticker (wie Anm. 23) § 1413; HStAS A 373 Bü 42.
- 43 HStAS H 101 Bd. 1028, H 102/47 Bd. 6, H 102/71 Bd. 4
- 44 HStAS H 101 Bd. 1025.
- 45 Auch ein Zusammenhang Schillers mit der adeligen Familie der Schiller von Herdern, deren abgewandeltes Wappen Johann Kaspar Schiller großspurig führte, ist längst widerlegt; vgl. Dinkel (wie Anm. 1).

# Schellenwerker, Galioten, Schänzer

## Arbeitseinsatz von Sträflingen in und um Ludwigsburg\*

von Erich Viehöfer

Den Bau des Ludwigsburger Schlosses verbinden die wenigsten mit der Arbeit von Sträflingen. Aber bereits im Jahr 1705, ein Jahr nach der Grundsteinlegung des Schlosses, waren Gefangene in Ludwigsburg dabei, die Fundamente für den Fürstenbau mit Erde auszufüllen und zu planieren.

Der Einsatz von Sträflingen für öffentliche Arbeiten, also beim Bau von Straßen und Kanälen, von Palästen und Schlössern, war aber keine Erfindung der Herzöge von Württemberg. Die Wurzeln reichen vielmehr 2000 Jahre weit zurück in die Vergangenheit, in das römische Weltreich rund um das Mittelmeer. Von dort stammt die lateinische Bezeichnung »opus publicum«, die wörtlich »Öffentliches Werk« oder »Öffentliche Arbeiten« bedeutet.

### *Opus publicum von der Antike bis ins Spätmittelalter*

In der römischen Republik war diese Strafe noch unbekannt; sie wurde erst unter dem Prinzipat eingeführt. Die Verurteilung geschah auf eine begrenzte Zeit oder lebenslänglich. Die Sträflinge mussten im Steinbruch und Bergbau, beim Straßenbau und als Ruderer auf den Galeeren arbeiten.

Mit dem Untergang des römischen Staates hörte das Opus publicum nicht einfach auf, sondern wurde im arabischen Raum tradiert, wie so viele andere antike Errungenschaften. Im Osmanischen Reich mussten christliche Gefangene beim Straßenbau, in der Landwirtschaft oder in Salzminen schuften oder auf den Galeeren rudern. <sup>1</sup> Eine besonders entehrende Strafe für die moslemischen Untertanen war die Schelle. Der Übeltäter musste mit einem mit Glocken behangenen Halseisen vor seinem Geschäft und im Basar von Istanbul auf- und ablaufen. <sup>2</sup>

Mit Beginn der Neuzeit wurde diese Strafe auch im Abendland wiederentdeckt. Ein prominenter Verfechter des Opus publicum war der englische Theologe, Philosoph und Politiker Thomas Morus. Morus lobte in seinem 1516 erschienenen Buch »Utopia« den Umgang der Römer mit Straftätern: »Sie pflegten nämlich Schwerverbrecher zur Arbeit in Steinbrüchen und Erzgruben zu verurteilen, wo sie beständig Fesseln zu tragen hatten.« Die ideale Strafform will Morus in Persien gefunden haben. Dort verurteile man Diebe »zu öffentlichen Arbeiten. Widerspenstige und Träge zwingt man nicht durch Fesselung, sondern treibt sie durch Prügel an; aber wer eifrig bei der Arbeit ist, erduldet keinerlei Misshandlung; nur des Nachts werden sie unter Namensaufruf kontrolliert und in Schlafräume eingeschlossen. Außer der beständigen Arbeit hat dieses Leben nichts Beschwerliches.« <sup>3</sup>

---

\* Erweiterte Fassung des am 11. November 2004 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

In ähnlicher Form kam im 16. Jahrhundert das *Opus publicum* tatsächlich in größeren Städten in Südwestdeutschland (Ulm, Nürnberg), der Nordwestschweiz (Basel) und im Elsass (Straßburg, Colmar) auf, also in protestantischen Gebieten. Als Gründe für diese neue Form einer Freiheitsstrafe werden in der Forschung genannt: der Calvinismus sowie der Kampf gegen die steigende Zahl der Bettler als eine Folge der Säkularisierung der Klöster durch die Reformation.

### *Einführung des Opus publicum in Württemberg 1620*

Erste Pläne zur zwangsweisen Ausnutzung der Arbeitskraft von Bettlern und Müßiggängern gab es schon unter Herzog Friedrich von Württemberg.<sup>4</sup> Daher überrascht die Einführung der Zwangsarbeitsstrafe durch seinen Sohn Johann Friedrich nur wenig. In der Gesetzessammlung von Reyscher ist das Generalreskript vom 19. September 1620, »die Einführung der öffentlichen Arbeit betreffend«, abgedruckt. Das Original ist leider nicht erhalten. Württemberg war damit der erste Territorialstaat, der *Opus publicum* einführte.

Im Generalreskript führte Johann Friedrich zur Begründung aus, dass die bisher üblichen Strafen die Ehre des Verurteilten zerstörten. Dieser werde geradezu zu neuen Verbrechen getrieben. Gefängnis ohne Arbeit gewöhne dagegen an Faulheit. Diese Strafe diene weder zur Besserung noch zur Abschreckung. Daher sollten künftig Verurteilte, bei denen es noch Hoffnung auf Besserung gebe, in »opera publica« so lange bleiben, bis sie die gerichtliche Strafe abgebüßt und die dadurch angefallenen Kosten, z. B. für das Essen, abgearbeitet hatten.

Bei der Einführung der neuen Strafe hob das Generalreskript besonders die Rücksicht auf die Handwerker hervor. Diese waren bei entehrenden Strafen, wie Auspeitschen, nicht mehr in der Lage, sich nach erstandener Strafe durch ehrliche Arbeit ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Zunächst war dies nur ein Argument von mehreren, doch griff die spätere Gesetzgebung vor allem diesen Aspekt auf. So kam es, dass das *Opus publicum* zu einem Privileg der Handwerker und entsprechend häufig milde ausgesprochen wurde.

### *Die Bezeichnungen für das Opus publicum in Württemberg*

Für den lateinischen Begriff *Opus publicum* gibt es eine Vielzahl von Begriffen in den Quellen. Eher allgemeiner Art war die Bezeichnung »ad opus publicum condemnirte Sträflinge«<sup>5</sup>; verkürzt taucht sie auf als »operarii«<sup>6</sup>. Es gab die »Arbeit in herrschaftlichen Gebäuden« und die »Arbeit in unseres gnädigsten Fürsten Gärten«. Die Gefangenen werden »Vöstungs-Sträflinge«<sup>7</sup> genannt, aber auch »Schänzer«. Der Oberrat gebrauchte »Civil-Schänzer« und »Civil-Sträflinge« als Bezeichnung für die gleiche Gruppe.<sup>8</sup> Davon deutlich unterschieden bestand die Gruppe der »Militair-Schänzer oder Galioten«.<sup>9</sup>

»Schellenwerker« war aber der gängigste Begriff: Das entsprechende Faszikel im Hauptstaatarchiv heißt auch »Generalia Schellenwerker«. Ebenso wird der Begriff »Schellenwerk« bzw. »Schellenwerker« für die Arbeit von Sträflingen in den Protokollen der Baudeputation für Schloss Ludwigsburg verwendet. Dieser Begriff war aber offenbar nur in Süddeutschland, im Elsass und in der (deutschsprachigen) Schweiz geläufig.



*Der Kupferstich aus dem 17. Jahrhundert zeigt einen Sträfling im Halseisen und Gefangene beim Schanzenbau.*

»Schellenwerker« wurden sie genannt wegen der Schelle (Glocke), die sie bei der Arbeit tragen mussten. Zum einen sollte dadurch die Flucht erschwert werden, und zum andern lenkte diese »Schandglocke« die Aufmerksamkeit der Passanten auf dieses abschreckende Exempel.

Im frühen 19. Jahrhundert wechselte die Bezeichnung in den amtlichen Schriftstücken von »Schellenwerker« zu »Galioten«, also Galeerensträflinge. Das Herzogtum Württemberg verhängte tatsächlich seit Mitte des 16. Jahrhunderts die Galeerenstrafe als härteste Form der Freiheitsstrafe. Da es aber über keine eigene Flotte verfügte, verkaufte es diese Galeerensträflinge nach Venedig und Genua, wo vor allem in Kriegzeiten ein großer Bedarf an Ruderern bestand. Nicht nur Räuber und Mörder, sondern auch rückfällige Bettler und Vaganten schickte man auf die Galeeren.

Die Bezeichnung »Galioten« oder »Galeoten« – die Schreibweise variiert – gibt es in Süddeutschland schon seit dem 16. Jahrhundert. Sie war aber bis zum Ende des 18. Jahrhunderts vorwiegend in der Literatur verwendet worden, z. B. von Friedrich Schiller in seinen »Räubern«. Dort poltert Spiegelberg: »Wahl? Was? Nichts habt ihr zu wählen! Wollt ihr [...] bei klingendem Spiel nach dem Takt der Trommel spazieren gehn, oder im Galliotenparadies das ganze Eisenmagazin Vulkans hinterherschleifen?« (1. Akt, 2. Szene). Und Schillers »Verbrecher aus verlorener Ehre« spricht: »Die Verachtung dieses Knaben schmerzte mich bitterer als dreijähriger Galliotendienst.«

Auch andere schwäbische Dichter verwendeten den Begriff Galioten in ihren

Werken. So Schubart in seinem Gedicht »Deutsche Freiheit« von 1786: »Aber hier bist du [= die Freiheit] nicht, wo Galioten, wie Vieh an Karren gespannt, mit Ketten vorüberzasseln.«

Auch nachdem das Strafedikt von 1824 die Galiotenstrafe abgeschafft hatte, blieb für die Militärsträflinge in Württemberg der Begriff »Galioten« noch bis ins 20. Jahrhundert geläufig, und als Schimpf- und Scheltwort ist er älteren Ludwigsburgern sogar jetzt noch geläufig.

Auf seine Spuren kann man heute noch bei einem Waldspaziergang stoßen: Ein Weg und eine ganze Abteilung im Wald bei Gschwend im Schwäbisch-Fränkischen Wald trägt die Bezeichnung »Galliotenweg«. Wahrscheinlich wurde der Weg im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts von Galioten angelegt, um diesen Wald zu erschließen. Holz hatte hier schon seit Jahrhunderten große Bedeutung. Auf dem »Schlittenweg«, von welchem der »Galliotenweg« abzweigt, wurde im Winter Holz bis zum Ebnisee transportiert und von dort aus geflößt. Dadurch konnte Ludwigsburg und sein Schloss mit Brennholz versorgt werden. Nach Angaben der Landesstelle für Volkskunde gibt es in Baden-Württemberg auch einen »Galiotenwald«; wo dieser liegt, ließ sich bisher nicht ermitteln.

Der dritte Begriff »Schänzer« geht auf das Schanzen der Soldaten zurück, also das Ausheben von Gräben etc. Soldaten konnten sowohl Bewacher (Schildwache) der Sträflinge sein als auch selbst Sträflinge. Deserteure mussten Spießruten laufen, anschließend kamen sie unter die Schänzer. Dem Zuchthauspfleger Roth wurde Mitte des 18. Jahrhunderts zum Verhängnis, als er sich beschwerte, dass »die Garnison Ludwigsburg mit 1346 Gulden 12 Kreuzer Schänzerkosten [d. h. Verpflegungskosten für die im Zuchthaus zwecks Weg- und Anlagebauten vorübergehend untergebrachten Militärgefangenen] im Rückstand sei.«<sup>10</sup> Roth wurde bald darauf von seinem Posten abgelöst.

### *Strafplätze in Württemberg im 17. Jahrhundert*

Das Generalreskript von 1620 erwähnt nicht, wo diese Strafen zu erstehen waren. Festungen waren damals übliche Strafplätze, deshalb wurde in Württemberg *Opus publicum* später auch »Festungsarbeit« genannt.<sup>11</sup>

Von den sieben Landesfestungen sind vier tatsächlich als Strafplätze benutzt worden. Der Hohenneuffen ist hierzulande eher durch Frisoni und Retti bekannt, die dort eingesperrt waren, als durch Schellenwerker. Aber nachdem Herzog Carl Alexander die Festung hatte ausbauen und verstärken lassen, diente sie bis 1780 als Strafanstalt für Staatsgefangene und gemeine Verbrecher. 1801/1803 wurde die Festung geschleift.<sup>12</sup> Einige Jahrzehnte vorher fiel der Hohenurach. Herzog Carl Eugen ließ aus den Steinen das Jagd Schloss Grafeneck bauen.<sup>13</sup> Auch auf Hohenurach hatte es prominente und weniger prominente Gefangene gegeben: Wilhelmine von Grävenitz, die dort eingekerkert war, beklagte sich bitter, dass zwei Tage zuvor an derselben Stelle ein Wilderer gesessen habe.<sup>14</sup> Auf dem Hohentwiel sind seit 1658 Schellenwerker nachweisbar; in größerer Zahl aber erst in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts.<sup>15</sup> Der Hohentwiel war sozusagen ein »Hochsicherheitsgefängnis« für Kriminelle – wie Mitglieder der Räuberbande des Hannikel –, aber trotzdem nicht absolut ausbruchsicher, wie die Flucht des Sonnenwirtle bewies. Die letzten Sträflinge wurden durch französische Truppen im April des Jahres 1800 befreit und setzten daraufhin ihre kriminellen Karrieren fort.<sup>16</sup>

Auf dem Hohenasperg waren seit Mitte des 17. Jahrhunderts neben Soldaten und Lohnarbeitern auch Sträflinge, die zu »Arbeiten in herzoglichen Gebäuden« verurteilt waren, für größere Baumaßnahmen vorgesehen. Der Hohenasperg diente am längsten, bis ins 19. Jahrhundert hinein, als Strafplatz der Schellenwerker und Galioten. Auf ihn wird deshalb noch näher einzugehen sein.

### *Opus publicum im 17. Jahrhundert*

Wie sah es nun mit der tatsächlichen Bedeutung des Opus publicum im frühen 17. Jahrhundert aus? Es gibt keine verlässlichen Angaben für die ersten Jahrzehnte, doch ist keine oder nur eine geringe Bedeutung dieser Strafe anzunehmen. Der Grund liegt auf der Hand: Es war die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Das Land war verwüstet, Herzog und Regierung außer Landes geflohen. Die Landesfestungen, die als Straforte dienen sollten, waren – bis auf den Hohentwiel – lange Jahre vom Feind besetzt.

Meine einzigen Beispiele aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammen daher vom Hohentwiel. Dort verletzte am 28. April 1635 der Dragoner Niclaus Kuon von Hundesingen einen Kameraden im Streit mit einem Säbel tödlich. Schon eine Woche später, am 5. Mai, erstach der Wachtmeister-Leutnant Holderer den Gardiknecht Junker im Streit um einen Trunk. Beide endeten nicht am Galgen, sondern in Eisen geschlagen und zu Zwangsarbeit verurteilt.<sup>17</sup>

Aber nicht nur die Landesfestungen waren Schauplätze der öffentlichen Arbeit. Ein Beispiel aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hier aus der Gegend: Herzog Eberhard III. ließ seit 1664 zwischen Häfnerhaslach und Ochsenbach ein Jagdschloss und am südlichen Hang des Kirbachtals einen Wildpark für die Jagd einrichten. Zu diesem Zweck mussten frönde Bauern und Schellenwerker einen langen Palisadenzaun mit vorgelegtem Graben anlegen. Dazu beschäftigte der Herzog u. a. elf zu öffentlichen Arbeiten verurteilte Wilderer. Als die Erntezeit herannahte und sich diese Wilderer sehr beklagten, ihre eigenen Feldfrüchte nicht einbringen zu können, erhielten sie einen dreiwöchigen Urlaub.<sup>18</sup>

Einige Jahre später tötete Hans Georg Schöck im Haus des Bietigheimer Bürgermeisters Fleischmann versehentlich die Magd Anna Barbara Fischer aus Kleinsachsenheim durch einen Schuss. Die Strafe lautete: Schöck soll beim Oberschultheißen und Keller zu Hoheneck, Sebastian Radmann, »ad opus publicum zwey Jahr lang auf seinem Kasten arbeiten«. Vogt, Bürgermeister und Stabhalter von Bietigheim setzten sich für Schöck ein. In einer Eingabe hoben sie hervor, dass der tödliche Schuss aus Unvorsichtigkeit geschehen sei, und betonten, dass Schöck von Jugend an »ein frommer, stiller, aber immer kränklicher Mensch« gewesen sei, der eine zweijährige harte Arbeit im Opus publicum nicht lebend überstehen würde. Die Eingabe war letztlich erfolgreich. Die »Leibesgebrechlichkeit« von Schöck machte ihn zum Opus publicum unfähig. Herzog-Administrator Friedrich Carl wandelte sie daher am 25. August 1679 in eine Geldstrafe von 100 Reichstalern um.<sup>19</sup>

### *Verpflegung und Kleidung der Schellenwerker*

Bei Verpflegung wie bei Kleidung galt für die »ad opus publicum« Verurteilten der Grundsatz: Wer (finanziell) dazu in der Lage war, konnte und musste selbst für die

Kosten aufkommen. Über die Vermögenslage hatte der Vogt bzw. später das Oberamt in einem Begleitschreiben Auskunft zu geben. Nur völlig mittellose Sträflinge erhielten die tägliche Ration von drei Pfund herrschaftlichem Brot. Die Kosten dafür wurden aber dem »Operarii« nicht erlassen, sondern er musste sie abarbeiten. Dadurch konnte sich der Zwangsaufenthalt auf der Festung erheblich verlängern. Vor allem bei Strafen von mehr als einem Jahr empfanden die Festungskommandanten dies als ein drückendes Übel. Dazu kam, dass während der Zeit der Abverdienung neue »Azungskosten« anfielen und den Entlassungstermin in noch weitere Ferne rücken ließen. Nicht zuletzt gab es eklatante Unterschiede bei den Tarifen: Wer sein Opus publicum auf dem Hohenneuffen verbüßte, dem wurden 24 Kreuzer pro Werktag berechnet. Wer dagegen auf den Hohenasperg kam, dem wurden 40 Kreuzer, also fast das Doppelte, von den Kosten für Verpflegung und Kleidung abgezogen. Dies empfand schließlich auch die herzogliche Regierung als Ungerechtigkeit: 1793 führte sie einen einheitlichen Tarif ein.

Es existierte keine einheitliche Kleidung für diese Sträflinge in Württemberg. Die Gefangenen trugen während der Strafzeit ihre eigene Kleidung. Häufig beklagten sich aber die Kommandanten, dass die zum Opus publicum verurteilten Sträflinge »öfters sehr nackend ohne die benöthigte Kleidung auf die Vestung abgeschickt worden«. <sup>20</sup> Nur »zur äußersten Nothwendigkeit erforderliche Kleidungsstücke« durften abgegeben werden. <sup>21</sup> Erst im frühen 19. Jahrhundert setzte sich eine besondere Kleidung durch, wie sie schon lange in den Zuchthäusern üblich war: Mi-parti genannt. Die Kleidung war dabei in zwei unterschiedliche Farbhälften senkrecht geteilt. Die Farbteilung erstreckte sich auch auf die Kopfbedeckung, die bei den Männern in einer Mütze, bei den weiblichen Züchtlingen in einer Haube bestand.

Wurden den Sträflingen – zur Strafverschärfung – über die ganze Dauer oder nur einen Teil der Strafzeit Fußseisen angelegt, so lautete das Urteil: »ad opus publicum in Springern« oder »zu harter Arbeit in Springern«. <sup>22</sup> Springer waren »Schellen, die mit Ketten verbunden waren und so eine gewisse Beweglichkeit des Gefesselten



*Galienkleidung aus dem frühen 19. Jahrhundert. Nach historischen Quellen gefertigt von Helga Ernst-Rödde, Ludwigsburg.*

zuließen«. <sup>23</sup> Spandauer Eisen waren eiserne Ringe, die um die Beine getragen wurden. Lange Sporne nach vorn und hinten verhinderten, dass der Gefangene schnell (fort)laufen konnte. 1826, nach Abschaffung der Galiotenstrafe, wurden die Spandauer Eisen als Alteisen öffentlich verkauft; der Erlös floss in die Staatskasse.

### *Meuterei und Flucht*

Die Fesseln hinderten aber im Zweifelsfalle nicht an Flucht oder Aufruhr. Dies zeigen zwei Vorfälle. Zum einen ist dies der eher sagenhafte Galiotenaufstand in Ludwigsburg um 1760, den Schönleber in seiner Chronik der Stadt Ludwigsburg erzählt: »Die Ausfüllung der Tiefe und Ebnung des Platzes [der so genannten Planie an der Nordseite des Schlosses] bewerkstelligte Herzog Carl Eugen in den 1760er Jahren. Man erzählt sich, daß er den zu dieser Arbeit verwendeten Militärsträflingen (Galioten) die Begnadigung für den Rest ihrer Strafe habe versprechen lassen, wenn sie mit dieser Arbeit und einer zweiten ähnlichen, nämlich der Ausfüllung der Tiefe und Herstellung eines ebenen Wegs zwischen dem Schloß und dem ehemaligen Opernhaus, binnen einer bestimmten Zeit fertig werden würden. Die Arbeiter haben sich hiezu verbindlich gemacht und diese Verbindlichkeit erfüllt; der Herzog aber habe ihnen nicht Wort gehalten, vielmehr immer weiteres ihnen zugemuthet, was noch vorher geschehen müsse, ehe sie die zugesagte Freiheit erhalten können. Dadurch gereizt, haben nun die Sträflinge eines Sonntags, zu Zeit des Mittags-Gottesdienstes, als sie eben in der Gegend des jetzigen Heilbronner Thores gearbeitet, plötzlich ihre Wache überfallen, derselben die Gewehre abgenommen, in dem nahen Favorite-Walde sich ihrer Fesseln entledigt und sofort nach der Pfalz hin (gegen Eppingen) sich auf die Flucht gemacht. Man habe jedoch nicht gesäumt, die Flüchtlinge alsbald zu verfolgen, und schon auf der Pfälzer Grenze, zum Theil sogar innerhalb derselben, wo sie sich sicher geglaubt und von Müdigkeit überwältigt geruht haben, seien sie von einer Abtheilung württembergischer Reiterei eingeholt und, nach einer lebhaften Gegenwehr, wo es beiderseits Tote und Verwundete gegeben, die Mehrzahl zwar entkommen, aber andere, zum Theil schwer verwundet auf Pferde gebunden, zurückgebracht worden, wo sie dann den Versuch, die zugesagte erworbene Freiheit eigenmächtig zu erzwingen, auf Hohen-Asberg theils mit dem Tode am Galgen, theils mit Spießruthenlaufen und längerer harter Gefangenschaft haben büßen müssen, während Churpfalz über die Verletzung seines Gebiets erfolglose Klagen erhoben habe.« <sup>24</sup>

Weniger spektakulär verlief dagegen der Galioten-»Aufstand« in Freudental. Dort hatten Mitgefangene im August 1815 den »Militair-Sträfling« Bühler wegen Denunzierens misshandelt. Der wachhabende Offizier wollte den Schuldigen Stockschläge verabreichen lassen. Es entstand ein großer Aufruhr unter den Gefangenen, woraufhin die Wache sich zurückzog. König Friedrich I. erschien dieses Verhalten der Wache als viel zu lasch. Er befahl, dass künftig bei Widersetzlichkeiten »die Militair-Sträflinge ohne Weiteres zum Tode verurtheilt, die Civil-Sträflinge aber zu lebenslänglicher Vestungs-Strafe condemnirt« werden sollten. <sup>25</sup>

Wer zu fliehen versuchte und wieder eingefangen wurde, dem drohte eine längere Strafzeit. Einige Beispiele aus dem August 1817, die im Regierungsblatt öffentlich gemacht wurden: Am 6. August 1817 »ist gegen den Vestungssträfling Peter Bayer von Kappel, Oberamts Riedlingen, wegen Entweichung von dem Straforte, eine ein-

jährige Vestungsarbeit ausgesprochen worden«. <sup>26</sup> Am 9. August 1817 wurde »gegen den Vestungssträfling Jakob Bosch von Oberelchingen, wegen Entweichung von seinem Straforte, eine weitere sechsmonatliche Vestungsarbeit erkannt«. <sup>27</sup> Am 26. August 1817 »sind wegen Entweichungen von der Vestung und Diebstahls die Vestungssträflinge Christian Friedrich Braun von Reutlingen und Johann Schuhmann von Bartenstein, Oberamts Gerabronn, neben dem Ersatz der Kosten und des Schadens, der erste zu anderthalbjähriger und der zweite zu zehnmonatlicher Vestungsarbeit verurtheilt worden«. <sup>28</sup>

### *Schellenwerker in Ludwigsburg im 18. Jahrhundert*

Für lange Zeit wichtigster Einsatzort war das neu gegründete Ludwigsburg. Die Grundsteinlegung für das Schloss war im Mai 1704 erfolgt. Bereits 1705 mussten die Schellenwerker die Fundamente für den Fürstenbau, die von Mauern aufgebaut waren, mit Erde ausfüllen und planieren. <sup>29</sup> Der Steinbruch im Rotenackerwald auf Markgröninger Markung lieferte den Rohstoff für diese Mauern und für die Bildhauerarbeiten. Er wurde 1704 wegen des Schlossbaus stark ausgeweitet, drei Jahre später errichtete man sogar ein Häuschen für den Aufseher. <sup>30</sup> In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts waren noch durchschnittlich zwölf Galioten im »Steinbruch bei Bissingen« bzw. »Steinbruch Rotenacker« verzeichnet. <sup>31</sup> Ein langer Hohlweg führte vom Rotenackerwald nach Tamm herein. Er diente der Steinabfuhr aus dem großen Sandsteinbruch. <sup>32</sup>

Zwischen Ludwigsburg und Stuttgart gab es schon sehr früh eine Konkurrenz, selbst um die Schellenwerker als dringend benötigte Arbeitskräfte. In Stuttgart war 1710 mit den Bauarbeiten für das Waisenhaus (am heutigen Charlottenplatz) begonnen worden. Ab 1711 wurden alle »frühen Beyschläfer, Scortatores und Mißhändler (deren jedoch die adulteri ausgenommen)«, die eine Turmstrafe zu erstehen hatten, weil sie eine Geldstrafe nicht bezahlen konnten, zur Arbeit »an das Waisenhaus in Stuttgart geschickt«. Erst als das Gebäude weitgehend fertig war, verfügte die herzogliche Baudeputation am 29. Dezember 1712, dass »diese Sträflinge künftig zur Arbeit an dem Bauwesen in Ludwigsburg verwendet werden«. <sup>33</sup>

Die Anreise, oft aus entlegenen Ämtern, geschah auf Kosten der Sträflinge. In Ludwigsburg hatten sie sich beim Bauverwalter zu melden. Dieser musste sich bei der Baudeputation erkundigen, »an welchem Tage der Sträfling zur Arbeit kommen solle«. Der Bauverwalter hatte auch am Ende der Strafzeit eine Bescheinigung auszufüllen, die der Sträfling bei seiner Rückkehr zu Hause vorzulegen hatte, um zu beweisen, dass er die Strafe richtig erstanden hatte. <sup>34</sup>

Ein besonders großes Bauprojekt war neben dem Schloss die Stadtbefestigung. Unter Herzog Eberhard Ludwig war 1732 begonnen worden, einen hölzernen Palisadenzaun zu errichten. Die Festigungstechnik mit Wall, Graben und Palisaden war dieselbe, wie sie die Römer am Limes angewandt hatten. Ziel war – wie es ausdrücklich heißt – die »Abhaltung des liederlichen und vaganten Gesindels«. Graben und Wall sollten »durch die Miliz und die aus dem ganzen Land ad opus publicum condemnirte Personen ausgeworfen werden«. <sup>35</sup> Nach dem Tod des Herzogs Ende Oktober 1733 kamen die Arbeiten jedoch schnell zum Erliegen. <sup>36</sup>

Der Bau einer richtigen Stadtmauer wurde drängend während des Siebenjährigen Krieges, als rücksichtslose Aushebungen, um den Verpflichtungen der Subsidienv-

träge mit Frankreich nachkommen zu können, zu massenhaften Desertionen führten. Es entstand eine Stadtmauer, nicht um äußere Feinde abzuwehren, sondern um zu verhindern, dass jemand aus der Stadt hinauskam, nämlich die hier gegen ihren Willen kasernierten Soldaten. Die Bauarbeiten begannen am Schießhaus (in der Gegend der heutigen Marienstraße) in der Unteren Stadt (bei der neuen Feuerwache). Die Torhäuser wurden im Oktober 1760 fertig. Die Oberaufsicht hatte Oberst Rieger, später berühmt (und berüchtigt) als Kommandant auf dem Hohenasperg.

In diesen Jahren stieg die Zahl der Militärsträflinge, »Soldatenschänzer« genannt, derart sprunghaft an, dass zusätzliche Räume für diese Sträflinge im Zucht- und Arbeitshaus angemietet werden mussten. Carl Eugen persönlich erließ am 28. Dezember 1758 die Verfügung, dass »hinkünftig diejenige Soldaten, welche wegen begangener Verbrechen ad opus publicum condemnirt worden, während ihrer Strafzeit in dem Zucht- und Arbeitshaus allhier aufbehalten zu lassen« seien. Detailliert verhandelten Zuchthauspfleger Roth und Oberst Rieger, wie die Kleidung der Militärsträflinge aussehen sollte, woraus die Bettstatt zu bestehen hatte (»aus 1 Matrazzen, 1 Polster, 1 Leinlach u. 1 wollenen Decken«) und so weiter. Roth versuchte mit allen Mitteln zu verhindern, dass Ausgaben am Zuchthaus hängen blieben, bis Rieger unwirsch wurde: »Dann die Leuthe werden ja von unserem Landesherrn hineingethan, und nicht von einem Fremdbden, mithin ist nicht der genaueste Weeg zu gehen, welches sonst Serenissimo nothwendig mißfallen muß.« Während der nächtlichen Unterbringung im Zuchthaus hatten die beiden »Schellenwerck-Inspectors« Strassacker und Hornung die Aufsicht. Mit dem Abschluss der Bauarbeiten an Stadtmauer und Torhäusern verschwanden auch die »Soldatenschänzer« wieder aus dem Zucht- und Arbeitshaus.

Die Reinigung der Straßen und Alleen in den beiden Residenzen Ludwigsburg und Stuttgart sollte mit der Bekämpfung der Prostitution in den beiden Residenzstädten gekoppelt werden. Ein Erlass vom 28. August 1739 beklagte, das Laster der Hurerei habe »solchermaßen über Hand genommen, daß man daßselbe bei hellem Tag und auf öffentlicher Straße auszuüben keine Scheu mehr trage (...), besonders an Sonn- und Feyer-Tägen [pflegten die Dirnen] auf dem Bollwerck, Graben und unter Muren mit Soldaten und Handwercks-Purschen zu scortiren«. <sup>37</sup> Hier zeigt sich die Doppelmoral der Zeit: Libertinage und Mätressenwirtschaft waren bei der adligen Oberschicht gang und gäbe. Für das gemeine Volk, vor allem die unverheirateten jungen Männer (Soldaten, Handwerksburschen) sollte aber deren »höchstärgerliche Unwesen« abgestellt werden.

Bekämpft wurden nicht die Ursachen der Prostitution, sondern es wurden nur polizeiliche Mittel eingesetzt: »An obmelten Orten [solle] die Schaarwacht öfters patrouilliren.« Die Festgenommenen kamen zur »Strafe in Herrschaftl. Geschäften, zum schaffen in unsern Fürstl. Gärten«. <sup>38</sup> Die »Arbeit in herrschaftlichen Geschäften« galt als mildere Form des Opus publicum (dagegen: »Arbeiten in herrschaftlichen Gebäuen« = Schellenwerker). Dies bedeutete: keine Fesseln oder andere Strafverschärfungen, freie Bewegung nach Ableistung ihrer Tagesarbeit, die Wahl der Unterkunft und Beschaffung der Verpflegung blieb ihnen überlassen. <sup>39</sup> Dadurch erhielten aber die Frauen auch die Gelegenheit, selbst »während der Schaff-Zeit«, aber besonders an Sonn- und Feiertagen »ihr Hurenleben zu continuiren«. <sup>40</sup> Der Abschreckungseffekt war entsprechend gering. Resigniert resümierte der Erlass von 1739, das Zwangsmittel sei »von keinem sonderlichen Effect« gewesen. <sup>41</sup>

Da half auch die Einführung des Huren-Karrens nicht weiter. 1715 erhielt der



*Hurenwagen in der Schweiz, frühes 19. Jahrhundert.*

Stadtvogt von Stuttgart die Anweisung, »2 große Schubkarren machen« zu lassen, womit dreimal wöchentlich die Fäkalien abtransportiert werden sollten.<sup>42</sup> 1719 kam eine erneute Anweisung heraus; ein Hinweis, dass es wohl nicht zur Einführung des Huren-Karren in Stuttgart gekommen war. Der neue Erlass forderte, »einen eigenen Wagen zu obigem End verfertigen zu laßen«. Ausdrücklich wird dabei auf ausländische Vorbilder verwiesen: »wie solches in andern großen Stätten zu geschehen pfliget«. <sup>43</sup> Die Frauen mussten nicht die ganze Strafzeit den Karren ziehen, sondern nur zu Anfang und Ende ihrer »Arbeit in herrschaftlichen Geschäften«, dann aber zur Abschreckung (»zu Erweckung eines Abscheuens bey andern«) öffentlich an den Markttagen. Den Wagen begleiteten häufig Jugendliche mit Geschrei und Steinwürfen. <sup>44</sup> Ab etwa 1740 war für die nächtliche Unterbringung und die Verpflegung ein »Blockhaus« vorgesehen. <sup>45</sup> Nach Verbüßung der Strafe sollten die Frauen dann »fortgejagt und verwiesen werden«. <sup>46</sup> Bereits 1749 wurde der Huren-Karren in Stuttgart durch eine vierwöchige Zuchthausstrafe in Ludwigsburg ersetzt; dies aber ohne Willkomm und Abschied. <sup>47</sup>

Für Ludwigsburg gibt es bisher nur einen indirekten Nachweis, dass auch hier ein Hurenwagen existierte: Im Jahre 1727 verhandelte der Kirchenkonvent in Waiblingen darüber, dass ein Mann einer jungen Frau die Zöpfe abgeschnitten und sie bezichtigt hatte, »sie habe zu Ludwigsburg am Hurenkarren gezogen«. Sie leugnete es strikt ab, und er konnte es nicht beweisen. <sup>48</sup>

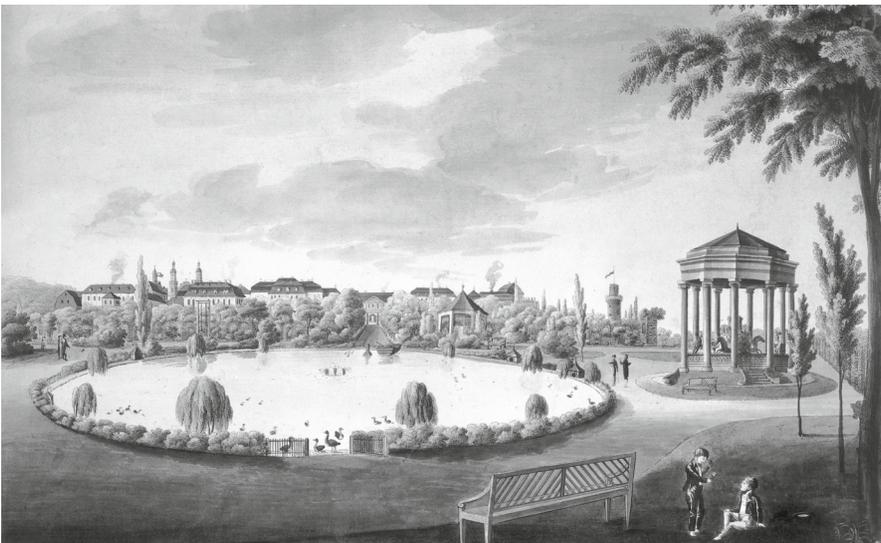
## *Schlosspark und Monrepos*

Die neue Residenz Ludwigsburg war geprägt von Alleen und Parks, beides wichtige Betätigungsfelder für die Schellenwerker.

Herzog Friedrich II., der spätere König Friedrich I., ließ 1798 am tiefsten Punkt des unteren Ostgartens durch Galioten vom Hohenasperg und durch Soldaten einen unregelmäßig ovalen See ausheben. Dieser Untere See war wesentlich größer als der benachbarte Emichburgsee. Der Weg zur nahezu eiförmigen Insel führte über eine Bogenbrücke. Der See ist längst trockengelegt, seine Form ist aber im unteren Ostgarten noch deutlich zu erkennen. Im Frühjahr 2005 wurde an der gleichen Stelle wieder ein See angelegt. Diesmal allerdings nicht mit der Hilfe von Schellenwerkern und Galioten, sondern mit Baggern.

Im oberen Ostgarten stehen seit einigen Jahren wieder die historischen Spielgeräte des frühen 19. Jahrhunderts, wie die russische Schaukel und das Karussell. Nach der Überlieferung mussten Strafgefangene vom Hohenasperg das Karussell durch eine Maschinerie im Untergeschoss, in einer Tiefe von drei Metern, per Handbetrieb bewegen.<sup>49</sup> Tatsächlich kam bei den Arbeiten am Monopteros des ehemaligen Karussells im Innern des Sockels, nachdem der Schutt ausgeräumt war, ein sorgfältig gemauerter, zylinderförmiger Keller zum Vorschein. Dort hinab mussten diejenigen steigen, die im Kreis gehend das darüber liegende Karussell zum Pläsier der Hofgesellschaft drehten. Hans-Joachim Scholderer hält sich in der Frage des Antriebs bedeckt: »Waren es wirklich Sträflinge? Das rekonstruierte Karussell wird mit einem Motor angetrieben!«<sup>50</sup>

Der Einsatz von Sträflingen im Schlossgarten ging in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts weiter. Im Mai 1818 wurde der Abbruch des in der Nähe des Ruinenbaus befindlichen Feigenhauses »unter Hinzuziehung von Sträflingen« vollzogen.<sup>51</sup> 1843/44 mussten Sträflinge die Akazienbäume auf dem Ruinenplatz ausgraben; an



*Schlossgarten Ludwigsburg: Das Karussell am Schüsselesee.*

deren Stelle pflanzten sie zwölf Walnussbäume.<sup>52</sup> 1847 wurde wieder ein Versuch gestartet, den Unteren See und den dorthin führenden mittleren Bach mit Wasser zu füllen. Sträflinge aus dem Arbeitshaus arbeiteten an der Wiederherstellung der schadhafte Dole an der Nordseite des Sees, »durch welche das stinkende Wasser von der Stadt abgeführt wird, ohne daß es in den See kommt, weil es sonst von dem See aus einen üblen Geruch verbreitet«. Die mangelnde Dichtung dieser Dole war von Anfang an ein Problem gewesen, das während des ganzen 19. Jahrhunderts nicht bewältigt werden konnte. Übel riechendes, morastiges Dickicht überzog den Bereich des Unteren Sees, der nördlich daran anschließende Rosengarten bestand bald nur noch dem Namen nach.<sup>53</sup>

Ein weiterer Einsatzort in Ludwigsburg waren die Anlagen beim Wasserschloss Monrepos. 1817 meldete der Rapport vom Hohenasperg, es seien »10 Mann zur Weg-Herstellung in dem Thiergarten bey Monrepos« ausgerückt. Dabei war bereits am 3. Januar 1817 der Befehl an das Festungskommando Hohenasperg ergangen, »sämtliche bisher in Monrepos beschäftigte Sträflinge anderwärts zu verwenden, indem auf dieses Gut, welches an der verwitweten Königin Majestät übergeben worden ist, künftig gar keine Sträflinge mehr abgesondert werden sollen«. <sup>54</sup> Im folgenden Jahr wurden sie doch noch einmal gebraucht, als der Festinbau mit Hilfe von 50 vom Festungskommando Hohenasperg gestellten Sträflingen abgebrochen wurde.

Dass ihr Einsatz schon im 18. Jahrhundert zahlenmäßig von Bedeutung war, darauf gibt es zwei Hinweise, nämlich eigenes Personal (»Schellenwerks-Inspektors«) und ein eigenes Gefängnis für diese Sträflinge.

### *Unterbringung*

Die Strafgefangenen auf Außenarbeit waren vielfach nur provisorisch untergebracht; z. B. in Heilbronn in einem Gebäude unmittelbar neben der Baugrube. In Ulm gab es versetzbare Blockhäuser zur Unterbringung von Sträflingen, die außerhalb der Strafanstalten für öffentliche Arbeiten verwendet wurden. In den beiden Residenzstädten Stuttgart und Ludwigsburg sowie auf dem Hohenasperg, wo es immer Arbeit für diese Gefangenen gab, existierten dagegen eigene Gebäude zur Unterbringung bei Nacht, welche zu Anfang des 19. Jahrhunderts »Galiotenhäuser« genannt wurden.

Die Überfüllung der Unterkünfte führte dort immer wieder zu Epidemien unter den Gefangenen. Der Leiter der Königlichen Bau- und Gartendirektion berichtete am 21. April 1817 über die Zustände im Stuttgarter Galiotenhaus: »Diese Leute kommen häufig durchnezt vom Regen in den Sträflingsbau, haben selten Kleider zum Wechseln, und wenn daher zu viele beysammen sind, so wird die Luft in dem wirklich ziemlich schlechten Local, trotz der angebrachten Dampf-Schläuche, so verdorben, daß nothwendig Krankheiten entstehen müssen.« <sup>55</sup>

Anfangs waren die Schellenwerker in Ludwigsburg vermutlich in Baracken untergebracht, die nur wenig Sicherheit vor Ausbrüchen boten. Aufgrund der vielen »Echappierungen« von Sträflingen wurde ein »festes« Gefängnis in Ludwigsburg projektiert. Aber auch die Unterbringung auf den Landesfestungen, namentlich auf dem Hohentwiel und dem Hohenneuffen, war angedacht. Zumindest sollte aber ein »Interims-Gefängnis« in Ludwigsburg eingerichtet werden <sup>56</sup> – und das, bevor es die Stadt Ludwigsburg überhaupt gab! Daher sind die Fragen, die Walter Baumgärtner 1938

in seiner Dissertation über »Die Erbauung des Ludwigsburger Schlosses« stellte, nicht so abwegig, wie ich zuerst dachte: »Wo wohnten die Strafgefangenen? Waren sie in einem besonderen Gebäude untergebracht? Haben wir darin die Anfänge des Zucht- und Arbeitshauses in Ludwigsburg zu sehen?«<sup>57</sup>

Vielleicht ist dieses erste Gefängnis identisch mit dem »Schellenwerkerbehältnis«, das Willi Müller in seiner Flurnamenkartei vom Altkreis Ludwigsburg führte, die heute in der Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart aufbewahrt wird. Danach ist dieses »Schellenwerkerbehältnis« 1714 errichtet worden.<sup>58</sup>

Sichere Nachricht über die Unterbringung haben wir erst vom Ende des 18. Jahrhunderts. Damals wurden Festungsgefangene vom Hohenasperg zur Aufschüttung der neuen Böschungen und Rampen im Nordgarten und zur Grabung des großen Sees im unteren Ostgarten herangezogen. Um sie schneller verfügbar zu halten, quartierte man sie – etwa 40 bis 50 Mann – im April 1799 im Kasernenholzmagazin ein.<sup>59</sup>

Ein eigenes Gebäude entstand erst mit dem Ludwigsburger Galiotenhaus zwischen 1805 und 1810, also direkt im Zusammenhang mit dem massenhaften Einsatz von Galioten unter Friedrich I. Dieses Galiotenhaus lag direkt neben der Talkaserne und dem militärischen Holzmagazin, der alten Unterkunft der Galioten. Das einstöckige Haus mit Walmdach war 101 Fuß lang und 48 Fuß breit (also rd. 28 m x 13 m). Im Erdgeschoss waren ein Zimmer mit »Entresol«, eine Küche, zwei Säle und eine Wachtstube; im Dachgeschoss: ein Zimmer mit Stubenkammer, eine »Öhrnkammer« und ein geteilter Dachboden. Die zwei heizbaren Säle für die Sträflinge im Erdgeschoss besaßen »Fenster mit starken eisernen Gittern und über denselben mit Drahtgitter versehen«. <sup>60</sup> Die Pritschen waren im Boden festgeschraubt. <sup>61</sup> Zur Aufseherwohnung – 1836 an Aufseher Frey vermietet – gehörten das heizbare Wohnzimmer und die Küche im Erdgeschoss sowie die Dachkammer. Zur oberen Wohnung – 1836 an Pflasterer Findeisen vermietet – gehörte die Stube und Schlafkammer im Dachgeschoss. <sup>62</sup>

Das Galiotenhaus in Ludwigsburg unterstand dem Festungskommando Hohenasperg. Von dort wurde ein Offizier abkommandiert, der die Wachsoldaten befehligte. <sup>63</sup> Im April 1828 stellte der Königliche Kriegsrat den Antrag, »das unbenützte Local [= Sträflingssaal?] in dem neben der Kaserne des fünften Infanterie-Regiments liegenden Sträflings-Gebäude in Ludwigsburg der Militärbehörde auf wenige Tage [zu] überlassen, um den Fechtsaal für die Offiziers-Zöglinge« nicht belegen zu müssen. <sup>64</sup> Diese Frist (»auf wenige Tage«) wurde bald ausgedehnt und um eine fernere Überlassung dieses Gebäudes gebeten. <sup>65</sup> Die Königliche Strafanstalten-Kommission stimmte unter der Bedingung zu, »daß nicht nur 1.) dieses Gebäude, so bald es für die Zwecke der Strafanstalt in Ludwigsburg erforderlich werden sollte, sogleich geräumt und an diese zurückgegeben; sondern daß auch 2.) während der Benützung desselben durch das K. Militär der Aufwand für die bauliche Unterhaltung von der betreffenden Militär-Casse bestritten; und daß 3.) an der Einrichtung des Gebäudes selbst nichts verändert werde«. <sup>66</sup>

In der Aufseherwohnung im Erdgeschoss zog der bei der Kasernenverwaltung angestellte »Gehülfe« ein. <sup>67</sup> Zusätzliche Räume, die der verheiratete »Gehülfe« für »sich und seine zahlreiche Familie« wünschte, wurden ihm dagegen abgeschlagen. <sup>68</sup>

Im Laufe der Zeit bekam das Strafanstaltenkollegium Zweifel, ob das Galiotenhaus tatsächlich »als ganz entbehrlich angesehen werden könne, oder ob nicht vielmehr die Beibehaltung desselben, namentlich bei der zunehmenden Zahl der Gefangenen

und bei etwa eintretender Erweiterung der Gewerbe, nothwendig oder wenigstens rätlich« sei.<sup>69</sup> An das Arbeitshaus erging die Weisung, die »Wohnungen in dem vormaligen Galliotenhaus jedenfalls für Angestellte an der Straf-Anstalt vorzubehalten und daher den gegenwärtigen Miethsleuten sogleich aufzukündigen.«<sup>70</sup> Letztlich bestand jedoch kein Bedarf des Arbeitshauses, daher wurden die noch vorhandenen Pritschen aus dem Sträflingssaal abgebaut und an das Arbeitshaus abgegeben. Das gesamte Gebäude mietete die Kasernenverwaltung für 30 Gulden jährlich.<sup>71</sup> Am 11. Juni 1836 fand die offizielle Übergabe statt.<sup>72</sup>

Doch Berichte über das fortwährende Zunehmen des Gefangenenstandes in dem Arbeitshaus führten erneut zu Überlegungen, ob nicht im Galiotenbau eine Einrichtung zu treffen sei, um einen Teil der Gefangenen – etwa die mit öffentlichen Arbeiten Beschäftigten – einstweilen darin unterzubringen.<sup>73</sup> Geplant war also eine Belegung mit der gleichen Kategorie von Strafgefangenen, wie sie vor 1828 üblich gewesen war. Stattdessen bestimmte am 6. Juli 1838 ein Erlass des Justizministeriums, dass das Galiotenhaus endgültig abzutreten sei.<sup>74</sup> Am 18. Juli 1838 wurden die Gebäude »Galiotenhaus« und »Galiotenküche« offiziell und endgültig an das Militär übergeben. Im selben Jahr ließ die Kasernenverwaltung das Gebäude um ein Stockwerk erhöhen.<sup>75</sup> Erst jetzt erhielt es das Aussehen, wie es bis zum Abbruch im Zuge der Neugestaltung der B 27 im Jahre 1970 existierte.<sup>76</sup>

Ganz in der Nähe, unmittelbar an der Stadtmauer beim Bietigheimer Tor (ursprünglich als »Asperger Tor« bezeichnet), stand die besonders stehende »Galiotenküche«, welche zwar für 125 Gefangene und zwei Aufseher eingerichtet war, aber nicht gebraucht wurde.<sup>77</sup> Das Gebäude war 50 Fuß lang und 20 Fuß breit (rd. 14 m x 6 m). Die Baracke (»Umfassungs-Wände von Brettern«) hatte ein Ziegeldach, das auf der Stadtmauer aufsaß. Das Innere war durch eine Zwischenwand aus Brettern in zwei Hälften geteilt.<sup>78</sup> Der eine Teil wurde im Jahr 1827 bereits vom 5. Infanterieregiment benutzt. Dieses stellte im Juli 1827 den Antrag, auch die andere Hälfte zu übernehmen, »um allerhand Kasernen-Geräthschaften und Turn-Apparate daselbst aufbewahren zu können«.<sup>79</sup>

Die Königliche Strafanstalten-Kommission genehmigte dies unter der Bedingung, dass diese Küche im Falle des eigenen Bedürfnisses jederzeit an die Strafanstalt zurückzugeben und während der Zeit der Benützung durch die Militärbehörde von dieser in baulichem Stande zu erhalten sei.<sup>80</sup> Das Kommando des 5. Infanterieregiments stimmte diesen Bedingungen am 18. Juli 1827 zu.<sup>81</sup> Bereits drei Tage später fand die Übergabe der ehemaligen Galiotenküche statt. Diese befand sich offenkundig in einem schlechten Zustand: Der Herd war zusammengefallen und ein



*Galiotenhaus Ludwigsburg,  
zwischen dem Heilbronner Torhaus  
und der Talkaserne  
(Ausschnitt aus einem Luftbild von 1924).*



*Galiotenhaus (Mitte) auf dem Hohenasperg. Aquarell um 1830.*

großer Teil der Fensterscheiben zerbrochen. An Gerätschaften übernahm das Militär: zwei Küchentische, eine große eiserne Stange, vier Küchenbretter und einen Schlüssel zur Küche.<sup>82</sup> Für den Fall, dass doch wieder eine Küche für das Galiotenhaus notwendig würde, war die Militärbehörde verpflichtet, »statt der abgetretenen alsbald eine anderwärtige, dem Bedarf entsprechende Küche auf Kosten der Militärbehörde zur Zufriedenheit der Arbeitshaus-Verwaltung« einzurichten.<sup>83</sup> Als das Gebäude 1838 endgültig an die Militärverwaltung überging, hatte das 5. Infanterieregiment in der einen Hälfte eine Waschküche und in der anderen Hälfte eine »Schreiner-Werkstätte« eingerichtet.<sup>84</sup>

1877 genehmigte der Gemeinderat die Herstellung des Holzstalls an der projektierten Stelle und in der beabsichtigten Weise in der Talkaserne.<sup>85</sup> Die ehemalige Galiotenküche wurde vom alten Standort direkt an der Stadtmauer näher an den nördlichen Flügel der Talkaserne heran versetzt; bei dieser Umsetzung wurde das Gebäude in den äußeren Maßen und im Grundriss vollständig verändert.

1909 ist diese Baracke auf dem Lageplan als Holzschuppen (neben dem Kohlen-schuppen) eingezeichnet, ebenso auf späteren Plänen. Möglicherweise war es das erste Gebäude, mit dem im November 1969 der Abbruch der Talkaserne begann.<sup>86</sup>

Ein weiteres Galiotenhaus befand sich, wie bereits erwähnt, auf der Festung Hohenasperg. Das erste Adressbuch für Ludwigsburg aus dem Jahr 1825 notiert in seiner Beschreibung der Festung: »Dem Thor gegenüber ist das Zeughaus-Gebäude, in dessen unterm Theil das Zeughaus und Galiotenhaus sind.«<sup>87</sup>

Der Arsenalbau (heute: Bau VII) war unter Herzog Ulrich als Zeughaus erbaut worden. Nachdem 1688 französische Truppen das Gebäude geplündert und in Brand gesteckt hatten, wurde es in veränderter Form wieder aufgebaut. Das Erdgeschoss diente als Unterkunft für die Galioten. Arbeitsräume für diejenigen Galioten, die als unsicher galten und deshalb nicht außerhalb der Festung eingesetzt werden durften, waren in den beiden benachbarten Gebäuden, dem Spitalbau (auch Invalidenbau; heute: Bau IV) und dem Kommandantenbau (heute Bau V).<sup>88</sup>

Eigenes Personal für die Schellenwerker signalisiert, dass nicht nur eine Handvoll dieser Sträflinge eingesetzt wurde. Als Aufseher über die Schellenwerker in den ersten Jahren des Schlossbaus ist Hans Jakob Habelshofer überliefert. Habelshofer, aus Tuttlingen gebürtig, hatte 1696 einen Teil des Schafhofs erworben.<sup>89</sup> Nach Beginn der Bauarbeiten für das Schloss wurde ihm »die Aufsicht über die zu Zwangsarbeit verurteilten Sträflinge, die so genannten Schellenwerker, übertragen«, später war er der erste Holzverwalter in Ludwigsburg.<sup>90</sup>

Für die Jahre 1743 bis 1755 wird Tobias Barchet als »Inspektor über die Schellenwerker in den herrschaftlichen Gärten« genannt.<sup>91</sup> 1759 sind zwei Schellenwerkinspektoren, Hornung und Strassacker, für die Soldaten-Schänzer im Zuchthaus nachweisbar. Beide erhielten eine eigene Uniform (»von ordinaire Livrétuch mit dunkelblauen Aufschlägen u. blauen Kragen, Rock Camisol, Hosen«) für ihre neue Aufgabe.<sup>92</sup> Das notwendige Tuch stammte aus der 1736 zusammen mit dem Zuchthaus gegründeten herzoglichen Tuchmanufaktur.<sup>93</sup>

Im 19. Jahrhundert hatten Schlossgartenportiers neben ihrer normalen Tätigkeit – die Tore zur vorgeschriebenen Zeit zu schließen und zu kontrollieren, dass niemand mehr zurückgeblieben war – noch die Kontrolle über die Sträflinge, über deren Anzahl und Arbeit ein besonderes Buch zu führen war.<sup>94</sup>

Diese Aufsicht wurde auch Frauen übertragen. Zumindest zeitweise war eine Tagelöhnerin angestellt, die »zunächst die Verpflichtung hat, die Wege zu säubern, Rapporte auszutragen und die Sträflinge auf den Platz zu führen«. <sup>95</sup> Man sieht daran, dass es sich bei den eingesetzten Gefangenen wohl kaum um gefährliche Insassen gehandelt haben kann.

### *Einsatzorte außerhalb von Ludwigsburg*

Zentrale Bedeutung für das Opus publicum gewann am Ende des 18. Jahrhunderts der Hohenasperg. Dem dortigen Festungskommando unterstanden zeitweise mehr als 600 Gefangene, die von dort aus zu ihren Einsatzorten ausrückten.

Unter ihnen befand sich Johannes Wurster (1745-1818), einer der Hauptbeteiligten, als es in Freudenstadt im Herbst 1789 zu Unruhen unter der Bevölkerung kam. Wurster wurde zu einem Jahr Festungshaft auf dem Hohenasperg verurteilt, davon drei Monate in Springern, also mit Fußketten.<sup>96</sup> Aus seinen Akten erfahren wir einige Details über den Verlauf dieser Strafzeit: »Die ersten 3 Monate habe er in denen Spring-Eisen gekarrt, seithero aber wurde er theils noch zum Wasserholen, theils zum Graben und andern harten Geschäften gebraucht. Manchmal seye er auch schon mit Briefen, oder um Gewöhr und Caseroli zum repariren zu tragen, auch Lichter und sonstige Bedürfnisse vor das Regiment zu holen verschickt worden.«<sup>97</sup> Die »Ohnsichern«, also die unvermögliichen Gefangenen, mussten innerhalb der Festungsmauern arbeiten, z. B. »Holzspalten, dies fällt aber weg, als die Garnison vom Hohenasperg abgezogen wird«. <sup>98</sup> Arbeitslosigkeit im Strafvollzug ist also kein neues Problem.

Auch bei den neuen Schlössern Herzog Carl Eugens wurden Strafgefangene eingesetzt: ab 1763 beim Bau der Solitude und dem Unterhalt der weitläufigen Garten- und Parkanlagen. Dies traf auch Bürger aus dem heutigen Landkreis Ludwigsburg:



*Gartenarbeiten als Strafe. Ausschnitt aus einem Kupferstich, 18. Jahrhundert.*

Drei Männer aus Tamm, Jakob Scheuing, Jakob Aichler und Johannes Weis, hatten 1790 einen Weindiebstahl begangen. Für dieses Delikt wurden sie »auf vier Wochen in herrschaftlichen Geschäften condemnirt«. Am 6. März 1790 erhielt der Markgröninger Oberamtmann Frei den Befehl, »die drei Sträflinge mit dem gewöhnlichen Lieferungsschein an den Hauptmann Schiller auf die Solitude zu Abverdienung ihrer schuldigen Strafposten in Bälde abzusenden«. <sup>99</sup>

Die finanzielle Seite führte dabei, wie so oft, zu Konflikten. So musste eine gewisse Anna Marie Schmid von Alfdorf durch Arbeit in den herrschaftlichen Gärten auf der Solitude eine Skortationsstrafe von 84 Gulden abverdienen. Wer das Surplus nicht in Geld entrichten konnte, wurde zur Zwangsarbeit ins Zuchthaus eingezogen. Dies missachtete Hauptmann Schiller, als er die Schmid nötigte, auch noch das der Zuchthauspflege gebührende Surplus von 4 Gulden auf der Solitude zu verbüßen. Deswegen wandte sich der Leiter des Ludwigsburger Zuchthauses, Eberhard Heinrich Georgii, an den Herzog. Seiner Beschwerde wurde stattgegeben und Hauptmann Schiller angewiesen, die Schmid zur Strafverbüßung dem Zuchthaus zu übergeben. <sup>100</sup>

Am Ende der Strafe musste Vater Schiller jeweils schriftlich bestätigen, dass die Strafe richtig verbüßt worden war. Im Stadtarchiv Stuttgart hat sich ein solches Bestätigungsschreiben über Verbüßung des Opus publicum eines Handwerksburschen erhalten: »Daß der Weber-Gesell Johannes Hannikel von Sindelfingen die ihm gdst. zuerkannte Strafzeit von 14 Tagen in hiesig herrschaftl. Gärten behörig erstanden habe: ein solches bescheinigt, Solitude, den 28. Julii 1788, Hauptmann Schiller.«

Wichtige Quellen für das erste Viertel des 19. Jahrhunderts sind die »Rapporte über die Festungssträflinge«, die sich aber nur aus wenigen Jahren erhalten haben. Dort

heißt es z. B.: »Auf Arbeit rücken aus: zu Stuttgart 150, zu Heilbronn 160, zu Kochendorf 110, zu Ludwigsburg 125.«<sup>101</sup>

Für eine durchgehende Schifffahrt auf dem Neckar waren Jahrhunderte lang die Wehre in Heilbronn ein unüberwindliches Hindernis. König Wilhelm I. von Württemberg befahl daher 1817, einen Seitenkanal mit Schleuse zu bauen, um die Wehre zu umgehen. Am 11. März 1819 begannen 150 Sträflinge vom Hohenasperg die Baugrube für die Schleuse auszuheben. Sie bedienten auch die Pumpen, um die Baugrube von eindringendem Grundwasser frei zu halten. Ihr Einsatz sparte dem Staat Ausgaben von mehr als 50 000 Gulden. Am 17. Juli 1821 eröffnete König Wilhelm den Kanal, der bis heute – kaum verändert – seinen Namen trägt. Im nahen Kochendorf waren zwischen 1819 und 1825 jeweils 100 bis 150 Sträflinge für den Bau des Kanals zur Saline eingesetzt.<sup>102</sup>

Freudental war neben den beiden Residenzstädten ein wichtiger Einsatzort für Galioten zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Seit 1810 war begonnen worden, das Schloss zu einem Sommersitz und Jagdaufenthalt für den König umzubauen. »Ein Heer von königlichen Beamten, Offizieren, Handwerkern, Sträflingen nebst der militärischen Wache bevölkerte den Ort.«<sup>103</sup> Das Schloss wurde durch die gerade Königstraße an die Bietigheimer Chaussee angeschlossen und der Ort selbst mit dieser Straße durch einen neuen Weg verbunden. Die Straßenbauarbeiten hatten Sträflinge zu verrichten, welche im späteren Gasthof »Zur Linde« untergebracht wurden. Ihre Soldatenwache hatte ihre Kaserne gegenüber dem Pfarrhaus.<sup>104</sup>

Trotz dieser Wache kam es in Freudental immer wieder zu Fluchtversuchen. Am 1. Juni 1815 publizierte das Königliche Stabsamt im Regierungsblatt die Steckbriefe zweier Festungssträflinge, die »von der Arbeit bei Freudental der Wache entwichen« waren. Beide hatten nichts zu verlieren: Gottfried Fitz von Neulautern verbüßte wegen Diebstahl und wiederholter Desertion eine lebenslängliche Festungsstrafe und Gottlieb Schmid von Albershausen sechs Jahre wegen wiederholter Diebstähle. »Beide waren mit der gewöhnlichen halb schwarzen, halb weißen Sträflings-Montur bekleidet und hatten Spandauer-Eisen.«<sup>105</sup> Am 7. August entkam der Festungssträfling Johannes Mezger von Welzheim »im neuen Thiergarten bei Freudental der Wache«. <sup>106</sup> Und am 12. Oktober des gleichen Jahres, abends um 6 Uhr, entwich Franz Xaver Deker »von dem Arbeits-Zimmer im sogenannten Leibjäger-Bau«; er »wußte bei seiner Entweichung seine Fußseisen loszumachen und seine Sträflings-Kleider abzulegen«. <sup>107</sup>

Auch im nahegelegenen ehemaligen Kloster Rechentshofen, das von 1806 bis 1811 Staatsdomäne war und seit 1812 der Hofkammer gehörte<sup>108</sup>, waren Galioten eingesetzt. Im März 1817 heißt es in einem Bericht der Bau- und Gartendirektion: »Nun sind aber durch Aufhebung der auf Königliche Rechnung bestandenen Anstalten zu Freudental und Rechentshofen, durch die Ueberlaßung von Monrépos an die verwitwete Königin Majestät und durch die Verminderung der Bau-Geschäfte und Gärtnereyen zu Ludwigsburg weit mehr Sträflinge disponibel geworden.«<sup>109</sup>

### *Das Verschwinden des Opus publicum unter Wilhelm I.*

Unter König Friedrich I. hatte das Opus publicum seinen Höhepunkt innerhalb der württembergischen Geschichte erreicht. Die Zahl der Galioten stieg auf durchschnittlich »900-1000 Mann«. <sup>110</sup> Acht Monate nach dem Tod Friedrichs I. resümierte

das Obersthofmeisteramt: »Bey den vielen Arbeiten, die des höchstseligen Königs Maj. durch diese Leute vornehmen ließen, war es vorgeschriebener Grundsatz, in der Regel jeden männlichen Verbrecher zur Festungs-Arbeit zu condemniren.«<sup>111</sup>

Dabei hatte die Kritik an dieser Straftart früh eingesetzt. Bereits 1734 wurde konstatiert, dass durch die bereits übliche Strafen »Arbeiten in Herrschafft. Geschäften oder opere publico« keine Besserung erreicht worden sei. Daher sollte »aller Orten neben dem Pranger eine Schandbühne aufgerichtet« werden.<sup>112</sup>

Die Kommandanten der Festungen Hohenasperg, Hohenneuffen und Hohentwiel zogen 1793 in einem gemeinsamen Gutachten mit Blick auf die Kosten und den Nutzen ebenfalls eine negative Bilanz: »Allein wenn man in Erwägung ziehet, daß diejenige Arbeit, welche die Operarii auf einer Vöstung verrichten, ohnehin nur in sehr geringer Mass der Herrschaft zum Nutzen gereicht und öfters nicht einmal das tägliche Brod werth ist; so dürfte es noch darauf ankommen, ob nicht das Cammeral-Interesse gewinnen würde, wenn man sich der Sträflinge allezeit so bald als möglich wieder entledigte.«<sup>113</sup>

Die Bau- und Gartendirektion bezweifelte 1817 den moralischen Sinn dieser Strafe: »Wenn nun aber das Arbeiten im Freyen in Städten selbst geschieht, so muß es offenbar auf die Moralität dieser Unglücklichen äußerst nachtheilig wirken, sie müssen durch die beständige öffentliche Ausstellung in besonderen Kleidern und Eisen alles Gefühl für Scham und Ehre verlieren, ein Verlust, der beym Menschen offenbar den ersten und größten Keim zu manchen Lastern und Verbrechen legt, an die derselbe vor einer solchen öffentlichen Ausstellung einen Abscheu gehabt hätte.«<sup>114</sup>

Nach dem Tod König Friedrichs zeichnete sich ein rasches Ende des exzessiven Einsatzes der Galioten ab. König Wilhelm begnadigte bis Mitte November 1816 zunächst 88 und wenige Tage später weitere 166 »Civil-Sträflinge«. Vorrangig betroffen von der Amnestie waren zum einen »alle diejenigen, welche nur noch wegen Abverdienung der Kosten auf der Festung befindlich waren, sowie alle Fälle von Gewehrverheimlichung«.<sup>115</sup>

Mit dem Strafedikt von 1824 verschwand die Galiotenstrafe als eigenständige Strafe; an ihre Stelle trat die Arbeitshausstrafe zweiten Grads<sup>116</sup>, seit 1825 zu verbüßen in der Ludwigsburger Strafanstalt.

Damit verschwand die »öffentliche Arbeit« aber keineswegs aus dem Strafvollzug. In Württemberg war sie bei der Arbeitshausstrafe ersten Grads freiwillig, bei der Arbeitshausstrafe zweiten Grads obligatorisch. Die Königliche Strafanstaltenkommission bestimmte, dass »diejenigen Arbeitshaus-Sträflinge I. Grads, welche sich freiwillig zur Leistung von Arbeiten im Freien erbieten, auch hierzu verwendet werden dürfen«. Der König habe die »Genehmigung ertheilt, daß solche, ohnehin nicht mit einer ausgezeichneten Kleidung versehenen Sträflinge I. Grads, abgesondert von den ausgezeichnet und gleichförmig gekleideten Gefangenen II. Grads, nicht an öffentlichen, der Schaulust eines jeden Vorübergehenden ausgesetzten Plätzen, sondern in dem Umfange oder den nächsten Umgebungen der Stadt Ludwigsburg zu Garten- oder Feldarbeiten und dgl. zu verwenden seyen; so daß also hierbei die äußern Merkmale der öffentlichen Strafarbeit im engern Sinne (Galioten-Arbeit) nicht als vorhanden anzusehen sind«.<sup>117</sup>

Das Arbeitshaus Ludwigsburg war nach dem Erlass vom 9. Juli 1825 bestimmt für 240 männliche und 90 weibliche Sträflinge ersten Grads sowie 50 männliche und 70 weibliche Sträflinge zweiten Grads. Weitere 220 männliche Sträflinge zweiten Grads sollten »auswärts zu öffentlichen Arbeiten« verwendet werden.<sup>118</sup>

In Ludwigsburg lassen sich solche öffentliche Arbeiten noch mehrfach belegen: So setzte man z. B. zur Reinigung des Ludwigsburger Feuersees zeitweise Sträflinge ein.<sup>119</sup> Fehlgeschlagen ist hingegen das Projekt, um 1830 mit Hilfe von Sträflingen den Großen Exerzierplatz anzulegen. Sträflinge sollten einen Graben um den Platz ziehen und die Wurzelstöcke ausgraben. Natürlich weil es billiger war. Dieses Argument taucht auch im 18. Jahrhundert immer wieder auf. Das Projekt scheiterte letztlich daran, dass die Sträflinge zu schwach waren, um diese schwere Arbeit zu verrichten. Daher mussten Aldinger Bauern angeheuert werden, und das war natürlich wesentlich teurer.<sup>120</sup>

Außerhalb von Württemberg trat die Kettenstrafe die Nachfolge der Festungsbaustrafe als schwerste Form der Freiheitsstrafe an. Länder wie Bayern, Oldenburg, Hannover und Braunschweig benutzten Gefangene zu öffentlichen Arbeiten, etwa zur Trockenlegung von Sümpfen und Mooren, beim Festungsbau, in Steinbrüchen etc. Erst mit dem Inkrafttreten des Strafgesetzbuches des Deutschen Reiches (1872) verschwand die Kettenstrafe.<sup>121</sup>

Aber weiterhin wurden Sträflinge in Württemberg beim Straßenbau u. ä. eingesetzt; und nicht zuletzt im und rund ums Ludwigsburger Schloss.

### *Arbeitseinsätze am Ludwigsburger Schloss im 20. Jahrhundert*

Als nach 1918 Schloss und Gärten als »Krongut« in das Eigentum des Landes kamen, versuchte die Bauverwaltung des Finanzministeriums mit den bescheidenen Mitteln, die zur Verfügung standen, den Verfall zu stoppen.<sup>122</sup> Daher waren auch im 20. Jahrhundert Gefangene unentbehrlich im Schloss und im Park. Das Bezirksbauamt Ludwigsburg bestätigte dies am 17. Juni 1939, also kurz vor Beginn des Zweiten Weltkriegs: »Das kulturell wichtige, von überall her besuchte Schloss mit seinen ausgedehnten Schlosshöfen, Schlossgärten und Alleen würde in kürzester Zeit verwahrlosen, wenn die Gefangenengruppe zurückgezogen würde, weil die wenigen Schlossarbeiter zur ordnungsmäßigen Instandhaltung nicht ausreichen.«<sup>123</sup>

Die Sträflinge leisteten auch während des Zweiten Weltkriegs ihren Beitrag zum Erhalt des Schlosses. Der weithin sichtbare Gebäudekomplex bot Orientierung bei feindlichen Luftangriffen, daher wurde das Schloss mit Tarnnetzen versehen. Im Mai 1943 hielt das Bezirksbauamt Ludwigsburg in einem Vermerk fest: »Bei der Wichtigkeit einer raschen Durchführung der Tarnung müssten die Arbeiten hiefür unter Zurückstellung anderer Arbeiten mit den wenigen, nicht eingezogenen älteren Schlossarbeitern (tfs. Facharbeiter) und unter Zuhilfenahme der auch sonst im Schloss eingesetzten außerdienstfähigen Zuchthausgefangenengruppe versucht werden.«<sup>124</sup>

Die genannten Arbeitskommandos bestanden in der Regel aus acht Gefangenen und einem Wachtmeister. Für diese körperliche Arbeit erhielten die Gefangenen zusätzlich ein Vesper. Alkohol und Tabak waren verboten. Most zählte aber offenbar nicht als Alkohol, weshalb pro Tag und Gefangener ein Liter Most ausgeschenkt werden konnte. Der Most stammte aus der Mosterei Julius Simon, die sich im Kleinen Mathildenhof (Schorndorfer Straße 37) befand, genau gegenüber dem Zuchthaus.

Die letzten Sträflinge im Bereich von Schloss und Park arbeiteten auf der Bärenwiese, die der Landesstrafanstalt als Obst- und Gemüsegarten diente. Im Juli 1958 wurde der westliche Teil freigegeben und im folgenden Jahr, als die Landesstrafan-

stalt Ludwigsburg das Hofgut Seemühle bei Vaihingen/Enz übernahm, der Rest der Bärenwiese der Stadt Ludwigsburg überlassen.<sup>125</sup> Die »Arbeit in unseres gnädigsten Fürsten Gärten« war damit endgültig vorüber.

### Anmerkungen

- 1 Robert Davis: Christian Slaves, Muslim Masters. White Slavery in the Mediterranean, the Barbary Coast, and Italy (1500-1800), 2004; Rez. in: DER SPIEGEL 19/2004, S. 216-219.
- 2 [www.tuerkenbeute.de](http://www.tuerkenbeute.de).
- 3 Thomas Morus: Utopia, Stuttgart 1983, S. 34 f.
- 4 Wilhelm Söll: Die staatliche Wirtschaftspolitik in Württemberg im 17. und 18. Jahrhundert, Tübingen 1934, S. 23 f.
- 5 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 211 Bü 618, z. B. Protokoll 25.11.1797.
- 6 Ebd., z. B. 11.7.1767.
- 7 Ebd., z. B. 22.6.1767.
- 8 Ebd., z. B. Protokoll 25.11.1797.
- 9 Ebd., General von Hügel, Hohenasperg 16.11.1797.
- 10 Albert Bertsch: Das Herzogliche Zucht- und Arbeitshaus in Ludwigsburg 1736-1806. Ein Bild ehemaliger Finanzwirtschaft, in: Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1909, S. 112-126, hier S. 118.
- 11 Carl Georg Wächter: Die Strafarten und Strafanstalten des Königreichs Württemberg. Nach der älteren und neueren Gesetzgebung und Praxis dargestellt, Tübingen 1832, S. 40.
- 12 Erwin Haas: Die sieben württembergischen Landesfestungen, Reutlingen 1997, S. 122.
- 13 Ebd. S. 246.
- 14 Susanne Dieterich: Liebesgunst. Mätressen in Württemberg, Leinfelden-Echterdingen 1998, S. 133.
- 15 Casimir Bumiller: Hohentwiel. Die Geschichte einer Burg zwischen Festungsalltag und großer Politik, Konstanz 1990, S. 175.
- 16 Regierungsblatt 1816, S. 15.
- 17 Bumiller (wie Anm. 15) S. 147.
- 18 Friedrich Wifmann: Der Tiergarten im Kirbachtal. Fröner aus sieben Ämtern mussten an dem großen Zaun arbeiten, in: Hie gut Württemberg 24 (1973) S. 35-37.
- 19 HStAS A 209 Bü 394.
- 20 HStAS A 211 Bü 618, 20.4.1765.
- 21 Ebd., Festungskommandant Hohenneuffen 29.5.1767.
- 22 Karl Dieterich: Hohenneuffen in Ruhm und Glanz. Bilder aus der Vergangenheit der Festung, Stuttgart 1894, S. 16.
- 23 Josef Pauser: Der Zwettler Gerichtsdienner in der Frühen Neuzeit. Zur Rechts- und Sozialgeschichte eines subalternen städtischen Exekutiv- und Justizorgans, Zwettel 2002, S. 13.
- 24 Georg Friedrich Ludwig Schönleber: Historisch statistische topographische Nachrichten von der Stadt Ludwigsburg, 1835 (Stadtarchiv Ludwigsburg S 40/Nr. 7), S. 232.
- 25 HStAS E 270a Bü 363, »Untersuchungs-Acten den in Freudenthal stattgehabten Galiotenaufstand 1815 betr.«.
- 26 Regierungsblatt 1817, S. 490.
- 27 Ebd. S. 491.
- 28 Ebd. S. 505.
- 29 Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg. Band I.: Von der Vorgeschichte bis zum Jahr 1816, Ludwigsburg 2000, S. 39.
- 30 Petra Schad: Die Auflösung des traditionsreichen Amtes Markgröningen, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 58 (2004), S. 135-157, hier S. 139.

- 31 Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL) E 21 Bü 30.
- 32 Oscar Paret (Hrsg.): Ludwigsburg und das Land um den Asperg, Ludwigsburg 1934, S. 68.
- 33 Schönleber (wie Anm. 24) S. 131.
- 34 Ebd.
- 35 Sting (wie Anm. 29) S. 98 f.
- 36 Günther Bergan: »Die Kriegsmacht zu stützen, die Bürger zu schützen ...« Torhäuser, Tore und Stadtmauer von Ludwigsburg, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 58 (2004), S. 251-292, hier S. 251.
- 37 August Ludwig Reyscher: Vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze. Bd. 6, Gerichtsgesetze bis 1805, Stuttgart/Tübingen 1835, Nr. 335, Erlass 28.8.1739.
- 38 Ebd.
- 39 Paul Sauer: Im Namen des Königs. Strafgesetzgebung und Strafvollzug im Königreich Württemberg, Stuttgart 1984, S. 17 f.; Wächter (wie Anm. 11) S. 41-43.
- 40 Wie Anm. 37.
- 41 Ebd.
- 42 Reyscher (wie Anm. 37) Nr. 249, Erlass 18.9.1715.
- 43 Ebd. Nr. 261, Erlass 6.4.1719.
- 44 Ebd. Nr. 335, Erlass 28.8.1739.
- 45 Sauer (wie Anm. 39) S. 18; Wächter (wie Anm. 11) S. 42 f.
- 46 Reyscher (wie Anm. 37), Nr. 261, Erlass 6.4.1719.
- 47 Ebd. Nr. 377, Erlass 4.1.1749.
- 48 Walther Küenzlen: Vom Umgang mit schwarzen Schafen. Erlesenes aus alten Kirchenbüchern, Stuttgart 1990, S. 103.
- 49 Blühendes Barock Ludwigsburg. Kompetenzzentrum Gartenkultur. Dokumentation der Gartengeschichte (Typoskript Ludwigsburg 2003) S. 36.
- 50 Hans-Joachim Scholderer: Die Gärten von 1918 bis heute, in: Ludwigsburg 2004, Band 1: Altes Corps de Logis. Barockgalerie, Fassaden und Dächer, Gärten, Ludwigsburg 2004, S. 95-103, hier S. 100 f.
- 51 Elisabeth Szymczyk: Der Ludwigsburger Schlossgarten, Diss. Stuttgart 1988, S. 362 f.
- 52 Ebd. S. 364.
- 53 Ebd. S. 363.
- 54 StAL E 21 Bü 30, Hof- und Domänenkammer an Bau- und Gartendirektion 3.1.1817.
- 55 Ebd., 21.4.1817.
- 56 HStAS A 248 Bü 2222.
- 57 Walter Baumgärtner: Die Erbauung des Ludwigsburger Schlosses. Ein Beispiel staatlicher Bauwirtschaft im 18. Jahrhundert, Diss. Tübingen 1938, S. 107.
- 58 Landesstelle für Volkskunde Stuttgart: Flurnamenkartei Altkreis Ludwigsburg, Willi Müller.
- 59 Szymczyk (wie Anm. 51) S. 248.
- 60 StAL E 356d I Bü 344 Nr. 24, Übergabe-Protokoll 18.7.1838.
- 61 Ebd. Nr. 19, 9.5.1836.
- 62 Ebd. Nr. 20, Übergabe-Protokoll 11.6.1836.
- 63 Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg, Schreiben Kriegsdepartement an Festungskommando 2.10.1819.
- 64 StAL E 356d I Bü 344 Nr. 8, 9.4.1828.
- 65 Ebd. Nr. 9, 1.7.1828.
- 66 Ebd. Nr. 10, 29.7.1828.
- 67 Ebd. Nr. 13, 3.4.1829; Nr. 14, 14.4.1829.
- 68 Ebd. Nr. 15, 25.5.1829.
- 69 Ebd. Nr. 16, 23.12.1833.
- 70 Ebd. Nr. 17, 21.4.1834.
- 71 Ebd. Nr. 19, 9.5.1836.
- 72 Ebd. Nr. 20, Übergabe-Protokoll 11.6.1836.
- 73 Ebd. Nr. 22, 14.11.1836.
- 74 Ebd. Nr. 23, 13.7.1838.

- 75 Stadtarchiv Ludwigsburg L 63 Bauakten 22, Talkaserne.
- 76 Die Abbrucharbeiten begannen Ende 1969 und dauerten bis Mai 1973. Der weitaus größte Teil des Abbruchs geschah im Jahre 1970.
- 77 Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg, Beschreibung des Arbeitshauses zu Ludwigsburg, von Oberjustizrat Bechstein, August 1858, S. 7.
- 78 StAL E 356d I Bü 344 Nr. 24, Übergabe-Protokoll 18.7.1838.
- 79 Ebd. Nr. 4, 9.7.1827.
- 80 Ebd. Nr. 5, 13.7.1827.
- 81 Ebd. Nr. 6, 18.7.1827.
- 82 Ebd. Nr. 7, Übergabe-Protokoll 21.7.1827.
- 83 Ebd. Nr. 12, 26.1.1829.
- 84 Ebd. Nr. 24, Übergabe-Protokoll 18.7.1838.
- 85 Stadtarchiv Ludwigsburg, Gemeinderatsbeschluss 27.7.1877.
- 86 Ludwigsburger Kreiszeitung 4.11.1969.
- 87 Adress-Handbuch für die Königl. Württembergische zweite Haupt- und Residenzstadt Ludwigsburg. Als Wegweiser für Fremde und Einheimische, Ludwigsburg 1825, 2. Teil, S. 43.
- 88 Johannes Autenrieth: Der Hohenasperg. Aufzeichnungen eines Strafanstaltskommissars vom Kaiserreich bis zur Hitlerzeit, Bietigheim-Bissingen 2000, S. 13, 15.
- 89 Sting (wie Anm. 29) S. 36.
- 90 Gerhard Heß: Die Vorgeschichte der Stadt Ludwigsburg. Schicksale des Schafhofes, in: Hie gut Württemberg 4 (1953) S. 78.
- 91 Walther Pfeilsticker: Neues württembergisches Dienerbuch, 1. Band, Stuttgart 1957, § 1403.
- 92 HStAS A 244 Bü 247, 22.1.1759.
- 93 Ebd., Zuchthauspfleger Roth 22.1.1759.
- 94 Szymczyk (wie Anm. 51) S. 348.
- 95 »Alte Dienstvorschriften« im Archiv des Staatlichen Hochbauamtes Ludwigsburg. Zitiert nach Szymczyk (wie Anm. 51) S. 348.
- 96 Ute Goelz: Zügelloses Raisonement und andere ernsthafte Übungen zu einer Revolution. Freudenstadt 1789, in: Volksunruhen in Württemberg 1789-1801, Stuttgart-Bad Cannstatt 1991, S. 46-81.
- 97 HStAS A 211 Bü 618, Verhör auf Hohenasperg 12.5.1790.
- 98 Ebd., Festungskommandant v. Hügel an Oberrat 16.11.1797.
- 99 Paul Sauer: Tamm. Geschichte einer Gemeinde, Ulm 1980, S. 289 f.
- 100 Bertsch (wie Anm. 10) S. 121 f.
- 101 StAL E 21 Bü 30.
- 102 Theo Simon: Salz und Salzgewinnung im nördlichen Baden-Württemberg, Sigmaringen 1995, S. 305.
- 103 Theodor Bolay: Freudental, in: Zeitschrift des Zabergäüvereins 1963, S. 33-78, hier S. 57.
- 104 Ebd. S. 70.
- 105 Regierungsblatt 1815, S. 207.
- 106 Ebd. S. 297.
- 107 Ebd. S. 370.
- 108 Friedrich Wißmann: Das ehemalige Kloster Rechentshofen bei Hohenhaslach, in: Hie gut Württemberg 24 (1973) S. 7 f.
- 109 StAL E 21 Bü 30, Bericht der Bau- und Gartendirektion 15.3.1817.
- 110 Ebd., 1.7.1817
- 111 Ebd., Obersthofmeisteramt an Kriegsministerium 1.7.1817.
- 112 Reyscher (wie Anm. 37) S. 402 f. (Generalreskript vom 15.10.1734 betr. die Einrichtung von Schandbühnen).
- 113 HStAS A 211 Bü 638.
- 114 StAL E 21 Bü 30.
- 115 Regierungsblatt 1816, S. 366 f.
- 116 Sauer (wie Anm. 39) S. 72.
- 117 Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg: Königl. Strafanstalten-Kommission an die Arbeitshausverwaltung Ludwigsburg 24.7.1826; Erlassbuch S. 122.

- 118 Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg: Normal-Erlasse 1825 bis 1836, Nr. 3, 9.7.1825.
- 119 Wolfgang Läßle: Aus der Geschichte des Ludwigsburger Feuersees, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 55 (2001) S. 59-88, hier S. 70 f.
- 120 Eduard Theiner: Drill für Ludwigsburgs Soldaten. Der Große Exerzierplatz und das Schießtal, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 56 (2002) S. 85-114, hier S. 88.
- 121 Hermann Kriegsmann: Einführung in die Gefängniskunde, Heidelberg 1912, S. 53.
- 122 Scholderer (wie Anm. 50) S. 95.
- 123 StAL FL 410/4, Zugang 1993/65, Schloss Ludwigsburg, Schlossgärten: Gefangenengruppe.
- 124 Daniel Schulz: Schloss Ludwigsburg. Zeitspuren eines barocken Gebäudes, Asperg 1999, S. 244.
- 125 Christian Belschner: Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten. Von Walter Hudelmaier neu bearbeitete und bis zur Gegenwart erweiterte 3. Aufl., Ludwigsburg 1969, S. 529.

# Ludwigsburger Bürger- und Handwerkerhäuser nach 1760

Subventioniert – reglementiert – standardisiert

von Günther Bergan

## *Privilegien und Bauordnung*

»Wir haben seit dem Antritt Unserer Herzoglichen Regierung jedemänniglich schon zur Genüge überzeugt, wie sehr uns an der weiteren Auf- und Emporbringung Unserer Haupt- und Residenzstadt Ludwigsburg, samt denen darinn befindlichen Inwohnern gelegen, und was vor große Bemühungen und Kosten von Uns zu diesem Endzweck bereits verwendet geworden. Unter dem Beystand des Höchsten ist es auch nunmehr damit so weit gekommen, daß das dortige Publicum von diesen Unsern Bemühungen und Sorgfalt die werkhätigste Proben von Tag zu Tag verspührt und die süße Hoffnung vor sich siehet, in wenig Zeit unter diejenige Inwohnere gezehlet werden zu können, denen es bey ihrem Fleiß und Arbeit an nichts gebrechen kann und wird.«<sup>1</sup>

Mit diesem nicht gerade bescheidenen Eigenlob leitete Herzog Carl Eugen ein Dekret vom 30. April 1760 ein, in dessen zweiten, entscheidenden Abschnitt er Landsleuten und Fremden durch Gewährung großzügiger Privilegien die Ansiedlung und den Hausbau in Ludwigsburg schmackhaft machen wollte. Danach sollte jeder Bauwillige neben dem Bauplatz und dem dazugehörenden Garten auch das benötigte Bauholz unentgeltlich erhalten, wobei allerdings das Schlagen und Heranschaffen des Holzes – meist aus dem Schwarzwald – auf eigene Kosten zu erfolgen hatte! Ein Geschenk von mehreren hundert Gulden, ein so genanntes »Don Gratuit«, sollte zur Deckung der Baukosten dienen, eine zwanzigjährige Abgabefreiheit war ein weiterer, bei der Steuerwillkür des Herzogs nicht hoch genug einzuschätzender Vorteil. Auswärtigen wurde außerdem, verbunden mit dem Hausbau, die unentgeltliche Erlangung des Ludwigsburger Bürgerrechts zugesagt.

Mit der Gewährung der herzoglichen Vergünstigungen einerseits war für den Bauenden andererseits die Verpflichtung verbunden, sich streng an die württembergische Bauordnung im allgemeinen und an die speziell für Ludwigsburg vorgegebenen Bauungspläne und Sonderregelungen zu halten.<sup>2</sup> Erklärtes Ziel der herzoglichen Stadtplanung war es dabei, durch Vorgabe verbindlicher, modellhafter Musterpläne, so genannter Modellhäuser, ein einheitliches Erscheinungsbild der Stadt zu schaffen.<sup>3</sup>

Die neuen Häuser mussten zweistöckig nach der Regularität, also mit fortlaufender Flucht der Fenster und Traufgesimse gebaut werden. Sie hatten traufständig, d. h. mit der Längsseite des Daches und ohne Zwischenräume zur Straße zu stehen, um ein einheitliches, ungestörtes Straßenbild zu erzielen. Aus dem gleichen Grund war auch ein einheitlicher Farbanstrich der Fassaden vorgeschrieben. Die Entwässerung der Häuser (Küche und Abtritt) durfte nicht mehr in Richtung Straße, sondern musste zum Hof hin erfolgen. Überhaupt sollten die Straßen weit und breit sein, damit viel Luft und Licht an die Häuser herankommen und die unkontrollierte Ausbreitung einer Feuersbrunst verhindert werden konnte.

Gegenüber den engen und verwinkelten Gassen, den individuell und damit uneinheitlich gestalteten Häuserfronten und den mangelhaften hygienischen Verhältnissen der ohne strenge Planung gewachsenen mittelalterlichen Städte bedeutete die konsequent unter Eberhard Ludwig und später unter Carl Eugen durchgeführte Planung von Ludwigsburg einen großen Fortschritt in städtebaulicher Hinsicht und eine deutliche Verbesserung der Wohn- und Lebensqualität, so dass es nicht verwundern muss, wenn Ludwigsburg Anfang des 19. Jahrhunderts wegen seiner frischen und guten Luft gepriesen wurde.<sup>4</sup>

Insgesamt wiederholten bzw. bestätigten die von Herzog Carl Eugen gewährten Privilegien die bekannten Privilegien von 1715, mit denen Herzog Eberhard Ludwig Bürger und Auswärtige zum Hausbau in seiner neu gegründeten Stadt bewegen wollte. Hintergrund für diesen erneuten Aufruf zur Ansiedlung in der Stadt war der Entschluss des Herzogs, die Stadt »um ein merkliches zu erweitern«, und zwar im Süden der nach Plänen von Donato Frisoni unter Herzog Eberhard Ludwig gebauten Stadt, wo zwischen der heutigen Mathildenstraße und der ab 1758 westlich des Stuttgarter Tors im Bereich der Friedrichstraße errichteten Stadtmauer genügend Platz zur Anlage eines neuen Stadtteils vorhanden war.<sup>5</sup>

Der neue Stadtteil sollte, seinem Erbauer zu Ehren, Karlstadt heißen, so wie der unter Herzog Eberhard Ludwig erbaute Teil der Stadt ab jetzt Ludwigstadt genannt wurde. Nach einem Plan des herzoglichen Oberhofgärtners Karl Wilhelm Scheidlin wurde daraufhin das Gelände für die Stadterweiterung im Bereich des Karlsplatzes, der Leonberger Straße, Karl- und Seestraße sowie der Stuttgarter Straße abgesteckt, wobei das für Ludwigsburg typische rechtwinklige Rastersystem der Straßen weitergeführt wurde.

#### *Bittgesuche und Bauanträge in den Beständen des Hauptstaatsarchivs*

Im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart haben sich in den Akten des Herzoglichen Oberrats und der Herzoglichen Rentkammer rund 330 Anträge auf Gewährung der beim Bau eines Hauses zugesagten Vergünstigungen erhalten, 160 Anträge bei den Akten des Oberrats<sup>6</sup>, 170 Anträge bei den Akten der Rentkammer<sup>7</sup>. Die meisten davon stammen aus der Zeit nach 1760, sind also nach Erscheinen des oben genannten Dekrets gestellt worden.

Die Anträge enthalten zum einen die im Detail begründete Bitte des Antragstellers, des so genannten Supplikanten, um Gewährung der Freiheiten und des »Don Gratuit« sowie um Zuteilung des erforderlichen Bauholzes, zum anderen die teilweise recht umfangreichen behördlichen Bearbeitungsvorgänge, u.a. die Kalkulationen über das benötigte Bauholz, die Stellungnahmen des Oberamtmanns oder die zustimmenden bzw. ablehnenden Bescheide des Herzogs.

30 Anträge sind dabei von besonderer Bedeutung und Aussagekraft, da sich bei ihnen die zur Genehmigung notwendigen Baupläne größtenteils vollständig erhalten haben, wobei sich zwölf davon auf das neu erschlossene Baugebiet der Karlstadt, die übrigen auf die Bebauung noch vorhandener Baulücken in der Ludwigstadt beziehen.

Auf diese 30 Anträge soll in den nächsten Abschnitten näher eingegangen werden, da sie uns aufgrund des vorliegenden Planmaterials für den Bereich der Karlstadt eine detaillierte Vorstellung von der Stadtplanung zur Zeit Carl Eugens vermitteln. Dar-

über hinaus verschaffen sie uns einen Eindruck von den Wohn- und Lebensumständen der Ludwigsburger Bürger- und Handwerkerschicht dieser Zeit, denn die Antragsteller stammten ausnahmslos aus der Handwerkerschaft bzw. aus dem Kreis der unteren Hof- und Stadtbediensteten. Am häufigsten vertreten sind dabei Maurer und Zimmerleute sowie Personen militärischen Rangs. Gleichzeitig ermöglichen uns die in den Anträgen enthaltenen Pläne aber auch, einen originalen, noch nicht durch spätere Umbauten und Nutzungsänderungen verfälschten Eindruck der Ludwigsburger Bürger- und Handwerkerhäuser dieser Zeit zu gewinnen. – Die Wohnhäuser der gehobenen Ludwigsburger Bürgerschicht, die ab 1760 in der Stuttgarter Straße gebaut wurden, zum Beispiel das Cotta-Haus oder das Schack'sche Haus, sind damit also nicht gemeint.

### *Die Zeichner der Pläne*

Die Urheber der Pläne bzw. ihre Zeichner sind namentlich nicht bekannt. Generell kann davon ausgegangen werden, dass die Pläne von den in Ludwigsburg tätigen Werkmeistern und Maurern bzw. Zimmerleuten unter Berücksichtigung der persönlichen Bedürfnisse des Bauherren nach den oben bereits erwähnten Musterplänen erstellt worden sind, wobei neun Pläne eine im Grund- oder Aufriss von dem Musterplan abweichende, individuelle Gestaltung aufweisen. Nur der Plan Nr. 24 ist vom Zeichner selbst, dem Maurer und Steinhauer Georg Conrad Zitt, signiert worden. Dafür sind aber mehrere Pläne vom Herzoglichen Oberbaumeister Adam Groß d. J. gegengezeichnet, der mit seiner Signatur »v[idi]t Groß« (»gesehen Groß«) die erfolgte positive Kontrolle des Plans bestätigte.

Schon beim flüchtigen Betrachten der Pläne können zwei sehr unterschiedliche Darstellungsarten erkannt werden. Einer Gruppe professionell, oft in Farbe gezeichneter Pläne – Hauptmerkmal sind die verputzten Außenwände – steht eine zweite Gruppe weniger sorgfältig, teilweise laienhaft gezeichneter Pläne gegenüber, deren Hauptmerkmal die noch unverputzten Fachwerkwände sind.

Bei genauer Betrachtung einiger typischer Konstruktionsmerkmale bzw. zeichnerischer Eigenwilligkeiten lassen sich jedoch mindestens vier unterschiedliche Zeichner identifizieren.

- Zeichner »A«, Plan Nr. 24, 25 (Abb. 1)  
Typische Merkmale: Kaminform, Form des Schattens der Dachgauben, Oberlichtportal, Konstruktion des Küchenherds, Beschriftung der Skalierung.
- Zeichner »B«, Plan Nr. 4, 5, 7, 26 (Abb. 2)  
Typische Merkmale: Form des Schattens der Dachgauben, Konstruktion des Küchenherds, Ausbildung des Traufgesimses, Beschriftung der Skalierung.
- Zeichner »C«, Plan Nr. 10, 13, 14, 16, 19, 20 (Abb. 3)  
Typische Merkmale: Kaminform, Konstruktion des Küchenherds, Ausbildung des Traufgesimses, bogenförmiger Dachabschluss der Gauben, farbige Gestaltung der Pläne.
- Zeichner »D«, Plan Nr. 11, 12, 27, 28, 30 (Abb. 4)  
Typische Merkmale: Kaminform, Konstruktion des Küchenherds, nicht verputztes Fachwerk.

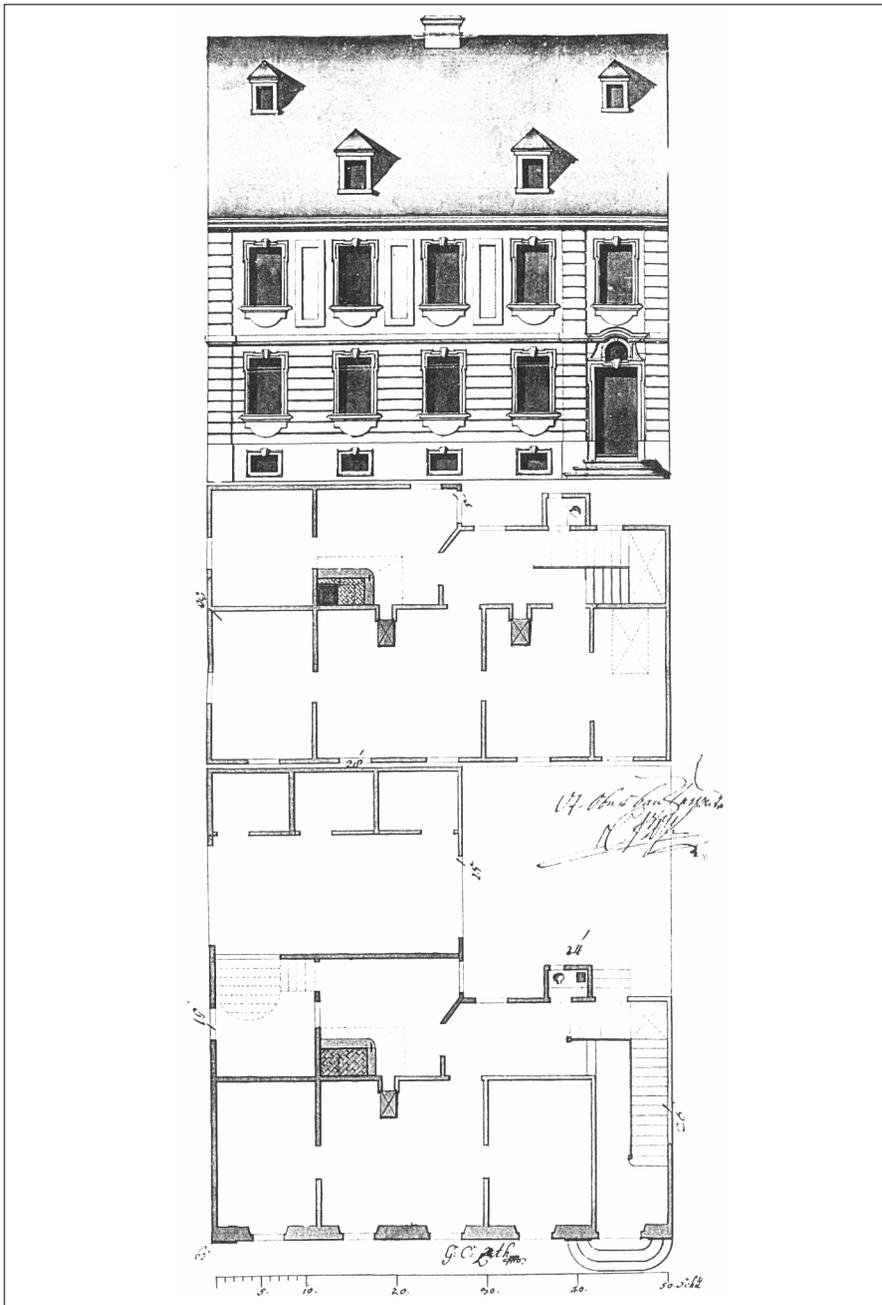


Abb. 1: Plan Nr. 24 (Stadtkirchenplatz 5), typisch für Zeichner »A«, individueller Grundriss, aufwändiges Oberlichtportal, signiert G. C. Zith, geplant 1772.

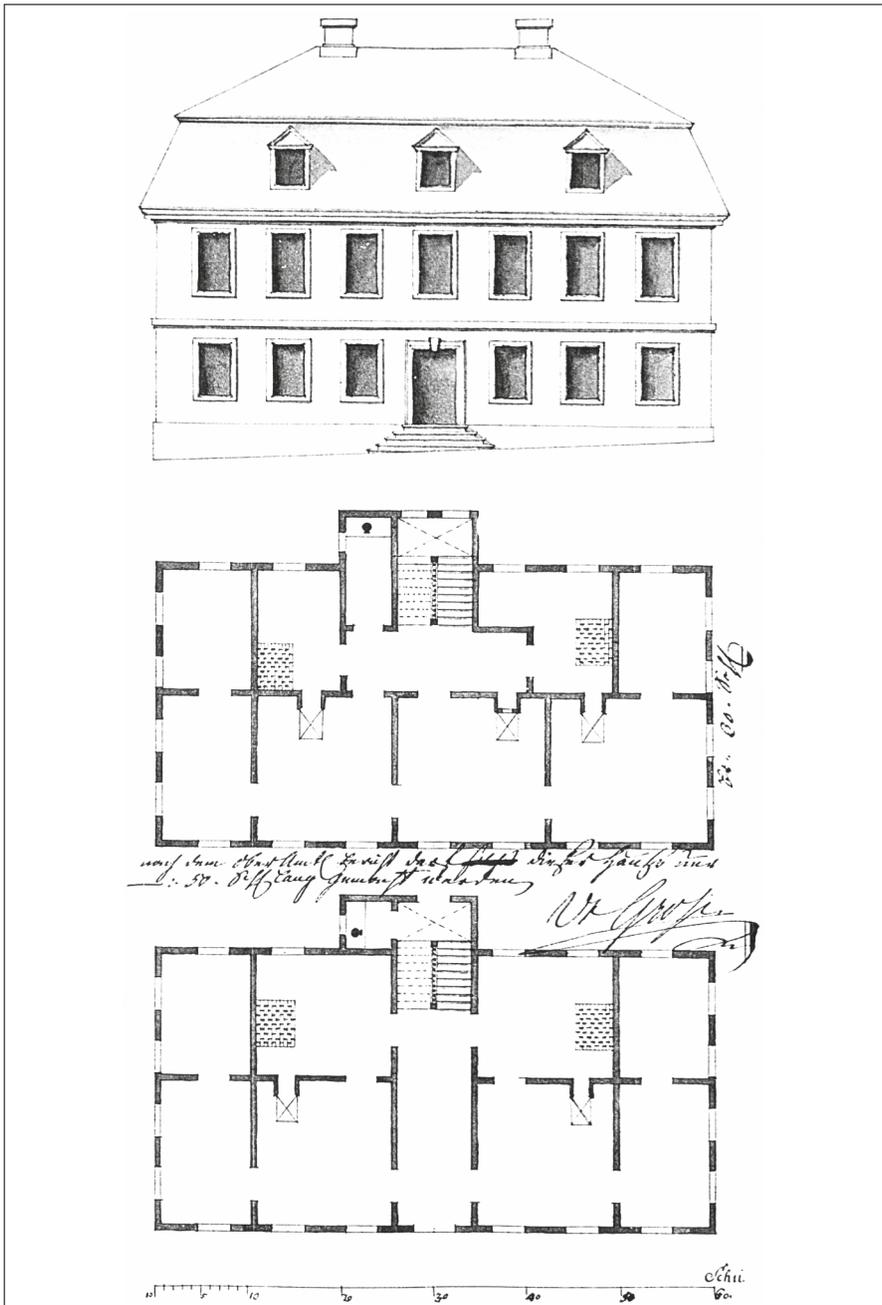


Abb. 2: Plan Nr. 26, typisch für Zeichner »B«, Doppelhaus mit gemeinsamem Eingang, U-förmige Treppe mit Zwischenpodest, gebrochenes Dach, Wohnung mit vier Räumen, geplant 1770.

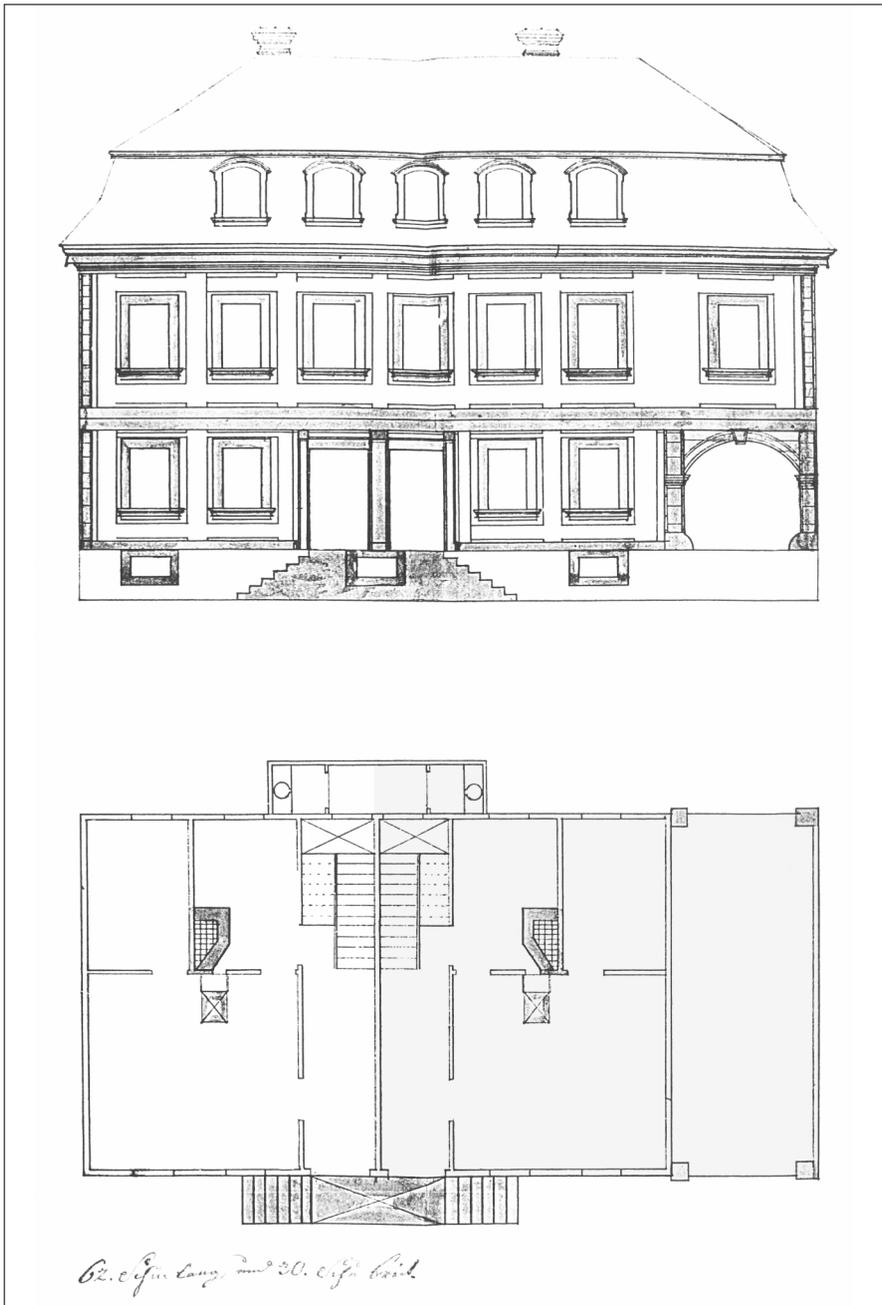
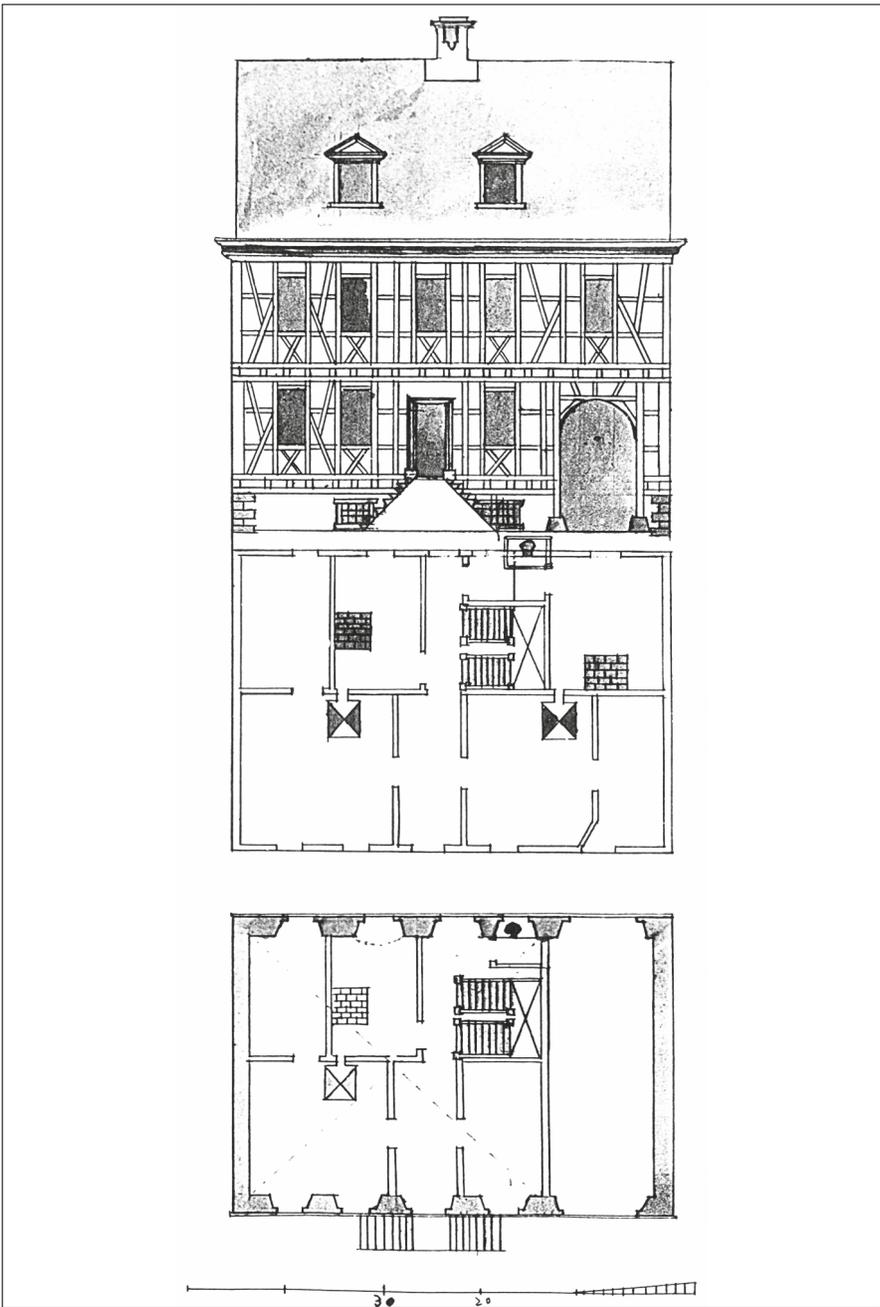


Abb. 3: Plan Nr. 16, typisch für Zeichner »C«, Doppelhaus mit getrennten Eingängen, gebrochenes Dach, Wohnung mit drei Räumen, Durchfahrt, Freitrepp, die Haus-Grundform ist grau unterlegt, geplant 1767.



*Abb. 4: Plan Nr. 28, typisch für Zeichner »D«, in der Zeichnung unverputztes Fachwerk, Satteldach, Wohnung mit drei Räumen, Durchfahrt, Freitreppe, geplant 1769.*

*Bauausführung (siehe Abb. 1-5)*

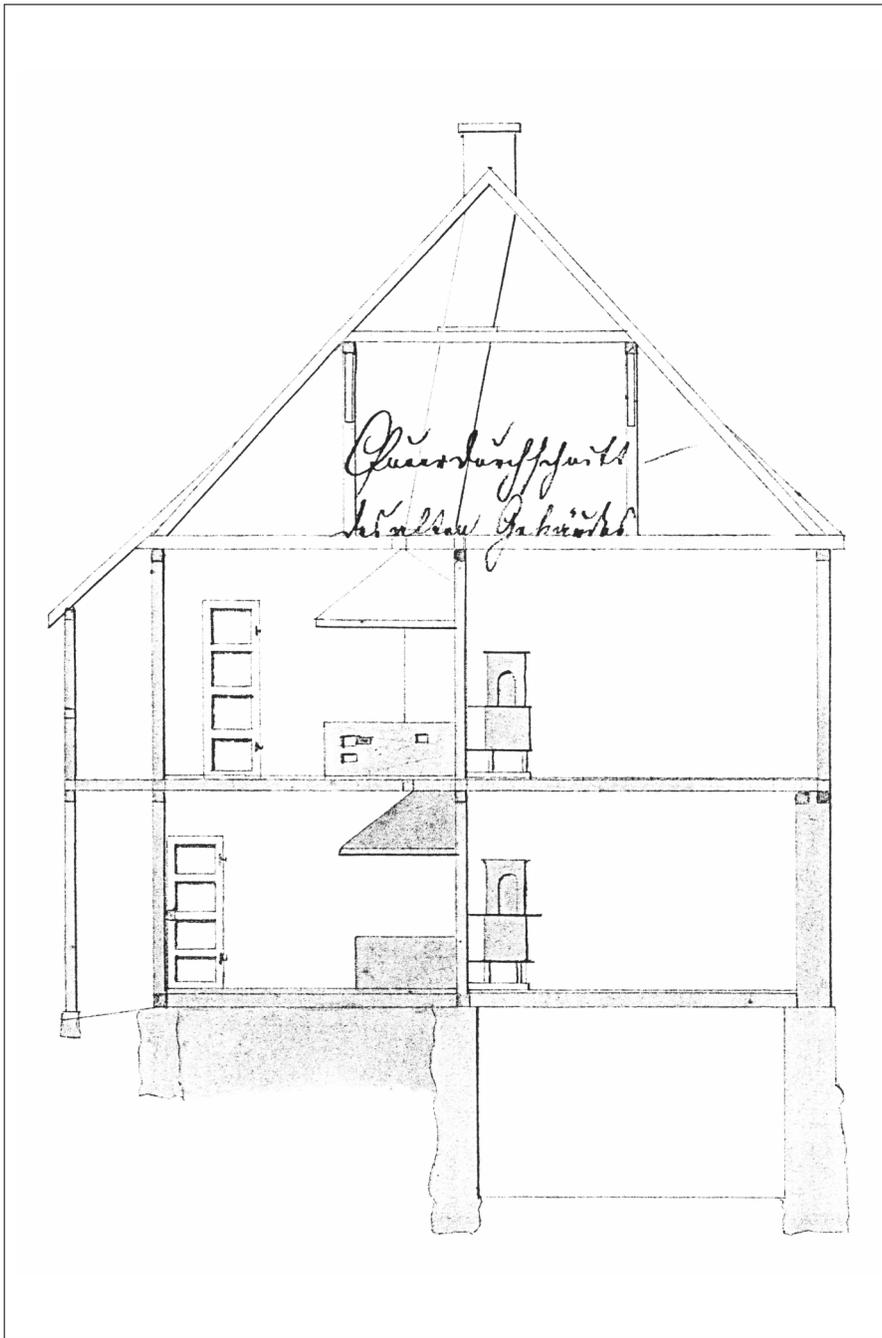
Alle Häuser stehen traufständig zur Straße, als Einzel-, Eck-, Doppel- bzw. Reihenhäuser. Sie sind in der Regel zweigeschossig gebaut: Erdgeschoss, Obergeschoss, dazu ein Gewölbekeller und ein Mansardengeschoss. Nur vier Häuser sind im Entwurf eingeschossig, eines ist dreigeschossig. Dabei sitzt das Erdgeschoss auf einem, je nach Topografie unterschiedlich hohen Sockelgeschoss, der so genannten Fußmauer, auf. Deshalb liegen die Erdgeschoss-Wohnungen oft in einer Art Hochparterre, das über eine einfache oder doppelte Freitreppe betreten werden kann. Die Kellerfenster sind in das Sockelgeschoss eingelassen.

Die Stockwerkaufbauten sind in offener Fachwerkbauweise vom Zimmermann auf das Sockelgeschoss aufgesetzt. Nach dem Ausmauern der Gefache werden die Mauern grundsätzlich verputzt; sichtbares Fachwerk war Mitte des 18. Jahrhunderts nicht mehr in Mode. In einigen wenigen Fällen sind die Außenwände des Erdgeschosses gemauert. Spezielle Brandmauern zu den Nachbargebäuden sind in den Plänen nicht zu erkennen.

Bei der Dachkonstruktion wechseln sich in den Plänen Satteldächer und so genannte französisch gebrochene Dächer ab, wobei nach einer Notiz in einem Bauantrag ursprünglich dem gebrochenen Dach der Vorzug gegeben worden ist, sicher wegen des sich dabei ergebenden größeren Raumangebots im Mansardengeschoss, aber auch wegen der deutlich eleganteren Erscheinung eines gebrochenen Daches gegenüber der Langweile eines Satteldaches.<sup>8</sup> Einfache Gauben mit einem Sattel- bzw. mit einem Giebeldach und aufwändiger gestaltete Gauben mit einem bogenförmigen Dachabschluss wechseln einander in den Plänen ab, nicht aber in der Realität, wo an den meisten Häusern Giebelgauen verwendet wurden. Zwerchgiebel kommen, bis auf eine Ausnahme, in den Plänen nicht vor.

Der Hauseingang ist in der Regel mittig zu den Fensterstellungen angeordnet. Hinter ihm schließt sich im Erdgeschoss ein gerader Flur an, dessen rückwärtiger Ausgang zum Garten bzw. Hof führt. Ein horizontales Gesims zwischen den Geschossen gliedert zusammen mit dem Traufgesims die Fassade. Genutete Ecklisenen an den Seitenkanten betonen zusammen mit den streng übereinander liegenden Fenstern die Vertikale. Die geraden Fensterlaibungen sind nur schematisch angedeutet, über eine Aufteilung der Fensterfläche geben die Pläne keine Auskunft. Die Größe der Fenster (etwa 1,5 m x 0,85 m) unterscheidet sich zwischen Erd- und Obergeschoss nur unwesentlich. Fensterläden sind in den Plänen nicht eingezeichnet.

In der Küche befindet sich die gemauerte Herdstelle mit dem darüber liegenden offenen Kamin. Der Ofen in der Stube wird ebenfalls von der Küche aus beheizt. Vom Erdgeschoss führt entweder eine einfache Treppe an der Seite des Flurs oder eine U-förmige Treppe mit Podest am Ende des Flurs in das Obergeschoss mit gleicher Raumaufteilung wie im Erdgeschoss, d.h. auch wieder mit zwei Wohnungen, wobei die über der Durchfahrt liegende Wohnung zwei Räume zusätzlich besitzt. Der Abtritt, auf der Gartenseite gelegen, ist in jedem Geschoss direkt vom Flur aus zu erreichen. Er liegt entweder in einem kleinen Anbau direkt hinter dem Flur oder am Ende einer über die ganze Hausbreite reichenden Loggia. Einem erhaltenen Bauüberschlag zufolge ist das Fachwerk der Innen- und Außenwände vom Maurer aus Gründen des Brandschutzes vollständig mit Ziegeln ausgemauert worden.<sup>9</sup> Küche und Flur sind mit Backsteinen ausgelegt, während in der Stube und den Kammern Bretterböden verlegt sind. Über den Keller geben die Pläne keine Auskunft.

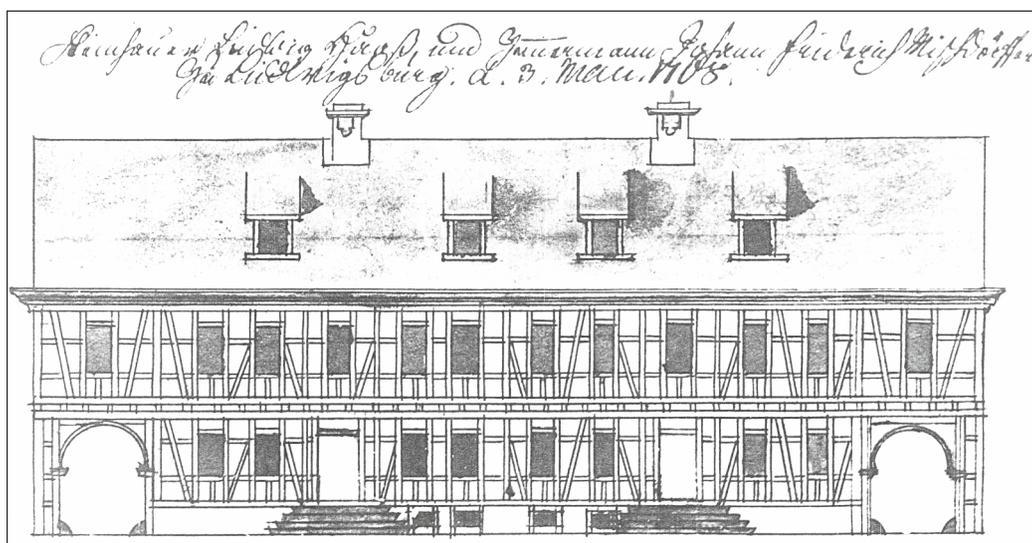


*Abb. 5: Hausquerschnitt, teilunterkellert, offener Küchenherd, freistehender eiserner Ofen in der Stube, Loggia auf der Gartenseite, Bauaufnahme 1846.*

Die hinter den Häusern gelegenen Gärten und Wirtschaftshöfe sind über bogenförmige Durchfahrten (Breite etwa 3 m) zu erreichen, wobei sich zwei nebeneinander stehende Gebäude eine Durchfahrt teilen. Die Bogenmitte schmückt ein Schlussstein, in der Regel der Träger von Wappen oder Initialen des Erbauers und der Jahreszahl der Fertigstellung des Hauses. Die Flanken der Durchfahrt werden durch zwei Prallsteine vor Beschädigungen durch einschwenkende Fahrzeuge geschützt.

*Grundriss und Baukastensystem (siehe Abb. 2, 3, 6)*

Bei den Neubauten der Bürger- und Handwerkerhäuser in der Karlstadt bildet eine einfache modellhafte Grundform des Grundrisses den Kern eines äußerst variablen Baukastensystems. Eine Wohneinheit, bestehend aus drei Räumen, nämlich aus Küche, Kammer und Stube, wird auf der einen Seite durch den Flur und auf der anderen durch die Durchfahrt zu einer einfachen Grundform eines Hauses vervoll-



*Abb. 6: Plan Nr. 12, Reihenhaus mit vier Wohnungen pro Geschoss, Satteldach, zwei Durchfahrten, geplant 1768.*

ständig. Diese Grundform kann durch Ausbau, Variation oder Vervielfältigung je nach Bedarf oder finanzieller Möglichkeit zu einem Doppelhaus, einem Eckhaus oder einem Reihenhaus erweitert werden.

Durch Verdoppelung der Grundform kann ein Doppelhaus mit zwei Wohnungen pro Geschoss und einem gemeinsamen Flur in der Hausmitte ebenso einfach gebildet werden wie ein Reihenhaus durch beliebige Vervielfachung der Grundform. Bevorzugte Bauform ist jedoch das Doppelhaus mit einem gemeinsamen Flur und einer gemeinsamen Durchfahrt. Getrennte Flure und Eingänge in einem Doppelhaus sind auch möglich, kommen aber nur selten vor. Durch Einfügen eines zusätzlichen

Fensters auf der Straßen- und Gartenseite kann die Wohneinheit um einen vierten Wohn- oder Arbeitsraum erweitert werden. Die Varianten mit drei bzw. vier Räumen pro Wohnung sind dabei etwa gleich oft vertreten. Eine der beiden Wohnungen im Erdgeschoss konnte natürlich auch als Werkstatt genutzt werden.

Die Breite eines Doppelhauses mit drei Räumen pro Wohnung, einem gemeinsamen Flur und einer Durchfahrt schwankt zwischen 13,5 m und 17,5 m. Das Haus mit vier Räumen ist etwa 2 m breiter. Die Tiefe beträgt im Schnitt 9 m, die Geschosshöhe 3 m und die Firsthöhe eines zweistöckigen Hauses über dem Fußboden des Erdgeschosses zwischen 11 m und 13 m. Eine mittlere Wohnung mit drei Räumen hatte demnach eine recht bescheidene Wohnfläche von 48 qm, wobei die Küche als kleinster Raum nicht viel größer als 10 qm war.

### *Ursprünge*

Die Architekten bzw. Zeichner der Entwürfe und Pläne aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind uns nicht mehr bekannt. Fest steht jedoch, dass die Grund- und Aufrisse dieser Häuser detailgetreu auf die während der ersten großen Wohnbauphase ab 1715 unter Donato Frisoni realisierten Entwürfe der Wohnhäuser in der Schloss-, Eberhard-, Linden- und Kirchstraße zurückgehen.<sup>10</sup> Die aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erhaltenen Grund- und Aufrisse der Gebäude Schlossstraße 13 (erbaut 1717) und Bärenstraße 3 (erbaut 1723) belegen diesen Sachverhalt nachdrücklich.

Entgegen den bisherigen Aussagen in der Literatur deutet vieles darauf hin, dass dieser Wohnhaustyp, der auch als »Ludwigsburger Haus« bezeichnet wird, keine neuartige Erfindung von Frisoni ist, sondern einem Hinweis zufolge, den Hermann Stroebel eher beiläufig in seinem Beitrag über die Stadtbaukunst unter Eberhard Ludwig gibt, auf Berliner Bürgerhäuser zurückgeht, die unter Kurfürst Friedrich Wilhelm um 1680 in Berlin gebaut worden sind.<sup>11</sup> Die Übereinstimmungen der Grund- und Aufrisse sind zu offensichtlich, als dass sie nur zufällig sein könnten. Die zentrale Lage des Flurs zwischen den beiden Wohnungen, auch die Anordnung von Küche, Stube und Kammer im Erdgeschoss sowie der Aufriss des Hauses sind mit dem Ludwigsburger Haustyp direkt vergleichbar (Abb. 7).

Die Frage, wie die Kenntnis von den Berliner Hausplänen nach Ludwigsburg gekommen sein könnte, kann plausibel beantwortet werden. Johann Friedrich Nette, von 1707 bis 1714 als Schlossbaumeister direkter Vorgänger von Frisoni in Ludwigsburg, stammte aus Brandenburg. Ab 1700 lebte und arbeitete er in Berlin.<sup>12</sup> Er hatte somit ausreichende Möglichkeit, die Architektur dieser Bürgerhäuser vor Ort kennen zu lernen, das entsprechende Wissen nach Ludwigsburg mitzunehmen und hier weiterzureichen.

### *Genehmigungsverfahren*

Wer zu Herzog Carl Eugens Zeiten in Ludwigsburg bauen und in den Genuss der versprochenen Vergünstigungen kommen wollte, musste sich als Gegenleistung dem herzoglichen Willen absolut unterordnen. An dem dabei nötigen Genehmigungsverfahren waren der Herzog selbst, die Herzogliche Regierung, der Herzogliche Ober-

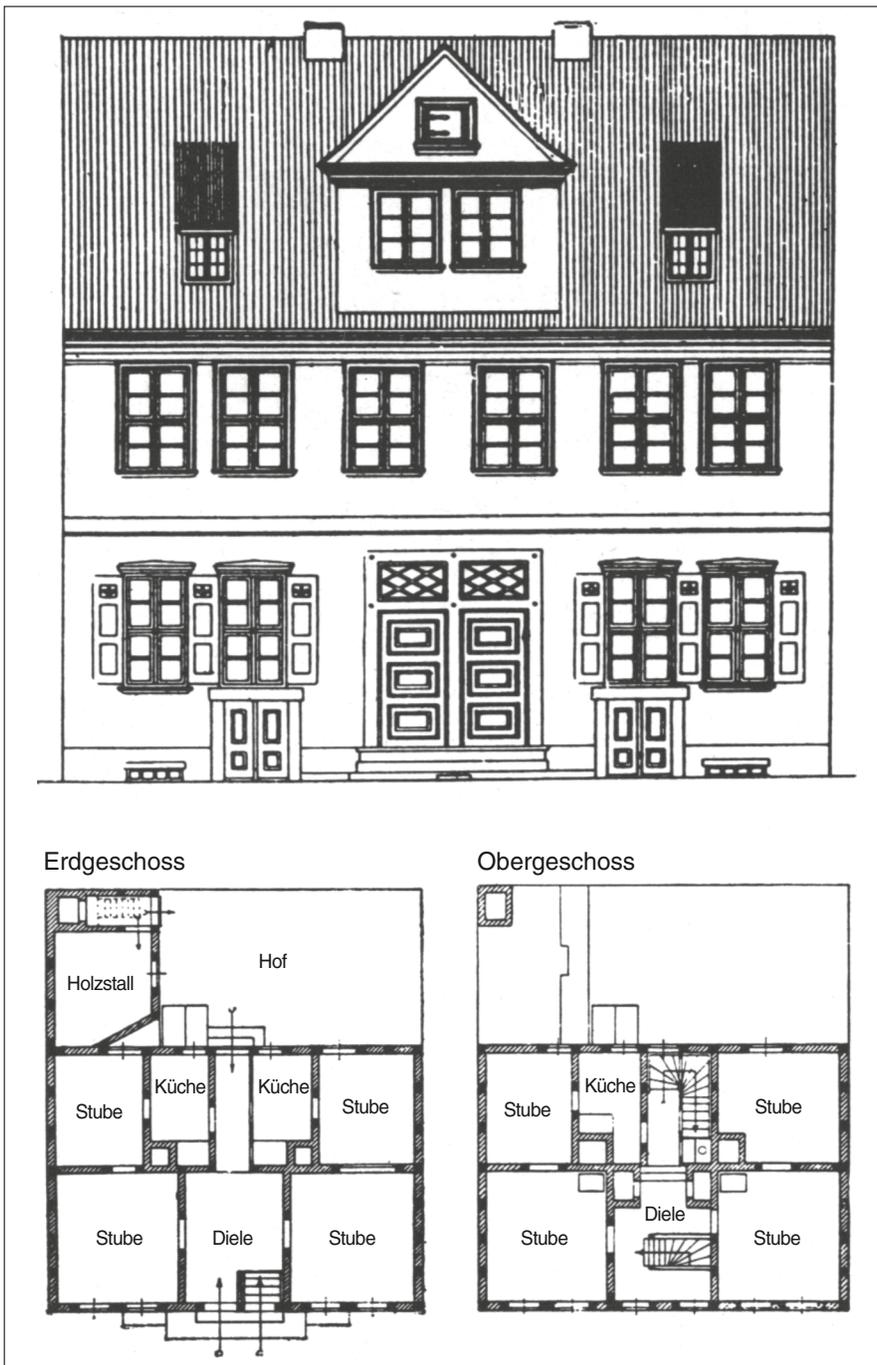


Abb. 7: Berliner Bürgerhaus, erbaut um 1680, Straßenansicht und Grundrisse.

rat, die Herzogliche Rentkammer, die Herzogliche Landschreiberei, der Herzogliche Ober-Baumeister, die Ludwigsburger Bauverwaltung, das Oberamt Ludwigsburg sowie ein Ober-Forstamt beteiligt.<sup>13</sup> Zehn bis fünfzehn Verwaltungsvorgänge mussten dabei abgearbeitet werden, so dass das Genehmigungsverfahren rund sechs Monate dauerte.

Grundlage dafür war das alles entscheidende Dekret des Herzogs, das dem Supplikanten die einzelnen Vergünstigungen zusicherte. In einem der nächsten Schritte musste der Ober-Baumeister den eingereichten Bauplan auf Einhaltung der geltenden Vorschriften überprüfen und die ebenfalls eingereichte Kalkulation des benötigten Bauholzes aus Sicht der genehmigenden Behörde neu berechnen, was zum Leidwesen der Supplikanten meist dazu führte, dass die Kalkulation deutlich nach unten korrigiert wurde.

Nach Abschluss des Verfahrens gab es öfters noch ein »Nachspiel«, weil das zugesagte Bauholz bzw. »Don Gratuit« nach längerer Zeit noch nicht zugeteilt war, der Supplikant aber schon mit dem Bau begonnen hatte und sich durch die anderweitige Beschaffung des Bauholzes verschuldet hatte und jetzt die Zusage »fußfälligst und untertänigst« anmahnen musste.<sup>14</sup>

### *Lokalisierung der Häuser im aktuellen Stadtplan*

Da die Lage der einzelnen Häuser in den Anträgen nur recht allgemein beschrieben ist (»In der Karlstadt« oder »In der inneren Kirchgasse«), gestaltet sich die Zuordnung der vorhandenen Pläne zu heute noch existierenden oder zu abgebrochenen Gebäuden, deren altes Planmaterial noch bekannt ist, schwieriger als erwartet, wenn nicht sogar unmöglich.<sup>15</sup>

Zum einen ist nicht bekannt, wie viele von den beantragten Häusern tatsächlich gebaut worden sind, denn den rund 330 gestellten Anträgen stehen nur etwa 50 bürgerliche Neubauten zu Carl Eugens Zeit in der Karlstadt und eine unbekannt, höchstens gleich hoch liegende Anzahl von Neubauten in der Ludwigstadt gegenüber. Ferner ist ebenfalls nicht bekannt, ob immer genau nach den genehmigten Plänen vorgegangen wurde oder ob nicht, unter Einhaltung der geforderten Regularität, hinter den Fassaden nach geänderten Plänen gebaut worden ist, von späteren, nicht dokumentierten Veränderungen ganz zu schweigen. Einige Pläne sind jedoch eindeutig im aktuellen Stadtplan einzuordnen. Sie sind im Anhang zusammengestellt.

### *Bauliche Veränderungen*

Ein Gebäude lebt und verändert sich mit seinen Besitzern und deren Interessen und Geschmack. So haben die historischen Gebäude der Karlstadt und der Ludwigstadt aus der Zeit Carl Eugens bzw. Eberhard Ludwigs im Laufe ihrer mehr als 250-jährigen Geschichte teilweise einschneidende Veränderungen erfahren – Veränderungen, die den Gebäuden oft einen neuen Charakter gaben, sie aber auch oft ihres ursprünglichen Charakters beraubt haben, ohne ihnen dafür einen neuen zu geben.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts blieben die Ludwigsburger Bürger- und Handwerkerhäuser, seien sie in der Karlstadt oder der Ludwigstadt gelegen, von Umbauten weitgehend unberührt. Erst mit der überdurchschnittlich hohen Bevölkerungs-

zunahme nach 1870 stieg der Bedarf an Wohnraum und an Flächen für Geschäfte, Gaststätten und Handwerksbetriebe wie Bäcker oder Metzger so stark an, dass Veränderungen der vorhandenen Bausubstanz zur Lösung der entstandenen Platzprobleme unumgänglich wurden.<sup>16</sup>

*Ausbau des Mansardengeschosses:* Durch Ausbau des Mansardengeschosses zu einem vollwertigen zweiten Obergeschoss konnte ohne größere Baumaßnahmen und ohne zusätzlichen Grundstücksverbrauch der meiste Wohnraum gewonnen werden. Da die Forderungen nach Regularität nicht mehr galten, wurde von dieser Maßnahme häufig Gebrauch gemacht, so dass heute neben zweistöckigen Gebäuden mit gebrochenem Dach übergangslos dreistöckige Gebäude mit flachem Satteldach zu finden sind (Beispiel: Nordseite des Karlsplatzes).



*Abb. 8: Geschlossene Durchfahrt  
(Bärenstraße 7).*



*Abb. 9: Einfache Freitreppe  
(Körnerstraße 22.)*

*Schließen der Durchfahrt:* Das Schließen der Durchfahrt zum Zwecke der Wohnraumgewinnung war zwar nicht so effektiv, dafür aber billiger und schneller zu realisieren und deshalb weit verbreitet. Meist blieben die Bogensteine der Durchfahrt in der Wand unverputzt erhalten, so dass die ehemaligen Einfahrten auch heute noch leicht erkennbar sind, z. B. in der Stuttgarter Straße 28, in der Bärenstraße 7 (Abb. 8) oder am »Waldhorn« in der Marstallstraße, mit einem eindrucksvollen Löwenkopf als Schlussstein.

*Einbau eines Kaufladens:* Für den Einbau eines Kaufladens bot sich günstigerweise eine der beiden Parterre-Wohnungen eines Doppelhauses an. Die mit zierlichen gusseisernen Säulen architektonisch reizvoll gestalteten Ladenfronten dieser Zeit sind u. a. noch in der Eberhardstraße, der Lindenstraße oder in der Bärenstraße erhalten.

Auch zur Einrichtung von Werkstätten oder Gasträumen wurde der Grundriss des Erdgeschosses häufig grundlegend verändert. Tragende Wände wurden durch Säulen ersetzt, Zwischenwände eingezogen und Hauseingänge an günstigere Stellen verlegt.

*Abbruch der Freitreppen:* Die für Ludwigsburg typischen doppelten bzw. einfachen Freitreppen vor den höher liegenden Hauseingängen mussten ab 1880 abgebrochen werden, da sie zu weit in die neu angelegten Gehwege hineinreichten. Als Ersatz wurden einfachere Treppenaufgänge in das Hausinnere integriert. Einige wenige Freitreppen sind noch original erhalten, z.B. in der Lindenstraße 1 (»Zum roten Ochsen«), in der Kronenstraße 8 oder in der Körnerstraße 22 (Abb. 9). Die Freitreppen vor dem »Waldhorn« in der Schlossstraße und vor dem Rathaus in der Wilhelmstraße sind Rekonstruktionen.

Auch die typischen Loggien, einst Zugänge zu den Abtritten, blieben von den Umbauten nicht verschont. Mit einer Ausnahme (Schorndorfer Straße 46) wurden sie entweder geschlossen oder verschwanden hinter Anbauten auf der Rückseite der Gebäude.

### *Denkmalschutz*

Das architektonische Erscheinungsbild einer Straße oder eines Stadtviertels ist einem steten Wandel unterworfen. Wir leben in keinem Museum, eine Tatsache, die kein Freibrief für gedankenlose oder rein kommerziell bestimmte Modernisierungsaktionen, aber auch keine Entschuldigung für leichtfertig begangene Sünden der Vergangenheit sein kann. Haben die Lindenstraße und die Eberhardstraße in der Ludwigstadt den Eindruck, nach der Regularität gebaut worden zu sein, in weiten Teilen bewahren können, so ist diese Regularität in der Leonberger Straße und der Karlstraße nicht mehr zu erkennen. Etwa die Hälfte der zur Zeit Carl Eugens in beiden Straßen gebauten Gebäude ist abgerissen und durch einen Neubau ersetzt worden. Die stehen gebliebenen Gebäude wurden im Lauf der Zeit so stark verändert, dass die originale Bausubstanz heute gar nicht mehr oder nur noch an mehr oder weniger großen Details erkennbar ist. Keines dieser Bürger- und Handwerkerhäuser in diesem Bereich der Karlstadt ist deshalb in der aktuellen Liste der Ludwigsburger Kulturdenkmale<sup>17</sup> enthalten, im Gegensatz zum Gebäudeensemble der Stuttgarter Straße, wo mehrere große Bürgerhäuser ihr originales Aussehen weitgehend bewahrt haben.

## *Anhang*

### *Zusammenstellung der vorhandenen Pläne*

01	Anthus, Johannes (Schneider)	1752/54	Grundriss
02	Blumhardt, Johann Georg (Kanzleidiener)	1754	Grundriss
03	Einsel, Johann Jacob (Schneider)	1751	Grundriss/Aufriss
04	Baumgärtner, Johann Georg (Zimmermann)	1761/63	Grundriss/Aufriss
05	Federer, Jacob (Stadtbauknecht)	1767	Aufriss
06	Kittelberger, Johann Martin (Ziegler)	1767	Aufriss
07	Laubsch(n)er, Heinrich Witwe (Zimmermann)	1757/62	Grundriss/Aufriss*
08	Weigle, Johann Conrad (Weißgerber)	1768/73	Aufriss
09	Spannagel, Christoph Alex. (Ratsverwandter)	1760	Grundriss/Aufriss*
10	Jäger, Johann Jakob (Kammerhusar)	1768	Grundriss/Aufriss
11	Keller, Christian (Hufschmied)	1768	Grundriss/Aufriss
12	Haas, Johann Ludwig (Maurer)		
	Mitschdörfer, Joh. Friedrich (Zimmermann)	1768/69	Grundriss/Aufriss*
13	Weible, Thomas Burkhardt (Bäcker)	1767/68	Grundriss/Aufriss*
14	Straube, Johann Georg (Maurer)	1767/68	Grundriss/Aufriss*
15	Huber, Michael (Feldmesser)	1767/68	Grundriss/Aufriss*
16	Mayer, Johannes (Porzellanbrenner)		
	Schäfer, Friedrich (Musketier)	1767	Grundriss/Aufriss*
17	Ruder, Peter (Wachtmeister)	1767	Grundriss/Aufriss*
18	Arnold, Maximilian	1767	Grundriss/Aufriss*
19	Graner, Jacob (Maurer)	1767	Grundriss/Aufriss*
20	Hoch, Simon (Hafner)	1767	Grundriss/Aufriss
21	Wintter, Johann Philipp (Grenadier)	1765	Grundriss
22	Bottner, Johann Philipp (Bedienter)	1764	Grundriss/Aufriss
23	Thouret, Charlois (Kammerlakai)	1768/75	Grundriss/Aufriss
24	Zitt, Georg Conrad (Maurer)	1772/73	Grundriss/Aufriss
25	Schochenmayer, Joh. Christian (Tuchmacher)	1770/71	Grundriss/Aufriss
26	Reuthäuser, Heinrich (Gärtner)	1770/71	Grundriss/Aufriss
27	Mitschdörfer, Joh. Friedrich (Zimmermann)	1769/70	Grundriss/Aufriss
28	Alber, Johann Georg (Handelsmann)	1769	Grundriss/Aufriss*
29	Alber, Johannes (Zimmermann)	1767/70	Grundriss/Aufriss*
30	Thüngen, Carl (Profos)	1768/69	Grundriss/Aufriss

\* Bauplatz in der Karlstadt

### *Im aktuellen Stadtplan lokalisierte Gebäude*

- 1) Reithausplatz 21, Plan 4: Eckhaus des Zimmermanns Johann Georg Baumgärtner. Stammhaus und bis 1928 Firmensitz der Werkmeister- und Architektenfamilie Baumgärtner. Das Gebäude hat sich äußerlich kaum verändert, heute Brauerei »Zum Rossknecht«.
- 2) Bietigheimer Straße 8, Plan 5: Haus des Stadtbauknechts Jakob Federer im stark abschüssigen Teil der Straße. Von Anfang an durch eine im Süden angebaute Haushälfte zu einem Doppelhaus erweitert. Ehemalige Gaststätte »Zum wilden Mann«.
- 3) Bietigheimer Straße 17, Plan 6: Haus des Zieglers Johann Martin Kittelberger. Einfahrt heute geschlossen, mehrere Aufstockungen. Ehemalige Brauereigaststätte »Zum grünen Baum« von Gustav Friedrich Siegler.
- 4) Stuttgarter Straße 14, Plan 9: Haus des Ratsverwandten Christoph Alexander Spannagel. Die Zuordnung steht außer Zweifel. Ein Widerspruch besteht jedoch zwischen der laut Plan projektierten Länge des Hauses von ca. 13 m und der bereits im Messbuch von 1788 eingetragenen Länge von ca. 33 m.
- 5) Leonberger Straße 24, Plan 13: Eckhaus des Bäckers Thomas Burkhardt Weible. Ehemaliges Garnisonschulhaus. Heute durch Ladeneinbau im Erdgeschoss und Schließung der Durchfahrt sowie durch Modernisierung des Dachstocks stark verändert.
- 6) Leonberger Straße 22, Plan 15: Haus des Feldmessers Michael Huber. Gebäude abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt.
- 7) Leonberger Straße 31, Plan 17: Haus des Wachtmeisters Peter Ruder. Starke Veränderungen im Erdgeschoss durch Ladeneinbau.
- 8) Mömpelgardstraße 20, Plan 23: Ebenerdiges Eckhaus des Kammerlakaien Charlois Thouret. Wohnhaus der Eltern des Architekten Nikolaus von Thouret. 1864 aufgestockt.
- 9) Stadtkirchenplatz 5, Plan 24 (Abb. 1): Haus des Maurers und Steinhauers Georg Conrad Zitt. Schöner Schlussstein im Oberlichtportal mit den Initialen des Erbauers und den Handwerkssymbolen der Steinhauer. Starke Veränderungen im Erdgeschoss durch Ladeneinbau.
- 10) Stadtkirchenplatz 4, Plan 25: Eckhaus des Tuchmachers Johann Christian Schochenmayer. Ehemalige Gaststätte »Zur Sakristei«. Starke Veränderungen durch Aufstockung und Ladeneinbauten im Erdgeschoss.

### **Anmerkungen**

- 1 Vollständiger Wortlaut der von Herzog Eberhard Ludwig und Herzog Carl Eugen der Stadt Ludwigsburg verliehenen Privilegien, Freiheiten und Benefizien siehe: Christian Belschner: Amtliche Aktenstücke zur Geschichte der Gründung Ludwigsburgs, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 2 (1901) S. 56 ff.
- 2 Des Herzogthums Württemberg revidirte Bauordnung, Stuttgart und Tübingen 1758; Stadtarchiv Ludwigsburg (StadtALB) L 1/78, L 1/80; Georg Sebastian Zilling: Ludwigsburger Notabilienbuch, 1777 (StadtALB S 40/Nr. 5), Bl. 9 f.; Georg Friedrich Ludwig Schönleber:

- Historisch statistische topographische Nachrichten von der Stadt Ludwigsburg, 1835 (Stadt-ALB S 40/Nr. 7), S. 159, 233 f.
- 3 Michael Borrmann: Barocke Stadt- und Modellhausprojekte in der Markgrafschaft Baden-Durlach vor der Gründung von Karlsruhe, in: Planstädte der Neuzeit, Katalog, Karlsruhe 1990, S. 231 ff.; Ursula Merkel: »Zu mehrerer Zierde und Gleichheit des Orths«. Der Modellhausbau des 18. Jahrhunderts in Karlsruhe, in: Planstädte der Neuzeit, Katalog, Karlsruhe 1990, S. 243 ff. – Im modellmäßigen Bauen sahen die Landesfürsten des 17. und 18. Jahrhunderts und deren Baumeister ein geeignetes und wirksames Mittel, die bei Neugründungen von Städten zum Prinzip erhobenen Begriffe wie Regularität, Proportion und Ordnung in die Tat umzusetzen. »Nach den Fürstl. Bauordnungen und den gemachten Rissen« (Ludwigsburg, Privileg von 1715) oder »Nach einem durchgehenden Modell« (Karlsruhe, Privileg von 1715) sollten die Wohnhäuser gebaut werden. Modellhäuser sind in Baden seit der Mitte des 17. Jahrhunderts bekannt. Direkte Beziehungen zum Haus Baden-Durlach bestanden seit 1697 durch die Heirat von Herzog Eberhard Ludwig mit Johanna Elisabetha, der Tochter des Markgrafen von Baden-Durlach.
  - 4 C. F. Nast jun.: Adressbuch für Ludwigsburg, Ludwigsburg 1825, Anhang S. 11.
  - 5 Zur Anlage der Karlstadt siehe: Schönleber (wie Anm. 2) S. 330 f.; Joseph Anton Giefel: Beiträge zur Geschichte der Stadt Ludwigsburg, in: Ludwigsburger Zeitung vom 14. November 1903, Zweites Blatt; Gerhard Graser: Die Entstehung der Ludwigsburger Karls-Stadt, in: Hie gut Württemberg 4 (1953) S. 53 f.; Christian Belschner und Walter Hudelmaier: Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten, Ludwigsburg 1969, S. 224 f.; Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg, Band 1, Ludwigsburg 2000, S. 224 f. – Herzog Carl Eugen scheint mit dem Baufortschritt in der Karlstadt zufrieden gewesen zu sein, denn in der Einleitung zu einem Re-skript vom 28. September 1767 vermerkt er, dass die neu angelegte Karlstadt bereits einen starken Zuwachs bekommen habe und viele schöne Häuser und ansehnliche Gebäude zu seiner gnädigsten Zufriedenheit aufgeführt worden seien. Dennoch seien noch ziemlich viele unbebaute Plätze vorhanden, so dass er sich genötigt sehe, Ober- und Stabsbeamte anzuhalten, weitere qualifizierte Personen, vornehmlich solche, die sich durch Manufakturen oder Fabriken ihren Lebensunterhalt verschaffen könnten, durch den Hinweis auf die Benefizien und Freiheiten zur Ansiedlung in Ludwigsburg zu bewegen.
  - 6 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (HStAS) A 206 Bü 3422, 3423.
  - 7 HStAS A 249 Bü 1428, 1429, 1429/1.
  - 8 HStAS A 249 Bü 1429/1, Akte Johannes Schlumberger, 28. Februar 1771.
  - 9 HStAS A 249 Bü 1427, Bauüberschlag vom 4. September 1715.
  - 10 Zum Stadtbau in Ludwigsburg unter Frisoni siehe: Hermann Stroebel: Ludwigsburg, die Stadt Eberhard Ludwigs, Ludwigsburg 1918, S. 36 f.; Werner Fleischhauer: Barock im Herzogtum Württemberg, Stuttgart 1958, S. 234 f.; Sting (wie Anm. 5) S. 75 f.; Klaus Merten: Residenzstädte in Baden-Württemberg im 17. und 18. Jahrhundert, in: Planstädte der Neuzeit, Katalog, Karlsruhe 1990, S. 221 ff.
  - 11 Albert Gut: Das Berliner Wohnhaus des 17. und 18. Jahrhunderts, Berlin 1917.
  - 12 Das Glück Württembergs, Katalog, Stuttgart 2004, S. 192.
  - 13 Wie Anm. 6 bzw. 7.
  - 14 HStAS A 206 Bü 3423, Akte Jakob Federer, Akte Martin Kittelberger.
  - 15 Ein authentisches Hilfsmittel zur Lokalisierung ist eine 1767 in Ludwigsburg erschienene Schrift »Beschreibung des feyerlichen und gnädigsten Einzugs Seiner Herzoglichen Durchlaucht ....«, in der die Ludwigsburger Häuser beschrieben sind, die aus Anlass der Rückkehr von Herzog Carl Eugen aus Italien am 11. Juli 1767 festlich geschmückt waren (StadtALB, Dienstbibliothek). Ein weiteres unverzichtbares Hilfsmittel ist ein 1788 von dem Geometer Wagner erstelltes Messbuch, in dem alle Ludwigsburger Grundstücke und Gebäude zeichnerisch erfasst sind (StadtALB L 165 Bd. 9a).
  - 16 StadtALB L 63; L 63/I, Bauakten.
  - 17 Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Liste der Kulturdenkmale, 1987; Denkmaltopographie Baden-Württemberg, Band I.8.1 Stadt Ludwigsburg, Stuttgart 2004.
- Ergänzend wird auf die einschlägige Materialsammlung zum Thema im Stadtarchiv Ludwigsburg (Signatur S 3/I Nr. 33) hingewiesen.

# »Hera« und »Leda« von Johann Wilhelm Götz

Nach 245 Jahren ein Ludwigsburger Figurenpaar wieder entdeckt

von Hans Dieter Flach

Anlässlich des Todes von Herzog Carl Eugen von Württemberg, dem Gründer, Eigner und langjährigen Förderer der Ludwigsburger Porzellan-Manufaktur, wurde im Rahmen einer aufwendigen landesweiten Inventur auch in diesem Betrieb der Stichtagsbestand für alle Waren und Produktionsmittel ermittelt. Dabei wurden neben einer Vielzahl damals erstellter Inventare für Rohmaterialien, Halb- und Fertigwaren in einer separaten Liste die noch vorhandenen »Bossier-Formen und Modelle« aufgenommen, die für eine Porzellan-Manufaktur ein wesentlicher Aktivposten waren. Sie wurde auf drei eng beschriebenen Seiten zum 24. Oktober 1793 zusammengestellt, vom Kassierer Eberhard Johann Friedrich Wider bewertet und vom damaligen Direktor der Manufaktur, Joseph Jakob Ringler, gegengezeichnet.<sup>1</sup>

Als 52. Zeile dieser Liste findet man etwa in der Mitte der Einzelposten: »6 zu Gruppen, alß Leda, Diana, Juno und dergleichen«, was bedeutet, dass die Modellhohlformen zu sechs, leider nur teilweise aufgezählten Themen gefunden und erfasst worden waren. Die Zeilen des Inventariums sind wohl geordnet; ihre Inhalte sind nach Themen oder Größen zusammengefasst. Ausnahmen hierzu bilden nur die Schlusszeilen, die bezeichnet wurden mit »unterschiedlichen Galanten Kindern« oder »unterschiedlichen Historischen Fyгурn«. Von den in dieser Zeile genannten Themen sind heute bekannt:

- zu Diana abgesehen vom Diana-Leuchter zwei große Gruppen, nämlich Latona mit Apoll und Diana [Flach-Identnummer 30]<sup>2</sup> und Diana mit zwei Nymphen vor einer Baumkulisse [23];
- zu Juno eine Gruppe mit Aiolos (Äolus) und den Windgöttern [27]. Sie stellt dar, wie Juno/Hera Aiolos gebeten hatte, die bis dahin wilden und unkontrollierten Winde in seine Obhut zu nehmen.

Ob diese drei Gruppen zu den im Inventar erwähnten zählen könnten, war bisher ungewiss. Nach der erst vor kurzem erfolgten Entdeckung der Leda-Gruppe, die nach dem im Folgenden vorzustellenden neuen Fund mit großer Wahrscheinlichkeit die der Inventurzeile ist, tauchten bereits Zweifel auf.<sup>3</sup>

Die beiden bekannten Diana-Gruppen passen nämlich in ihrer Art, Größe und besonders ihrer Personenzahl nicht zu den hier vorgestellten Ein-Personen-Gruppen, so dass es wohl ein weiteres Modell von dieser Göttin zu entdecken gilt. Die in der Inventarzeile erwähnte Juno-Gruppe konnte dann ebenfalls nicht der bekannten Äolus-Gruppe entsprechen, weil auch sie mehrere Personen enthält, was sich nun nach einem weiteren Fund als offensichtliches Negativ-Kriterium herausstellt.

Die Leda-Gruppe besteht aus einer beherrschenden Figur mit Nebengestalten wie dem Schwan und dem Adler. Sie ist aufgebaut vor einem Felsengebirge mit Baumstümpfen und einer Vielfalt an Gewächsen – alles in allem aus Elementen, gemäß denen man sie nicht mehr als »Figur« ansehen kann, vielmehr sie in ihrer Gesamtheit als »Gruppe« bezeichnen muss. Nach einem neuen, im Folgenden vorzustellenden Fund wird bestätigt, dass es andere solcherart aufgebaut und umfänglich identische Gruppen gibt. In der aufgeführten Inventarzeile scheinen demnach nur Gruppen mit *einer* Person zusammengefasst worden zu sein, deren Gegenstand und Inhalt durch mehrere Attribute in Tiergestalt erläutert und gestützt werden. Solche Gruppen waren vor dem Fund der Leda außer einer ihr ähnlichen, jedoch stehenden Latona/Leto – zur selben Zeile gehörig? – nicht bekannt.

Leda – das »Meisterwerk der Vereinigung unschuldig kindlichen Mitleids und sinnlichen Reizes, Nichtahnens der Dargestellten und Wissens des Beschauers«<sup>4</sup> – ist tausendfach bekannt, hier jedoch herausragend durch die Einbeziehung eines Adlers. Dieses bei Leda ungewöhnliche, in der gesamten Kunstgeschichte mit ihr nur äußerst selten erscheinende Tier bringt eine völlig neue Bedeutung in die verbreitete Leda-Darstellung. Seine Deutung gründet u.a. auf Literaturquellen von Euripides in seiner »Helena« und besonders Gaius Iulius Hyginus in seiner »De Astronomia«.<sup>5</sup> Der Adler kann hier nicht das übliche Zeus-Symbol vertreten, weil Leda nicht mit ihrer Rechten Zeus, verwandelt in den Schwan, liebkosend empfangen, gleichzeitig mit ihrer Linken Zeus als Adler abwehren kann. Der Adler repräsentiert vielmehr den meist unbekanntesten Teil des Leda-Mythos: Zeus hatte Aphrodite angewiesen, sich in die Gestalt eines Adler zu verwandeln und den Schwan, in dessen Gestalt Zeus sich Leda nähern wollte, zu verfolgen, um diesem ein Alibi zu bieten, bei Leda Schutz zu suchen.

Eine große Diagonale in der Anlage des unstaffierten und glasierten Modells, gebildet vom Körper des Schwans, dem Kopf der Leda und ihrer Blickrichtung, ihren beiden Armen und dem Adler, begegnet der Linie ihres Körpers und des oberen, linken Baumstumpfes. Ein Zipfel ihres Himation, des rechteckigen Mantels der Griechen, bedeckt Ledas Blöße. Auf dem größten Teil ihres Gewandes ruht Leda gegen einen hohen Fels gelehnt. Trotz ihrer Nacktheit entsteht keine erotische Ausstrahlung. Leda schaut in beherrschter Ruhe nach oben. Dort ist gerade ein Adler in die Szene eingeflogen; er hat seine Flügel noch ausgebreitet und bringt ein bedrohendes Moment in die bisher ruhige Szene.

Die Leda überragende hohe Felsenformation ist in ungewöhnlich üppiger Weise mit Gras, Moos, Waldpflanzen und zwei Baumstümpfen ausgestattet. Ein solcher Aufwand für Bearbeitungen und Applikationen war nur in der Frühzeit der Ludwigsburger Manufaktur möglich und wurde später nicht wiederholt. »Die schwellenden Körper unseres Modelleurs sind rokokomäßig wie steife Gliederpuppen bewegt. Die pathetische Haltung, [...] das gezwungene Sitzen mit den überkreuzten Unterschenkeln sind unverkennbare Eigenheiten. Der Rumpf wird bei den meisten Figuren ungerne aus der Frontalstellung herausgedreht.« Dieser Charakterisierung ihres Modelleurs Johann Wilhelm Götz von Hans Christ<sup>6</sup> muss die typische, von Götz immer wieder benutzte Haartracht unbedingt hinzugefügt werden: strähnenartig seitlich geführte Haarbüschel werden kunstvoll hinten hochgekämmt, um dann pferdeschwanzartig auf die Schultern und oberen Rückenpartien zu fallen.



*Johann Wilhelm Götz, Gruppe einer Leda mit Schwan und Adler,  
Höhe 27,5 cm, Ludwigsburger Porzellan, glasiert und unstaffiert, Modell um 1760.*

Die Ludwigsburger Leda-Gruppe ist gemarkt mit dem bekannten, auf Herzog Carl Eugen von Württemberg hinweisenden gespiegelten Doppel-C unter Herzogkrone in unterglasurblau. Das bei ihr eingeritzte große Zeichen »I C H« (9,6 mm hoch!) entspricht den Initialen des Ludwigsburger Oberbossierers Johann Christoph Haselmeyer, der schon in den ersten Jahren der Manufaktur neben Götz in Ludwigsburg tätig war.

### *Hera/Juno*

Die römische Juno, identisch mit der griechischen Hera, der Göttermutter, der Schwester und Gemahlin des Zeus, der olympischen Götterkönigin, ist eine der vielseitigsten Gestalten der klassischen Mythologie. Vor ihrer Heirat war sie bekannt als Mond- (triumphierend auf dem Sonnenstier!), Kuh-, Todes- und Windgöttin, Schutzgöttin der Argonauten, Juno Lucina, also Lichtbringerin, Ehestifterin und -behüterin. Fürsorge und Eifersucht, List und Hass, Intrige und Gnade sowie Herrschsucht werden ihr als typische Eigenschaften nachgesagt; Beschützerin der Frauen, oft auch Zürnende und Rächende, jungfräuliche Mutter, Prophetin – alle diese Funktionen findet man ihr ebenfalls zugeordnet. Ihr Baum war die heilige Platane, deren Heiligkeit lag in ihrem fünfzackigen Blatt begründet, das die Hand der Göttin versinnbildlichte.

Hauptplatz des Hera-Kultes war die Insel Samos, auf der im 6. Jahrhundert vor Christus der Höhepunkt ihrer Verehrung in den Hieros Gamos, den großartigen Festspielen im dortigen Heraion, dem Heiligtum der Göttin, stattfand. Pfauenherden belebten diesen Ort. Dieses verbreitetste und bedeutendste Attribut der Juno versinnbildlicht ihren Wirkkreis in Luftraum und Himmel und verdeutlicht dessen Pracht und das Funkeln der Sterne. Denn der dem Pfau heute gerne zugeteilte Sinngehalt der Eitelkeit und des Hochmuts erwuchs ihm erst im späten Mittelalter. Dieses Tier war auch nicht nur ihr Attribut. So wie sich Zeus im Adler bisweilen auch darstellt oder durch ihn erscheint, lässt sich auch Hera durch ihren Vogel vertreten. Während noch Homer dieses Tier nicht erwähnt, ist es schon in der perikleischen Hochblüte der Geschichte Athens, im 5. Jahrhundert vor Christus, das beliebteste Geschenk.<sup>7</sup>

Ein großartiger und extrem geschlossener Aufbau – das kennzeichnet die Juno- wie auch die Leda-Gruppe. Ihre Qualität spricht für das Können ihres Modelleurs Götz. Der Himmelsraum wird mit einem Wolkengebirge vorgestellt, das sich vor einem Baum auftürmt. Hera/Juno sitzt vor dem Baum und greift mit der Rechten zum radschlagenden Pfau über ihr. Letzterer bestimmt mit einem zweiten Pfau auf dem Boden als übliches Attribut die Göttin und gibt zugleich der Gruppe eine große Eleganz. Die neben sich platzierte Krone und das Szepter in ihrer Linken weisen Hera als Königin aus.

Auch die großen Ritzzeichen »I C H« (10 mm hoch!) im komplett glasierten Sockel verdeutlichen die zeitliche Nähe der beiden vorgestellten Gruppen; denn diese beiden formgleichen Zeichen des Bossierers sind nur in ihnen, der Leda und der Hera, bekannt. Dieser ihr zweifacher Einsatz ist wohl ein Beweis, dass Haselmeyer in der Anfangszeit der Manufaktur an Götzschen Figuren als Bossierer fungierte.

Die vorgestellte Hera-Ausformung hat die Ludwigsburger Manufaktur weiß glasiert verlassen. Leider wurde sie im 19. Jahrhundert an unbekanntem Ort – wohl in Europa – staffiert und von einem Dilettanten mit dem Höchster Rad mit sechs Spei-



*Johann Wilhelm Götz, Gruppe einer Hera (Juno) mit zwei Pfauen;  
Höhe 29,5 cm, Ludwigsburger Porzellan, Modell um 1760,  
glasierte Ausformung in gleicher Periode wie Leda, im 19. Jahrhundert von Unbekannt  
staffiert und fälschlicherweise mit dem Högster Rad auf Glasur gemarkt.*

chen, die sich nicht exakt im Zentrum kreuzen, auf Glasur markiert. Damit wurde dieses Porzellanstück für den sich an ästhetischen Kriterien orientierenden Sammler ein »object négligeable«, für den Wissensdurstigen ein wertvoller Fund, der zu neuen Erkenntnissen zum anderenorts schon als erforscht abgehakten Modelleur führt.

### *Resümee*

Zur weiteren Klärung der Modellpalette in Ludwigsburg wird erneut bestätigt, dass jedes Modell sein Vis-à-vis hatte, zu jedem Stück gehörte sein Gegenstück. Gemeinsamkeiten der beiden Gruppen als Beweis dieser These sind:

- die auch mit anderen Götz-Modellen übereinstimmende stilistische Identität der fast unbedeckten, weiblichen, sitzenden Hauptfiguren; sie sind bis zu Form und Haltung von Zehen exakt spiegelbildlich ausgeformt; sie unterscheiden sich nur in ihrer »Kleidung«;
- die anscheinend gerade in einer Drehbewegung festgehaltene Körperhaltung mit geneigtem Oberkörper;
- ihre identische Haartracht mit kunstvoll hochgesteckten und dann pferdeschwanzartig herabfallenden langen Haaren als ein neben anderen wesentliches Götz-Kriterium;
- übereinstimmende Ausführungen so weit gehend, dass ein Arm hochgereeckt, der andere nach unten orientiert ist, je ein Tier auf dem Boden sitzt und eins über der Hauptfigur Spannung in der Gruppe erzeugt;
- Fels- oder Wolkenturm hinter der Hauptfigur; eine Baumspitze bei Hera bzw. Baumstümpfe bei Leda erwecken durch ihre in beiden Gruppen übereinstimmende Form den Eindruck, dass sie nicht freihändig gestaltet sind; ihre Stärke ist jedoch unterschiedlich;
- stark strukturierte Rocaillesockel nur an der vorderen Sockelpartie, die übereinstimmende Elemente wie Rocaille liegend oder stehend, weite oder enge Rocaille, Muschelung usw. aufweisen und aus einer Form gewonnen wurden; also auch hier keine freihändige Fertigung;
- beide hier vorgestellte Ausformungen, die einzigen bisher bekannten, wurden in weiß-glasiert, also ohne Staffierung verkauft;
- identische, bei weiteren Modellen bisher nicht bekannte Bossierer-Signatur »I C H«.

Als für die Zusammengehörigkeit nicht wesensbedeutende Unterschiede, die allein der Identifizierung der dargestellten Inhalte dienen, kann man nur auflisten:

- statt des Felsgebirges bei Leda ein Wolkenturm vor einem Baum bei Juno;
  - ein Schwan und Adler bei Leda, zwei Pfauen bei Juno;
  - schwere, bei Leda ginkgoartige, bei Hera mehrfach (fünffach?) gefiederte Blattformen;
  - darüber hinaus ist die Leda-Gruppe gemarkt, Juno ursprünglich ungemarkt.
- Aus dem Werk des Modelleurs Götz sind uns großartige Arbeiten bekannt.<sup>8</sup> Aus dem anfangs zitierten und erläuterten Inventar kann man ableiten, dass weitere Funde von bisher nicht gesehenen Arbeiten von Götz in der Zukunft nicht überraschen würden.

## Anmerkungen

- 1 Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 248 Bü 2435. Publiziert erstmals von Edmund Wilhelm Braun: Alt-Ludwigsburger Porzellan, in: Mitteilungen des Württembergischen Kunstgewerbevereins, Jg. 1907/08 S. 5-19, hier S. 15 f.
- 2 Hans Dieter Flach: Ludwigsburger Porzellan, Fayence, Steingut, Kacheln, Fliesen, Stuttgart 1997, S. 433-706. Dort Abbildungen aller bekannten Ludwigsburger Modelle.
- 3 Hans Dieter Flach: Leda mit Schwan und Adler. Eine Ludwigsburger Porzellangruppe als seltene Darstellung des umfassenderen Leda-Mythos, in: Jahrbuch der Staatlichen Kunstsammlungen in Baden-Württemberg 40 (2003) S. 43-62.
- 4 Georg Lippold: Leda und Ganymedes, in: Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Jg. 1954, H. 3, S. 3-10 und Tafeln, hier S. 3.
- 5 Vgl. die ausführlichen Erläuterungen bei Flach (wie Anm. 3).
- 6 Hans Christ: Ludwigsburger Porzellanfiguren, Stuttgart/Berlin 1921, S. 9.
- 7 Ernst Thomas Reibold: Der Pfau. Mythologie und Symbolik, München 1983, bes. S. 21-36.
- 8 Eine Zusammenstellung zeigt Reinhard Jansen: Johann Wilhelm Götz. Modelleur der Frühzeit an der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur, in: Keramos, Heft 163, Januar 1999, S. 3-58.



# Friedrich Ferdinand Drück (1754-1807)

von Hermann Schick

Im Jahre 1795 sollte der französische Gesandte in Hamburg, der aus Schorndorf stammende Karl Friedrich Reinhard, für ein vom Konvent beschlossenes Nationalinstitut der Künste und Wissenschaften ausländische korrespondierende Mitglieder aus Deutschland vorschlagen. Auf der Liste, die Reinhard daraufhin nach Paris sandte, stand an erster Stelle der berühmteste Gelehrte der Zeit, der Königsberger Philosoph Immanuel Kant. Darauf folgten Professoren aus Göttingen und sonstige norddeutsche Persönlichkeiten, aber auch noch Namen aus seinem heimatlichen Württemberg, darunter Friedrich Ferdinand Drück, der in Stuttgart Geschichte und Geographie lehrte.<sup>1</sup> Durch den Platz auf der Liste ließ Reinhard zwar den Rangunterschied deutlich werden, aber allein die Nennung der Schwaben war als Auszeichnung zu werten.

Dieser Friedrich Ferdinand Drück wird in der Oberamtsbeschreibung von 1866 unter die ausgezeichneten Männer gezählt, deren Wiege in Marbach stand. Und er gehört wie Friedrich Schiller, Tobias Mayer und Karl Georg von Wächter zu jenen, die ihren Geburtsort schon in früher Jugend verlassen haben. Dass Drück von allen am wenigsten im Gedächtnis geblieben ist, hängt damit zusammen, dass die Erinnerung an das unmittelbare Wirken eines Lehrers spätestens mit seinen Schülern erlischt.

Eine Sammlung der Briefe dieses Marbacher an verschiedene Empfänger konnte vor einiger Zeit vom Stadtarchiv Marbach erworben werden. Dadurch wurde es möglich, einiges über diesen Mann zu erfahren, der zu seinen Lebzeiten zu den herausragenden Gelehrten in Deutschland gezählt wurde und den noch 1904 ein Landeskundler den »gediegensten Humanisten, den Württemberg seit den Tagen der Renaissance hervorgebracht hat«<sup>2</sup> genannt hat.

## *Kindheit, Schule und Studium*

Geboren wurde Friedrich Ferdinand Drück am 9. Dezember 1754 in Marbach.<sup>3</sup> Sein Vater Andreas Jakob Drück hatte 1751 die dortige Apotheke erworben mit einem Rückkaufsrecht für den Verkäufer innerhalb von acht Jahren. Als drei davon vorüber waren, heiratete er Christiane Louise Scheinemann, die Tochter des verstorbenen Pfarrers von Nabern. Noch im ersten Ehejahr wurde der Sohn Friedrich Ferdinand geboren. Auf Michaelis 1757 bestanden die Nachkommen des Verkäufers auf ihrem Rückkaufsrecht und Apotheker Drück erwarb eine neue Apotheke in Möckmühl.

Bereits 1764 starb der Vater an Typhus, gerade 41 Jahre alt. Die Witwe sah keinen anderen Weg, als die Apotheke zu verkaufen und mit ihren Kindern zu ihrer älteren Schwester nach Ludwigsburg zu ziehen, die mit dem dortigen Stadtarzt und

Hofmedikus Dr. Christoph Friedrich Fraas verheiratet war. Der Schwager wurde zugleich Vormund der Kinder.

Weder für die noch nicht ganz 33-jährige Frau noch für ihre drei unmündigen Kinder gab es irgendwelche Hinterbliebenenversorgung. Sie musste sehen, dass sie von dem Erlös aus dem Verkauf der Apotheke so lange wie irgend möglich leben konnte. Eine Möglichkeit zu irgendeiner Berufstätigkeit bestand für sie nicht. Als Mutter kam es nach den Anschauungen der Zeit für sie vor allem darauf an, dem Sohn eine gute Ausbildung zukommen zu lassen. Nachdem der eine Großvater Vogt von Sindelfingen, der andere Pfarrer und der Vater Apotheker gewesen waren, kam für den kleinen Fritz eine Lehre in einem Handwerk nicht in Frage. Für ihn gab es nur den einen, den speziell württembergischen Weg durch die Klosterschulen und das Tübinger Stift zum Studium der Theologie.

Der junge Drück besuchte daher zunächst einmal die Lateinschule in Ludwigsburg und war dort Schüler des allgemein geschätzten Oberpräzeptors Jahn.<sup>4</sup> In der Ludwigsburger Lateinschule kam er wohl auch am nächsten mit dem jungen Friedrich Schiller zusammen, der zu Beginn des Jahres 1767 in die gleiche Schule eintrat. Die beiden dürften aber nicht in der selben Klasse gewesen sein, denn Drück verließ Ludwigsburg im Herbst 1769 und wurde in die Klosterschule nach Blaubeuren aufgenommen.<sup>5</sup> Er hat auch später nie darauf verwiesen, dass er mit dem Dichter in irgendeiner Weise zu tun gehabt hätte.

Aufnahme in eine württembergische Klosterschule bedeutete unentgeltliche Schulbildung bei kostenloser Internatsunterbringung mit der Verpflichtung, später in württembergische Dienste zu treten, entweder im Bereich der Kirche oder als Lehrer. Mit seinen Blaubeurer Klassenkameraden, seinen Kompromotionalen, blieb Drück sein Leben lang verbunden. Mit ihnen wurde er 1771 nach Bebenhausen<sup>6</sup> versetzt, und die meisten von ihnen zogen nach dem Examen 1773 gemeinsam weiter nach Tübingen zum Studium der Theologie im dortigen Stift.<sup>7</sup> Später waren sie fast alle irgendwo Pfarrer, und Drück konnte bei seinen Fußreisen immer damit rechnen, dass er bei ihnen Unterkunft finden würde.

Als er am 18. Oktober 1773 nach Tübingen zum Studium ging, war Drück noch nicht ganz 19 Jahre alt. Über seine Studien oder über prägende akademische Lehrer gibt es keine Nachrichten. Das rührt daher, dass die erhaltenen Briefe hauptsächlich an zwei Frauen gerichtet sind, seine Mutter und seine Base Luise Bazing, und darin folgte Drück ganz den Anschauungen seiner Zeit, dass er Wissenschaft und Politik als etwas ansah, an dem Frauen nicht interessiert seien.

Aus seinen Äußerungen gegenüber seiner Braut und den Fragen, die er an sie richtete, lässt sich ableiten, dass Drück den Gedanken jener Aufklärungstheologen nahe stand, die nicht an der Offenbarung zweifelten, aber daraus entfernten, was mit der Vernunft nicht vereinbar war, beispielsweise Trinität, Rechtfertigung und Erbsünde.<sup>8</sup> So schrieb er später einmal<sup>9</sup>: »Ich glaube nicht, dass der Mensch so von Grund aus und so gleich von seiner Geburt an böse sei, wie unsere Geistlichen uns sagen, dass er sei, und uns daher immer von Buße und Glauben vordredigen. Wenn ich rechtschaffen handle, so ist das besser als glauben, denn die Herren wissen uns doch recht deutlich zu sagen, was sie mit ihrem Glauben wollen; und wenn ich es mir zur Übung gemacht habe, rechtschaffen zu handeln, so weiß ich auch nicht, was ich zu bereuen und wozu ich Buße nötig hätte.« Er wolle kein schwermütiges Christentum. Und dann macht er weiter: »Mein Element ist heitere, sanfte Freude, und mein Grundsatz ist: alles, wovon ich nach richtigen Gründen einsehe, dass es mir, meiner Voll-

kommenheit und meinen Nebenmenschen nicht schädlich ist, das ist erlaubt zu tun, und das tu' ich, wenn es mit meiner Neigung übereinstimmt.« Es ist also davon auszugehen, dass es gerade solche Überzeugungen waren, die Drück in Tübingen gewonnen hat.

Praktische Erfahrung sammelte er, indem er in Festzeiten mit vielen Gottesdiensten in der Umgebung Tübingens Pfarrer dadurch entlastete, dass er in ihnen das Predigen abnahm. Über seine gemachten Erfahrungen berichtete er im Januar 1777: »Ich predigte die letzten Feiertage über dreimal. Das innigste Vergnügen, das man auf der Kanzel hat, wenn man unter allen Zuhörern auch nur ein Auge entdeckt, das gerührt auf den Prediger und von diesem gen Himmel sieht, dies innige Vergnügen tauschte ich nicht gegen eine Welt.«<sup>10</sup>

Was ist darüber hinaus aus Drücks Tübinger Zeit bekannt? Er hat sich offenbar viel mit zeitgenössischer Literatur beschäftigt und sich auch selber als Lyriker betätigt. Vorbild für ihn war die empfindsame Dichtung, wie sie besonders die Mitglieder des Göttinger Hainbundes, Ludwig Hölty etwa, Johann Heinrich Voß, Johann Martin Miller, die beiden Grafen Stolberg und andere pflegten. Es gibt Andeutungen, dass sich auch in Tübingen dichtende Freunde zusammenschlossen. Erhalten sind von Drück keine Sammlungen seiner Gedichte, sie sind enthalten in Briefen an seine Mutter, an Luise Bazing und an seine Braut. Von Tübingen aus hat Drück seine Korrespondentinnen auch mit zeitgenössischen Romanen versorgt, wobei angesichts der damaligen Buchpreise ein reger Leihverkehr stattfand. Aus den angeführten Titeln geht hervor, dass er die neueste Literatur gut kannte.

Ausdrücklich auf die Zeit in Tübingen führte Drück seine Freundschaft mit dem zwei Jahre älteren Ludwig Timotheus Spittler zurück. Noch viele Jahre später schilderte er Spittlers Einfluss in einem Brief an seine Braut: »Er war es, der sich meiner zu Tübingen auf das tätigste annahm, der mich aus dem Schwall des übrigen Studententrosses zuerst heraushob, der mein Lehrer, mein Bilder, mein Ratgeber war, und der selbst igt, nach einer Trennung von neun Jahren noch die nämliche Freundschaftswärme für mich hat, wie er sie ehemals gehabt hat.«<sup>11</sup> Ähnlichen Einfluss schrieb er nur noch Luise Bazing zu, der er angesichts ihrer Verheiratung versicherte, sie habe neben einem Freund das meiste zur Bildung seiner sittlichen Gesinnungen beigetragen.<sup>12</sup>

Schon während des Jubiläums 1777, als die Universität Tübingen ihr 300-jähriges Bestehen feierte, wies Herzog Carl Eugen Stiftsephorus Schnurrer an, er möge den Kandidaten Drück darauf vorbereiten, dass dieser auf das nächste bei der »Akademie« – der Karlsschule in Stuttgart<sup>13</sup> – zu besetzende Professorat berufen werde.<sup>14</sup> Drück hatte Skrupel, denn es war klar, dass er dort keine Theologie zu lehren habe und diese daher aufgeben müsse. Einer solchen Aussicht konnte er zunächst gar nichts abgewinnen. Außerdem fürchtete er, die kirchlichen Behörden könnten ihm den Ausstieg übel nehmen. Doch der Ephorus und Freund Spittler redeten ihm gut zu, und er beruhigte sich bei dem Gedanken, dass die Initiative ja vom Herzog ausgegangen sei, so dass ihn selber keine Schuld treffe. Allerdings war er von der Ernsthaftigkeit des Angebots auch nicht so recht überzeugt und schrieb einem Freund: »Übrigens wirst du niemand davon sagen. Du weißt die Veränderlichkeit des Herzogs; und dann könnt' ich noch zum Gelächter werden.«<sup>15</sup> Zum Gespött der Leute wollte er auf keinen Fall werden. In der Folgezeit arbeitete er mit vermehrtem Eifer, denn er wollte für beide Fälle, die theologische Laufbahn und die Akademie-Professur, vorbereitet sein.<sup>16</sup> Die Mahnung zur Diskretion war durchaus angebracht, denn

als im Sommer 1779 tatsächlich eine Stelle frei wurde, da musste sich Drück zuerst mit drei anderen Kandidaten einer Prüfung unterziehen<sup>17</sup>, bei der er am besten abschnitt und anschließend auf die Stelle berufen wurde.

### *Professor an der Karlsschule*

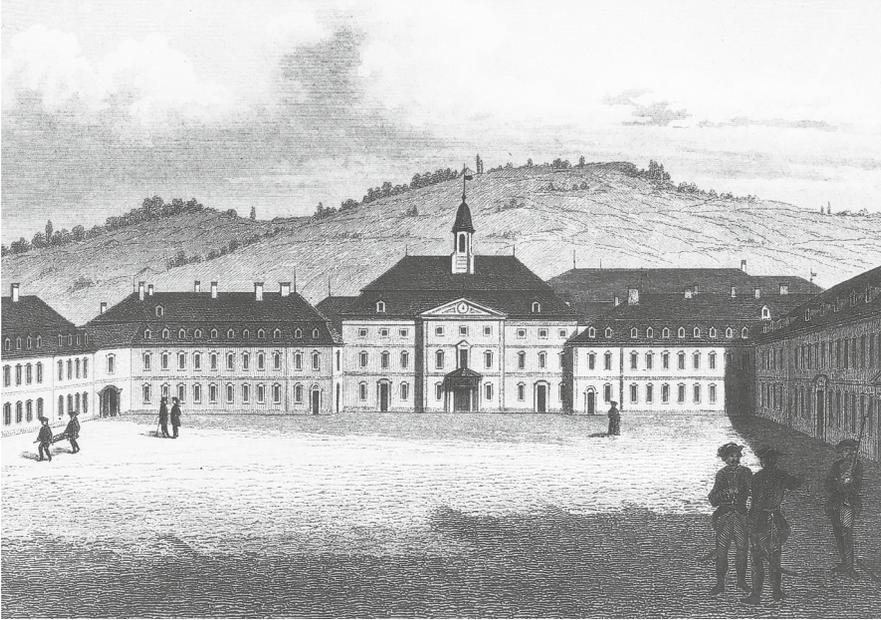
Sein Auftrag umfasste den Unterricht in den alten Sprachen und Geschichte. Die wöchentliche Verpflichtung betrug 10 Stunden<sup>18</sup>, dafür erhielt er im Jahr 500 Gulden.<sup>19</sup> Das war zwar mehr als das Doppelte von dem, was in Marbach ein Präzeptor an der Lateinschule erhielt, aber es war doch auch nur die Hälfte vom Gehalt eines Professors in Tübingen. Dafür verlieh die Zugehörigkeit zum Lehrkörper der Akademie dem jungen Professor, der bei seiner Ernennung noch keine 25 Jahre alt war, in der Hauptstadt gesellschaftliche Anerkennung.<sup>20</sup>

Seit seinem fünfzehnten Lebensjahr hatte Friedrich Ferdinand Drück in Internaten gelebt. Deshalb aber ist zu fragen, was war denn das eigentlich für ein Mensch, der da in eine völlig andere Umwelt hineingeworfen wurde? Es sind bei ihm Auswirkungen zu beobachten, wie sie ähnlich Gotthold Ephraim Lessing an sich feststellte, als er von der Fürstenschule Sankt Afra in Meißen nach Leipzig kam, nämlich Schüchternheit, ein Mangel an Umgangsformen und gesellschaftliche Ungewandtheit.<sup>21</sup> Immer wieder schreibt Drück von seiner Schüchternheit und dem Zwiespalt, einerseits seinen Grundsätzen treu zu bleiben und doch nach außen den Schein zu wahren.<sup>22</sup>

Als Karlsschulprofessor wurde von ihm eine gewisse Gewandtheit erwartet, was für ihn ein wirkliches Problem darstellte. In einem Brief an seine Braut schreibt er: »Ich kann mir eine ungezwungene Heiterkeit nur auf eine kurze Zeit geben, und dass ich es wenigstens eine Zeitlang kann, dank' ich meinem hiesigen Aufenthalte, wo ich durch den notwendigen Umgang mit Personen von allerlei Stand so viel wenigstens notwendig lernen musste, um auf kurze Zeit mit ihnen umgehen zu können.«<sup>23</sup> Er ging deshalb in Stuttgart auch möglichst viel in Gesellschaften, weil er dies als die einzige Schule zur Bildung für die Welt ansah.<sup>24</sup> Gesellschaftliche Sicherheit suchte er außerdem in der Konvention; nie hat Drück über die Stränge geschlagen.

Bei der Gestaltung ihres Unterrichts gab es für die Akademieprofessoren kaum Einschränkungen. Die einzige vorgesetzte Instanz war der Herzog selber und in seiner Vertretung Intendant Seeger, der eigentliche Leiter der Akademie. Beide besuchten immer wieder Unterrichtsstunden, aber ansonsten waren die Lehrer recht frei in ihrer Lehre. Drück begann seine Tätigkeit mit der Lektüre Vergils<sup>25</sup>, wobei er nach der Art der Neuhumanisten in den Geist eindringen wollte, aus dem heraus die antiken Dichter geschrieben hatten. Mit seinen 25 Jahren war er nur wenig älter als seine Studenten und verstand schon durch die Art seines Vortrags, ihr Interesse zu wecken. Noch Jahrzehnte nach Aufhebung der Karlsschule, als Drück längst gestorben war, erzählten die Ehemaligen<sup>26</sup>, dass die Akademisten ihn bisweilen schon im Akademiehof empfangen und aus anderen Räumen Sitzgelegenheiten herbeischleppten, weil im Hörsaal die Plätze nicht ausreichten. Herzog Carl Eugen soll nach dem Besuch einer Vorlesung voller Lob zu ihm gesagt haben: »Er versteht es sehr gut, den jungen Leuten seinen Lehrsaal zu einem Rekreatiionsplatz zu machen.«

Eine Besonderheit des Lehrerberufes ist es, dass der Erfolg nur sehr schwer messbar ist. Im Falle Drücks gibt es zwei Umstände, die zumindest den ausgezeichneten



*Karlsschule in Stuttgart nach einer Zeichnung von Karl Philipp Konz.*

Ruf bezeugen, den er als Lehrer genoss. Der erste ist die Hartnäckigkeit, mit der Herzog Carl Eugen ihn an seiner Akademie halten wollte. Die jungen Leute, die dieser in den Gründungsjahren an die Akademie geholt hatte, strebten mit der Zeit alle nach besser dotierten Stellen, nach Professuren bei den Klosterschulen oder am Stuttgarter Gymnasium, oder auch nach geistlichen Ämtern. In den ersten Jahren verbot der Herzog derartige Bewerbungen schlichtweg, erst im Lauf der Jahre sah er darin nicht mehr eine persönliche Beleidigung.<sup>27</sup> Im Falle Drück aber wollte der Herzog alles unternehmen, um den guten Mann nicht zu verlieren. Deshalb schuf er, als der Professor sich auf keinen Fall mehr halten lassen wollte, eine besondere Stelle für ihn an der herzoglichen Bibliothek, die zusammen mit der Professur an der Akademie versehen werden konnte. Diese Ernennung bedeutete nach Drücks eigener Einschätzung eine Gunst, wie sie Carl Eugen nur seinen Lieblingen zu erweisen pflegte.<sup>28</sup> Jetzt wusste er, was der Herzog von ihm hielt, denn seine Einkünfte verdoppelten sich dadurch.

Ein zweite Zeugnis für seinen guten Ruf als Lehrer können wir in der großen Zahl seiner Privatstunden sehen, die im Winter 1787/88 größer war als seine Stundenverpflichtung an der Akademie. Er unterrichtete zwei junge Männer, deren Väter zum Beamtenadel zählten und ihn gut honorierten. Der dritte Zögling war ein Sonderfall, denn dessen Vater war Konsistorialrat, dem er die entsprechende Bitte nicht abschlagen konnte, weil jener bei der Erlangung einer Stelle für ihn wichtig sein konnte.<sup>29</sup> Nun wollen reiche Leute für ihr Geld gewöhnlich auch eine entsprechende Gegenleistung, und wenn gerade sie Drück als Lehrer für ihre Söhne anstellten, so zeigt auch dies, in welchem Ansehen Drück nicht nur beim Herzog stand.

Eines der Merkmale der Karlsschule war ihre Ausrichtung auf praktische Zwecke. Dazu gehörte besonders auch die Ausbildung von Verwaltungsfachleuten für die höheren Ämter in der Staatsverwaltung. Für diese so genannten »Kameralisten« waren Grundkenntnisse in Erdkunde unerlässlich, und mit deren Vermittlung beauftragte man vielfach die Lateinlehrer. Um diese Zeit gab es nur an wenigen Universitäten Lehrstühle für Geographie, und mit der Literatur für dieses Fach war es auch noch nicht weit her. Als deshalb Drück zu Beginn des Jahres 1781 den Auftrag erhielt, Handelsgeschichte der neueren Zeit seit 1500 vorzutragen, wandte er sich an einen in der Verwaltung des Kirchheimer Amtes tätigen Freund<sup>30</sup> und legte diesem eine Liste von 16 Fragen zur gegenwärtigen Situation des Handels im Herzogtum vor. Er wollte wissen, in welchen Gegenden besonders Handel getrieben werde, was aus- und was eingeführt werde, welche Zölle erhoben würden, welche Manufakturen es gebe und wie diese an ihre Rohstoffe kämen, welche Waren nicht eingeführt werden dürften und ähnliches mehr. Für solche Angaben konnte man damals noch nicht auf regelmäßig veröffentlichte Statistiken zurückgreifen, deshalb musste der Professor sehen, wie er zu seinem Material kam, wenn er aktuell sein wollte.

Nicht nur bei den Akademisten, sondern später auch am Gymnasium dauerte sein Ansehen über seinen Tod hinaus an. Bei einer Schulfeier im Jahre 1825, 18 Jahre nach Drücks Tod, hielt ein Schüler der zehnten Klasse eine Lobrede auf ihn, ohne ihn noch gekannt zu haben.<sup>31</sup> 1851 hielt der Gymnasialrektor Roth am Geburtstag König Wilhelms I. eine Rede auf drei verdiente Lehrer des Gymnasiums, zu denen auch Drück gehörte.<sup>32</sup> Roth war sein Schüler gewesen und rühmte besonders seinen Geschmack, in dem keiner der neben ihm stehenden Lehrer ihm zu vergleichen gewesen sei. Über den Lateinunterricht sagte er: »Drück suchte unsern Geist dadurch zu bilden, dass er uns in den Geist der Autoren (gemeint waren Livius und Tacitus) einführte und die Schüler anleitete, die Gedanken der Klassiker aufzusuchen und zu erfassen.« Wie kein anderer habe er es verstanden, die natürliche Trägheit der Jugend zu überwinden und die Schüler zur Aufmerksamkeit zu nötigen.

Als Lehrer an der Akademie war Drück gewissermaßen Teil des Hofstaats und der Herzog setzte seine Leute immer dort ein, wo er glaubte, dass sie ihm nützen könnten. Der Besuch des russischen Thronfolgers, Großfürst Paul, der mit einer Nichte Carl Eugens verheiratet war, wurde im September 1782 zum letzten großen Fest der Carl-Eugen-Zeit. Schon einen Monat vor Ankunft der Gäste wurde Drück nach Hohenheim bestellt, wo ihm der Herzog Anweisungen für eine Fete gab, die er für die Gäste organisieren sollte.<sup>33</sup> Eine solche Aufgabe war gar nicht nach seinem Geschmack. Vierzehn Tage drauf klagte er seiner Mutter, er habe den größten Teil eines Tages in Hohenheim verhunzen müssen. Verärgert fügte er hinzu: »Ich wollte, der Großfürst wär' in Sibirien und müsste Zobel fangen zu einem Pelz für mich auf den künftigen Winter. Das stünde dem Strohkopf besser, als dass ich Feten für ihn mache.«<sup>34</sup>

Wie Drücks Veranstaltungen aufgenommen wurden, ist nicht bekannt. Als die Festlichkeiten einmal in Gang gekommen waren, scheint er sich sehr zurückgehalten zu haben. Es war übrigens gerade dieser Trubel, den Friedrich Schiller für seine Flucht aus Stuttgart nutzte.

Nach der Abreise der russischen Gäste gab Drück seiner Mutter eine knappe Zusammenfassung.<sup>35</sup> »Gestern früh reiste der Großfürst und diesen Vormittag die Hoheit (Mutter der Großfürstin, Gemahlin Friedrich Eugens, eine geborene Prinzessin von Preußen) und die übrigen Prinzen ab; auch die übrigen Fremden verlieren sich

allmählich. (...) Die meisten Fremden sind sehr missvergnügt, sie hatten viel Geld verzehrt, wenig gesehen und manchmal noch Beleidigungen erfahren. Am meisten ärgerte sie, dass sie Hohenheim nicht zu sehen bekamen und dass das Caroussel (eine Art Pferdeballet) nicht gehalten wurde. Ich für meine Person habe auf der Welt keinen Genuss von den Feierlichkeiten gehabt, weder in einer Opera noch bei der Illumination, noch auf der Jagd war ich, nicht einmal den Großfürsten und sein Weib sah ich genau genug, um sie aus andern herauskennen zu können. Nur so viel sah ich, dass er auf der Welt kein seines Standes würdiges Benehmen anzunehmen versteht. Schon sein Gang ist mehr der Gang eines hüpfenden Knaben als eines gesetzten Mannes. Desto vornehmer weiß hingegen die Madam (die Großfürstin, Tochter Friedrich Eugens) sich zu benehmen, eine Tugend, die ihr freilich als Erbteil von der Mutter her zufiel und in der ganzen Familie herrschend ist. Übrigens soll sie ihren Gemahl zärtlich lieben, aber auch unumschränkt beherrschen.«

In dem Brief heißt es weiter: »Der Abschied soll gestern außerordentlich traurig gewesen sein. Man musste die Hoheit und die Prinzessin von Holstein (eine Schwester der Großfürstin) aus den Umarmungen der Großfürstin reißen, nur damit diese in den Wagen kommen konnte. Schon vorgestern war während des Konzerts und der Tafel die Traurigkeit auf den weiblichen Gesichtern ausgedrückt sichtbar, während dass der Großfürst um 9 Uhr sich zu Bette legte, entweder um bequem zu verdauen oder seine eigene Traurigkeit zu verschlafen. Er hinterließ sehr reiche Geschenke: tausend Dukaten in die Officen, 800 in den Stall, 700 an die Jägerei und eine Menge goldener Dosen, Uhren, Ringe, etliche von 150 Louisdor. Hat im Ernst die Porzellanfabrik nichts bekommen? Die armen Leute würden mich doch sehr darum dauern.« Der Karlsruhschulprofessor zeigte sich wohlorientiert.

Im Oktober 1793 starb Herzog Carl Eugen, und im Januar des folgenden Jahres verfügte sein Nachfolger, Herzog Ludwig Eugen, die Schließung der Akademie auf 1. April 1794. Der neue Herzog bestimmte, dass die seitherigen Lehrkräfte in anderen Stellen versorgt werden sollten. Drück wurde, wie schon angedeutet, ans Stuttgarter Gymnasium versetzt und behielt sein Amt als Bibliothekar.

### *Heirat und Familienleben*

Mit Drücks Ernennung zum Professor an der Karlsruhschule wurde auch die Frage einer Familiengründung akut, mindestens sah dies seine Umgebung so. Ihm selber eilte es nicht mit der Heirat, und als Verwandte eine Verbindung mit der Tochter wohlhabender Eltern arrangieren wollten, wies er diesen Vorschlag brüsk zurück.<sup>36</sup>

Zu Ende des Jahres 1782 war das Vermögen von Christiane Drück erschöpft, und der Sohn musste Mutter und Schwester zu sich nach Stuttgart holen.<sup>37</sup> Für eine Heirat war damit freilich ein neues Hindernis errichtet, denn jede junge Frau musste sich vorher reiflich überlegen, ob sie mit Schwiegermutter und Schwägerin unter einem Dach leben wolle. Doch dann lernte er im Winter 1784/85 die sechzehnjährige Friederike Rau kennen. Sie war die Tochter des Oberamtmanns des Klosters Anhausen im Brenztal und hatte einige Monate bei Verwandten in Stuttgart gelebt. Weil die Familien sich kannten, wurde Drück bisweilen als Anstandsperson beigezogen, wenn das Mädchen irgendwelche Veranstaltungen besuchen wollte, zu denen sie nach den Vorstellungen der Zeit nicht allein hingehen konnte. So kamen sich die beiden näher.

Was nun nach ihrer Abreise von Stuttgart folgte, das hat Drück mit der Nüchtern-

heit des rationalistischen Aufklärers seiner Korrespondentin in Ulm berichtet. Anfang Mai 1785 beschreibt er der Freundin das Mädchen: »Sie ist groß, größer als meine Schwester, hat schwarze Augen, wie meine Schwester, nur schönere, braune Haare wie meine Schwester, nur länger gerollt, eine Haut wie meine Schwester, nur weißer und ohne Pockennarben (...), eine Farbe wie meine Schwester, wenn diese eine hat, nur hat jene sie beständig.« Und dann werden gleich auch ihre Mängel genannt: »Sie hat keinen so guten Wuchs wie meine Schwester, keinen so niedlichen Fuß wie diese, hat noch nicht so viele Bücher gelesen wie diese.«<sup>38</sup>

Dies war also jemand zum Heiraten. Ausführlich legte er der Ulmer Freundin seine Überlegungen dar.<sup>39</sup> Weil das Mädchen noch so jung war und er als Akademieprofessor nicht heiraten wollte, so gedachte er, sie zwei bis drei Jahre im Auge zu behalten, aber nichts von seinen Absichten verlauten zu lassen. Daraus erwuchsen jedoch zwei Probleme. Was war, wenn die Besucherin sich schon jetzt Hoffnungen gemacht hatte und nun enttäuscht nach Hause fuhr? Und konnten im Laufe der selbstgesetzten Frist nicht andere Bewerber ihm den Rang ablaufen? Also modifizierte er seine Strategie, steckte ihr bei der Abreise ein schmeichelhaftes Gedichtlein zu und schrieb dem Vater in aller Offenheit, er habe ernste Absichten auf seine Tochter, wolle aber noch zuwarten. Wenn die Eltern keine Einwände hätten, dann werde er in zwei bis drei Jahren wieder anfragen. Vorsorglich wies er schon jetzt darauf hin, dass er ohne Vermögen sei und seine Witwe nicht auf eine gesicherte Versorgung rechnen könne.

Erst als er Luise Kaiser in Ulm schon ausführlich informiert hatte, als er auch mit seinem Freund Spittler in Göttingen sein Vorhaben beraten hatte<sup>40</sup>, und als der Oberamtmann von Anhausen keine Einwände erhob<sup>41</sup>, erst dann schrieb Fritz Drück am 25. August 1785 den ersten Brief an Friederike Rau. Jetzt allerdings zögert er nicht länger und kommt gleich zur Hauptsache: »Ich möchte das höchste Glück meines Lebens gerade von Ihnen erwarten dürfen, weil ich überzeugt bin, dass ich dieses Glück gerade nur durch Sie erhalten kann.« Er sagt ihr auch, was er an ihr schätzt: »Diese Liebe ist allein auf Ihren Charakter gegründet, der so viele Richtigkeit des Verstandes mit so vieler Güte des Herzens und die liebenswürdigste Heiterkeit mit ruhigem Ernste verbindet. Über diesen Seelenschönheiten könnt' ich gar die Reize Ihrer Jugend übersehen, wenn es möglich wäre, gleichgültig über körperlichen Reiz zu bleiben, in welchem Ihre schöne Seele so vollkommen sich abdrückt.«<sup>42</sup> Man muss sich das vorstellen, so schrieb ein angesehener Professor der fürstlichen Akademie einem Landmädchen, dessen Vater zwar zur Ehrbarkeit gehörte, das aber auf dem tiefsten Lande aufgewachsen war, vermutlich Unterricht nur im Elternhaus genossen hatte, und das eben sechzehn Jahre alt geworden war. Sie kannte den Mann oberflächlich und hatte auch einige Abende in seiner Gesellschaft verbracht, aber was sie hier las, das musste doch ihrem Leben eine ganz andere Richtung geben. Andererseits ist zu bedenken, dass für ein solches Mädchen eine gute Ehe das einzige Lebensziel sein konnte, weshalb dieser Brief wie die Erfüllung eines Traumes wirken musste. Es ist daher nicht verwunderlich, dass sie nicht lange zögerte – zumal die Heirat ja erst in einigen Jahren stattfinden sollte –, und schon Mitte September konnte Drück nach Ulm berichten, er habe von dem Mädchen die schriftliche Versicherung erhalten, sie wolle die Seinige sein.<sup>43</sup>

Von Anfang an war seine Sorge, ob Friederike seine Vorstellungen von einem glücklichen Leben teile, was angesichts des Altersunterschieds von 15 Jahren verständlich ist. Am Neujahrstag 1786 schrieb er ihr: »Glänzendes Glück kann ich Ihnen zwar

nicht anbieten, ich habe zu wenig Ehrgeiz, um glänzen zu wollen (was ich doch vielleicht nicht einmal könnte, wenn ich auch wollte). Mein ganzer Ehrgeiz ist, in meinem kleinen Wirkungskreise so viel Gutes zu wirken, als das Maß meiner Kräfte mir zulässt, und mein höchster Wunsch ist, einst in einer glücklichen Mittelmäßigkeit zu leben. Ich glaube nur in dieser die wahre Zufriedenheit zu finden, eine Zufriedenheit, die durch Ihre Liebe, meine teure Friederike, und durch Ihren künftigen Umgang allein bis zu einer Art des höchsten Glücks erhoben werden kann.«<sup>44</sup> Von diesem Leben in bescheidener Zurückgezogenheit spricht er immer wieder.

Über die Stellung seiner zukünftigen Frau hatte er ganz klare Vorstellungen: »Friederike wird nicht die Königin in dem Zirkel meiner Freundinnen sein; sie soll es nicht einmal meinem Wunsch nach sein. Ich will nicht mehr an ihr als ein gutes Weib, das mich liebe, mit mir gemeinschaftlich an unserer beiderseitigen Vervollkommnung und – wenn Gott es will! – der Erziehung gesunder Kinder zur Rechtschaffenheit und Brauchbarkeit für diese Welt arbeite. Um beides bewerkstelligen zu können, wird kein vorzüglich-großer Verstand, als für welchen ich mich könnte fürchten müssen, sondern nur ein gewisses Maß von Verstand mit einer glücklichen Richtung erfordert. Und gerade so viel glaub<sup>t</sup> ich an Friederike gesehen zu haben.«<sup>45</sup> Daraus wird allerlei deutlich. Seine Frau sollte nicht zu klug sein, dies könnte ihm Furcht einjagen. Sie sollte auch nicht in der Gesellschaft eine Rolle spielen, ihr Platz war das Haus, die Sorge für die Kinder und für den Mann. Seine intellektuelle Überlegenheit hatte er schon früher demonstriert, als er schrieb: »Nicht einmal einen Briefwechsel verlangte ich, weil ich fürchtete, er möchte ihr, die vermutlich noch keine Fertigkeit darin hat, zur Last fallen.«<sup>46</sup>

Dies hinderte ihn jedoch nicht, wenn es ihm angebracht schien, Friederike heftig zu kritisieren. Im Mai 1788 rügte er ihre Briefe, weil sie so formlos und wenig sorgfältig seien.<sup>47</sup> Um diese Zeit waren die drei Jahre, die er sich und Friederike als Wartezeit auferlegt hatte, nahezu vorüber, sie war jetzt neunzehn und er beinahe 34 Jahre alt. Entgegen früheren Äußerungen erschien ihm nun eine Professur in einer der Klosterschulen als der Platz, wo er berufliche Erfüllung finden und mit Friederike in stiller Zufriedenheit leben konnte. Er hatte es wiederholt schon versucht, aber der Herzog wollte den guten Lehrer nicht von der Akademie gehen lassen.

Im Frühjahr 1788 gab es einen umfangreichen Stellenwechsel im Land und Drück hoffte, dass in diesem Zusammenhang Professor Hessler von der Klosterschule in Denkendorf auch befördert würde. Dessen Stelle erschien ihm mehr und mehr als der ideale Platz für sich selber.<sup>48</sup> Aber Hessler musste in dem Kloster bleiben, und Drück meinte, dies geschehe nur, damit man ihm nicht die Denkendorfer Stelle geben müsse.<sup>49</sup> Er wurde ungeduldig, wollte endlich heiraten und war beruhigt, als seine Braut auch bereit war, mit ihm auf eine Landpfarrei zu ziehen.<sup>50</sup> Aber im Herbst 1788 wurde Professor Hessler dann doch in Vaihingen an der Enz Dekan, und Drück bewarb sich um dessen bisherige Stelle. Jetzt zeigte der Herzog, wie schon gesagt, welch großen Wert er auf Drücks Verbleiben bei der Akademie legte. Mit der Ernennung zum Bibliothekar an der herzoglichen Bibliothek stieß er zwar Drücks Lebensplanung völlig um, aber immerhin war jetzt die Heirat möglich.<sup>51</sup>

Friederikes Reaktion auf diese Nachricht entsprach in keiner Weise Drücks Erwartungen. Denn anstatt den erstmöglichen Hochzeitstermin zu wählen, setzte die Familie Rau die Woche nach Ostern fest.<sup>52</sup> Der Bräutigam war verstimmt, doch gegen Wünsche seiner Schwiegereltern wollte er auch nicht ankämpfen, weil seiner Meinung nach diese das alleinige Recht der Entscheidung hätten. So bestimmte es die

Konvention, und ihr unterwarf er sich wie immer. Zur Klärung der künftigen Verhältnisse im Hause schrieb der Bräutigam am Neujahrstag 1789: »Friederike wird immer die erste in meinem Herzen und die einzige Gebieterin in unserem Hause sein. Wir werden allein, wir zwei in unserm Hause befehlen. (...) So hoff' ich, soll auch von dieser Seite unser Glück wenigstens nur geringen Störungen, aber unsere gegenseitige Liebe ganz keinen ausgesetzt sein.«<sup>53</sup> Dieser Versicherung sind gewiss besorgte Anfragen Friederikes vorausgegangen. Immerhin lebten die beiden anderen Frauen, ihre künftige Schwiegermutter und Schwägerin, schon seit sechs Jahren mit Fritz Drück in einem Haushalt zusammen. Von Vorteil war jedoch, dass für die vergrößerte Familie eine größere Wohnung erforderlich geworden war, in der sich noch keine Alltagsgewohnheiten eingeschliffen hatten.

Die Trauung fand schließlich am 23. April 1789 in Anhausen statt. Mutter Drück wagte die weite Reise nicht, nur ihre Tochter war zugegen<sup>54</sup> und ihr Stiefbruder Matth. Haas, der Pfarrer von Schlierbach, mit seiner Familie.<sup>55</sup> Vierzehn Tage hatte Drück Urlaub<sup>56</sup>, das musste reichen für das Fest, die Abschiedsbesuche Friederikes bei Verwandten, Freunden und Bekannten in der Heidenheimer Gegend und für die Einrichtung in der neuen Wohnung in Stuttgart.

Zwischen 1790 und 1804 brachte Friederike Drück zehn Kinder zur Welt, von denen fünf das Erwachsenenalter erreichten.<sup>57</sup> Die häufigen Schwangerschaften und die Sorge für so viele Kleinkinder zehrten an ihrer Gesundheit. Schon 1797 heißt es, sie bade zur Stärkung der Glieder<sup>58</sup>, und als sie 1801 aus einem Bad zurückkam, da hoffte der Ehemann auf für die Dauer gestärkte Gesundheit. Sie sei stärker, schmerzlos und mit freierer Seele und Körper, als sie schon seit einem Jahr nicht gewesen sei.<sup>59</sup>

So konservativ Drück in den meisten Dingen war, so war er doch ein sehr besorgter Vater und ließ alle seine Kinder gegen die Pockenseuche impfen, was damals ganz neu und noch keineswegs unumstritten war.<sup>60</sup> Über die Entwicklung der Kinder war Drück als Vater nicht immer glücklich.<sup>61</sup> Die Wirklichkeit war doch anders, als er sie in den frühen Briefen ausgemalt hatte. Das älteste Mädchen verbrachte als etwa Zehnjährige wiederholt längere Zeit im Hause des Professors Müller in Tübingen.<sup>62</sup> Offensichtlich war dies allgemeine Gepflogenheit im Bürgertum, um den Gesichtskreis der Mädchen zu erweitern.<sup>63</sup> Stolz war er später, als die beiden älteren Töchter bei einem Schulfest Auszeichnungen erhielten.<sup>64</sup> Diese Mädchen bemühten sich auch während der letzten Krankheit ihrer Großmutter rührend um die Pflege der Kranken.<sup>65</sup> Der älteste Sohn, ebenfalls Fritz genannt, begleitete den Vater gerne auf Spaziergängen<sup>66</sup>, und schon verhältnismäßig früh nahm Drück seine Kinder auch auf seine Fußreisen mit.

Diese Reisen entsprangen einerseits seinem Drang nach Bewegung, andererseits dem Wunsch, Verwandte und alte Freunde wieder zu sehen. Im Februar 1789 klagte er seiner Verlobten, das Wetter sei so schlimm, dass er schon vier Wochen keinen Fuß mehr zum Tor hinaus gesetzt habe. Darunter leide seine Seele und auch der Körper werde unbehaglich.<sup>67</sup> Dagegen fühlte er sich nach einem fünfstündigen Spaziergang ausgesprochen wohl<sup>68</sup>, und nach einer mehr als fünfzehnstündigen Fahrt mit der Kutsche wollte er die letzten sieben Kilometer noch zu Fuß gehen<sup>69</sup>, zur Erholung gewissermaßen.

Zweck der Reisen, die in der Hauptsache also zu Fuß unternommen wurden, war die Begegnung mit Freunden und Verwandten, er blieb im Lande. Die Gastgeber waren hauptsächlich Pfarrer und andere Amtspersonen, zu deren Dienstwohnungen

gewöhnlich auch Gastzimmer gehörten, weil bei Visitationen eine Rückreise am gleichen Tag meist nicht möglich war. Eine Übernachtungsmöglichkeit gab es eigentlich immer. Die Reisenden waren dabei natürlich stark vom Wetter abhängig. Im Herbst 1800 etwa wurde Drück mit zwei seiner Kinder eine ganze Woche lang in Tamm festgehalten, weil es so sehr regnete, dass weder eine Weiterreise noch eine Heimkehr nach Stuttgart möglich war.<sup>70</sup> Ein anderes Problem war das Fehlen zuverlässiger



*Friedrich Ferdinand Drück auf einer zeitgenössischen Darstellung.*

Karten. Luise Kaiser in Ulm konnte zum Beispiel den Ort Tamm auf ihrer Karte nicht finden, worauf Drück schrieb, das Dorf liege eine Dreiviertelstunde von Ludwigsburg, eine halbe Stunde von Markgröningen und eine halbe Stunde nordwestlich von Asperg.<sup>71</sup> Unterwegs aber ging man am sichersten, wenn man einen örtlichen »Wegweiser« verpflichtete.<sup>72</sup> So lange seine Mutter im Haus noch als Autorität wirkte, konnte Drück seine Reisen gemeinsam mit seiner Frau und den älteren Kindern unternehmen, die auf diese Weise schon früh so unterschiedliche Landesteile wie das

Zabergäu<sup>73</sup> oder Teile der Alb<sup>74</sup> kennen lernten. Eine geplante Reise über Tübingen in den Nordschwarzwald<sup>75</sup> verhinderte Drücks Tod im Frühjahr 1807.

### *Als politischer Beobachter*

Die Berufung von Friedrich Ferdinand Drück an die Karlsschule erfolgte auf persönliche Initiative von Herzog Carl Eugen. Dies bedeutete für die Zukunft, dass der Herzog ihn kannte und dass er selber Carl Eugen und seinen Hof aus nächster Nähe beobachten konnte. Das blieb auch so unter den Nachfolgern Carl Eugens bis hin zu König Friedrich, denn als Bibliothekar wirkte Drück in enger Verbindung mit dem Hof. Und er war ein scharfer Beobachter.

Jubiläen im Herrscherhaus waren etwas, woran er besonders Anstoß nahm. Als Carl Eugen Feiern zu seinem 50-jährigen Regierungsjubiläum ankündigte, schrieb Drück: »Das ist, er befiehlt, wir sollen uns freuen, dass Er und kein anderer uns bald vollends fünfzig Jahre geschoren hat.«<sup>76</sup> Das Jubiläum wurde dann jedoch verschoben »wegen der häufigen podagrischen Anfälle des Herzogs«.<sup>77</sup> Drück kommentierte dies in einem Brief an seinen künftigen Schwiegervater: »Es ist wunderbar, dass der jetzt sechzigjährige podagrische Fuß in dem einundsechzigsten Jahr sich tauglicher zur Feierung eines Jubiläums hofft, als der gegenwärtige sich nicht fühlt.«<sup>78</sup>

Aus Anlass eines Geburtstags der Herzogin machte Drück in einem Brief an seine Braut geradezu revolutionäre Vorschläge: »Wären die Leute klug, so kehrten sie es um und richteten es hübsch ordentlich so ein, dass die Herren Herzoge und die Frauen Herzoginnen die Geburtstage ihrer so genannten Untertanen feiern müssten. Denn genau betrachtet hätten diese vornehmen Leute vielmehr Ursache, unsere Geburtstage zu begehen, als wir die ihrigen. Ohne sie, denk' ich, könnten wir ziemlich erträglich in der Welt leben. (...) Und hingegen was wären diese Durchlauchtigsten Herren und Frauen ohne uns? Ein Herzog ohne Untertanen? Ein Ding, gerade so komisch als der König David im Kartenspiel. Folglich sollten diese Herren und Damen wohl unsere Geburtstage, aber nicht wir die ihrigen feiern, wenigstens jährlich einmal sollten sie ein Danksagungsfest begehen, dass wir so gutherzig sind und uns jahraus, jahrein von ihnen scheren lassen.«<sup>79</sup> Seine kritische Haltung zeigt sich auch in dem schon erwähnten Bericht von den Feierlichkeiten aus Anlass des Besuches des russischen Thronfolgers 1782.

Interessant ist auch, wie manche Gedanken offenbar allgemein erörtert wurden, ohne dass jemand hätte wissen können, dass wenige Jahre später Wirklichkeit daraus werden würde. Sein Barbier, so schrieb Drück 1784<sup>80</sup>, habe ihm mitgeteilt, folgende Änderungen stünden bevor: Württemberg gibt seine Grafschaft Mömpelgard an Frankreich, Frankreich etwas in den Niederlanden an den Kaiser und dieser »unserm Herzog alle Reichsstädte in Schwaben«. Das zeigt, dass der Gedanke der Mediatisierung der Reichsstädte den Zeitgenossen nicht fremd war, und an den Tausch ganzer Territorien war man ohnehin gewöhnt. Der Nachsatz Drücks zu dieser Meldung wirft allerdings ein bezeichnendes Licht auf die Verhältnisse im Herzogtum: »Dann würde die löbliche Bürgerschaft der des heiligen römischen Reiches freien Stadt Ulm endlich wieder einmal zur Ruhe kommen. Denn wir haben zum Glück einen – Asperg.« Für Unruhestifter gab es also im Herzogtum Württemberg die Festung Hohenasperg. Geschrieben wurde dieser Satz, als dort unter den »Unruhestiftern« auch der Dichter Schubart war.

Ende 1797 starb Herzog Friedrich Eugen. Sein Nachfolger war sein Sohn Herzog Friedrich II., den Drück schon 15 Jahre früher als trotzigen rauen Mann bezeichnet hatte<sup>81</sup>, der ihn voll Sorge in die Zukunft schauen ließ. Einen Grund, diese Meinung zu ändern, gab es nicht. Bald schrieb er über ihn: »Wir haben einen Landesvater, der alle seine Landeskinder als unmündig gegen sich betrachtet und als Unmündige gar zu gerne behandeln möchte.«<sup>82</sup> Vor allem kritisierte er den »verachtenden Stolz gegen alles, was nicht wenigstens adeliges Blut in den Adern« hatte.<sup>83</sup> Da er in seiner Funktion als Bibliothekar immer wieder mit dem Monarchen selbst zu tun hatte, so fiel ihm dies besonders unangenehm auf. Über einen Vorfall berichtete er voller Empörung nach Ulm: »Der junge Sohn des Königs, Herzog Paul, fuhr vor etlichen Tagen nach Tübingen, besuchte den Professor Grab, welchen der Prinz von seinem ehemaligen Aufenthalt in Tübingen noch sehr achtet, und sagte sich bei ihm als Gast zum Abendessen und zum Übernachten an, wobei er zugleich um nichts als frugalen Tisch, aber um etliche andere Professoren zu Mitgästen bat. Der Prinz war vergnügt und kam den andern Tag wieder zurück. Der Vater erfuhr's und fand es ganz unbegreiflich, dass der Sohn sich so wegwerfen könne. Ein heftiger Verweis war die Folge davon. Aber nicht genug. Der König ließ dem Curator der Universität bestellen, in seinem allerhöchsten Namen dem Professor den allerhöchsten Unwillen über die Aufnahme des Herzogs bei sich zu erkennen zu geben. »Herr, ich bin nicht wert, dass Du unter mein Dach gehest«, hätte der Professor wohl sagen sollen.«<sup>84</sup> Diese Geschichte erschien Drück aber doch so heikel, dass er seine Korrespondentin ausdrücklich bat, sie niemand weiter zu erzählen.

Er erfuhr solche Vorkommnisse, weil König Friedrich Drück als Lehrer in hohem Maße schätzte und ihn zweimal königlichen Prinzen Privatunterricht erteilen ließ.<sup>85</sup> Zu Gunstbeweisen, wie Drück sie von Herzog Carl Eugen erfahren hatte, ließ Friedrich sich aber nicht hinreißen, die Leitung des Gymnasiums blieb Drück verwehrt.<sup>86</sup>

1803 wurde aus dem Herzogtum Württemberg ein Kurfürstentum und 1806 gar ein Königreich. Die damit verbundenen Veränderungen setzte der Monarch mit großer Härte durch. Aus einem Brief Drücks an seinen Freund Müller in Tübingen vom April 1804 ist zu erkennen, wie sehr diese Maßnahmen auch in das Leben der Untertanen eingriffen. Es heißt da, »wir leben hier wie in einer in Belagerungszustand erklärten Stadt. Auch von den hiesigen Einwohnern darf niemand zum Tore ausfahren oder reiten, ohne einen Erlaubnisschein zu haben, und nur zu dem Tore, das in dem Schein benannt ist. Die Leseschriften der Metzler'schen Lesegesellschaft und die Bücher der hiesigen Buchhändler werden unter Aufsicht gestellt, und in wenigen Wochen werden wir einen Index librorum prohibitorum (ein Verzeichnis verbotener Bücher) haben so gut als in Wien. Und damit ja das Auswandern einem nicht einfallt, so suspendiert die Landesversammlung den Tübinger Vertrag auf zehn Jahre und dekretiert für jedes aus dem Land durch irgendeine Auswanderung weggehende Geld in den nächsten sechs Jahren 8, in den folgenden vier Jahren 4 Prozent.«<sup>87</sup>

Die strenge Kontrolle an den Toren musste einem Mann, dem wie Drück die Bewegung so viel bedeutete, sehr unangenehm sein. Und als Bibliothekar, der von den Gedanken der Aufklärung beeinflusst war, schmerzte ihn jedes Verbot eines Buches. Doch die Gewaltherrschaft hatte zwei Seiten: was der kurfürstlichen Herrschaft nicht zuwiderlief, konnte auch geduldet werden, und so schließt der zitierte Brief wie folgt: »Doch man versüßt uns auch wieder unser Bleibenmüssen, denn man gibt uns nun auch am Sonntag Komödie. Die Circenses (Spiele) hätten wir also; freilich für das

panem (Brot) lässt man die Leute selbst sorgen.« Offenbar wurde bis dahin das Gebot der Sonntagsheiligung in Württemberg so ernst genommen, dass keine Theatervorstellungen am Sonntag erlaubt waren. Für seinen lateinkundigen Briefpartner erinnert Drück gleichzeitig an die römische Spätzeit, als der stadtrömische Pöbel von den Kaisern durch kostenlose Zirkusspiele und unentgeltliche Brotverteilung bei guter Laune gehalten wurde.

Das Verschwinden althergebrachter Formen erschütterte einen so konservativen Mann, wie Drück es nun einmal war, zutiefst. Er konnte an all dem Neuen nichts Gutes finden. Mit Skepsis nahm er die Nachricht auf, dass er Untertan eines Königs werde und fragte: »Ob uns das ein frohes Ende und frohe Aussichten auf die Zukunft beschert?«<sup>88</sup> Bekümmert schrieb er über das Ende des altwürttembergischen Staatswesens im April 1806 der Freundin nach Ulm: »Wer könnte in diesen Zeiten heiterer Seele sein? Und besonders welcher Württemberger, der sein Vaterland verlor und im eigentlichsten Sinne gesetzlos ist, gesetzloser als jedes andere Volk, denn bei den übrigen Völkern Deutschlands herrscht wenigstens etwas von humaner Gesinnung von oben herab, bei uns ist es der echtste Sansculottismus (hier so viel wie Brutalität), der von oben herab weht, während er in Frankreich ehemals von unten herauf entstand.« Nach dieser allgemeinen Klage kommt er auf die Verwaltungsreform zu sprechen: »Morgen mit dem 1. Mai beginnt unsere neue Regierungsschöpfung. Aber, liebe Freundin, wir sind durch lauter Organisation gänzlich desorganisiert. Es wird ein Gewirre beginnen ohnegleichen, ein Chaos, und ich sehe nirgends das mächtige Talent und den reinen Willen, die vereint und mit Wirkung ihm zurufen möchten, ›werde Licht!!‹ Gottlob! mich hat die Veränderung nicht getroffen. Aber es ist ein kaum halb angenehmes Gefühl, am Ufer sich stehen sehen, während alles in den wildesten Wassern umherwogt. Und was heißt, nicht getroffen sein in einem gesetzlosen Zustande? Das allgemeine Gefühl dieses allgemeinen Zustandes ist fürchterlich, wenn auch das besondere Geschäft in diesem Augenblick nichts leidet.«<sup>89</sup>

### *Philosophie und Religion*

Drücks Bericht über seine Brautwerbung wurde als Zeugnis einer rationalistisch-aufklärerischen Gesinnung bezeichnet. Schon früher hatte er sich als Anhänger der Aufklärung zu erkennen gegeben, als er 1783 schrieb: »Wahrhaftig, unser Teutschland ist noch nicht gut genug zum Untergehen. In tausend Dingen der Aufklärung haben wir kaum erst angefangen, in tausend andern sind wir erst halbwegs vorgerückt, und nur sehr wenig ist, worin wir es zu einem Grade der Vollkommenheit gebracht haben. Wir haben also noch nicht den vollen Zweck erreicht, zu dem wir hier schon bestimmt sind. Über dieses sind gerade jetzt solche Gärungen unter den Menschen, die, wenn mich nicht alles trügt, ein allgemeineres Wohl hervorbringen werden, als bisher noch nicht über die Erde verbreitet war. Man fängt an, duldsamer gegen unschuldige Meinungen anderer zu werden, die Frömmigkeit wird reiner, aufgeklärter, die Menschheit lernt nach und nach ihre Würde fühlen, man wagt es, laut von Tyrannen zu sagen, dass sie Tyrannen sind, und je lauter das Geschrei wird, desto mehr werden sich diese Herren fürchten, Tyrannen zu sein. Die Rechte des einzelnen Menschen werden ganzen Gesellschaften heiliger, auch der einzelne kann nicht mehr widerrechtlich, wie ehemals, unterdrückt werden, ohne dass es das Publikum erfährt.«<sup>90</sup> Er sieht die Fortschritte, die durch die Aufklärung erreicht wurden und nennt



*Das Grab Drücks auf dem  
Stuttgarter Hoppenlau-Friedhof.*

ausdrücklich Meinungsfreiheit, Toleranz, Menschenwürde, Rechte des einzelnen, Überwindung der Geheimjustiz. Und er sieht auch, dass die großen Ziele der Aufklärung bei weitem noch nicht in allen Punkten erreicht wurden.

Seine eigene Zeit sah er als eine Epoche des Umsturzes, und wie der Zeitgenosse Schiller sprach auch er von einem Zerfallen der alten Form, die einst durchaus ihren Sinn gehabt und ihren Zweck erfüllt habe, die aber jetzt nicht mehr tauglich sei. Um in eine neue Form zu passen, müsse die Menschheit durch Feuer weich gemacht werden, und dies sei, so schrieb er 1806, gewiss kein angenehmer Zustand.<sup>91</sup>

In der schon zitierten Briefstelle über die Errungenschaften der Aufklärung hieß es, die Frömmigkeit sei reiner, aufgeklärter geworden. Noch zwanzig Jahre später schrieb er seinem Sohn zur Einsegnung: »Was ist ergreifender für den Verstand, als das erhabenste, mächtigste, weiseste, gütigste Wesen zu denken? Was erwärmender für das Herz als die Überzeugung, dieses Wesen hat durch seine Offenbarungen, durch die Sendung seines Sohnes, des weisesten Lehrers und des vollkommensten Vorbilds aller Tugend uns versichert, dass es uns wie ein Vater liebt, dass alle unsere Schicksale auf das weiseste von ihm geleitet werden,

dass es unsere Glückseligkeit wolle, dass wir nichts zu tun haben, als selbst auch unsere Glückseligkeit zu wollen? Wer will diese nicht? Nur irren so viele in dem, was sie für Glückseligkeit halten. Du wirst hierüber nie irren, lieber Sohn, wenn Du immer den Gedanken an Gott in Deiner Seele gegenwärtig hast, wenn Du diesen Gott, dessen Auge alles sieht, zugleich zu Deinem Mahner, zu Deinem Warner machst. Zu Deinem Mahner, wenn Du ungewiss bist, wie Du handeln willst, so frage Dich immer: Welche Handlung von Dir würde der heilige, der gerechte, der gütige Gott jetzt billigen? Zu Deinem Warner, wenn eine Leidenschaft in Dir erwachen will, so frage Dich immer: Würde der heilige, der gerechte, der gütige Gott nicht die Handlung, zu welcher mich jetzt diese Leidenschaft verführen will, nicht missbilligen?«<sup>92</sup>

Der Verstand wird hier angesprochen und Jesus als Lehrer und Vorbild bezeichnet. Sein Tod wird in keinem Zusammenhang gesehen mit dem Schicksal oder gar der Schuld des einzelnen Menschen. Damit war Vater Drück weit vom Sündenbewusstsein der Pietisten entfernt.

Schon als Fünfzigjähriger kam Drück sich alt vor, und der Tod seiner Mutter im Januar 1807 löste in ihm Todesgedanken aus. Er fühlte sich nicht recht wohl und nahm dies als Zeichen seines eigenen baldigen Todes. An Luise Kaiser schrieb er: »Ich suche den Tod nicht fürchten zu lernen, und ich glaube, ich würde ihn schon jetzt nicht fürchten, wenn die meinigen nicht wären.«<sup>93</sup> Seine Sorge war, seine Angehörigen könnten seinen Tod nicht so ansehen, wie er nach seiner Meinung nach gesehen werden müsste. Und darum könne er, so schrieb er, den Tod bis jetzt noch nicht ganz mit Gleichmut betrachten. Aber dies solle wohl auch so sein.

Ein Vierteljahr später, am 27. April 1807, starb Friedrich Ferdinand Drück nach kurzer Krankheit. Er wurde auf dem Stuttgarter Hoppenlaufriedhof begraben. Der Grabstein, der von ehemaligen Schülern gestiftet wurde, ist dort heute noch zu sehen.

Drücks Schicksal hat am ehesten wohl der Marbacher Landsmann Schiller getroffen, dessen Verse wir nur ganz leicht abzuwandeln brauchen, damit wir Folgendes lesen<sup>94</sup>:

Dem Lehrer flicht die Nachwelt keine Kränze.  
Drum muss er geizen mit der Gegenwart,  
Den Augenblick, der sein ist, ganz erfüllen  
Und im Gefühl der Würdigsten und Besten  
Ein lebend Denkmal sich erbaun.

Nach allen erhaltenen Urteilen ist Drück dies gelungen.

### Anmerkungen

Die zitierten Briefe befinden sich alle im Stadtarchiv Marbach. Sie waren hauptsächlich an Drücks Mutter Christiane geb. Scheinemann, seine Braut Friederike Rau, seinen Freund und Vetter Friedrich Christoph Weißer und seinen Freund Prof. Dr. Heinrich Georg Müller in Tübingen gerichtet. Eine Sonderstellung nehmen die Briefe an Drücks Base Luise Bazing, später verheiratete Kaiser in Ulm ein, weil sie allein sich von Drücks Studentenzeit bis zu seinem Todesjahr erstrecken. Wo wörtlich zitiert wird, ist die Rechtschreibung den heutigen Regeln angepasst.

- 1 Jean Delinière: Karl Friedrich Reinhard (1761-1837), Stuttgart 1989, S. 141.
- 2 Julius Hartmann: Schillers Jugendfreunde, Stuttgart 1904, S. 123.
- 3 Nach handschriftlichem Lebenslauf von Andreas Jakob Drück in einem Sammelband mit verschiedenen Einträgen im Stadtarchiv Marbach.
- 4 Thomas Schulz: Die ehemaligen Lateinschulen im Kreis Ludwigsburg, Ludwigsburg 1995, S. 153 mit Anm. 38.
- 5 Verpflichtungsurkunde vom 30. Oktober 1769 bei den Briefen der Mutter (Stadtarchiv Marbach).
- 6 Aufzeichnungen der Mutter im Sammelband (wie Anm. 3).
- 7 Wie Anm. 6.
- 8 Heinrich Hermelink: Geschichte der evangelischen Kirche in Württemberg von der Reformation bis zur Gegenwart, Stuttgart 1949, S. 268.
- 9 An Friederike Rau, 10.1.1787.
- 10 An Luise Bazing, 20.1.1777.

- 11 An Friederike Rau, 4.10.1788.
- 12 An Luise Bazing, 30.8.1776.
- 13 Der Herzog hatte 1770 beim Schloss Solitude eine »Militärpflanzschule« gegründet, die schnell zur Militärakademie ausgebaut, 1775 nach Stuttgart verlegt und 1782 zur Universität erhoben wurde. Die allgemeine Bezeichnung war »die Akademie«, heute nennen wir sie gewöhnlich die »Karlsschule«.
- 14 An seine Mutter, 19.11.1777.
- 15 An Friedrich Christoph Weißer, 12.11.1777.
- 16 An Friedrich Christoph Weißer, 29.1.1779.
- 17 Hartmann (wie Anm. 2) S. 126.
- 18 An Luise Kaiser, 26.2.1788.
- 19 An seine Mutter, 16.2.1788.
- 20 An Luise Kaiser, 24.8.1779.
- 21 G. E. Lessing an seine Mutter, 18.1.1749.
- 22 An Luise Kaiser, 22.3.1776.
- 23 An Friederike Rau, 12.12.1785.
- 24 Wie Anm. 19.
- 25 Robert Uhlend: Geschichte der Hohen Karlsschule in Stuttgart, Stuttgart 1953, S. 159.
- 26 Hartmann (wie Anm. 2) S. 130.
- 27 An seine Mutter, 30.12.1782.
- 28 An Luise Kaiser, 30.11.1788.
- 29 Wie Anm. 18.
- 30 An Friedrich Christoph Weißer, 16.1.1781.
- 31 Lobrede auf Friedrich Ferdinand Drück, gehalten den 31. August 1825 von Gustav Ferdinand Haug. Handschriftlich, 12 S., geheftet (Stadtarchiv Marbach).
- 32 Karl Ludwig Roth: Erinnerung an drei verdiente Lehrer des Gymnasiums in Stuttgart, Stuttgart 1851.
- 33 Tagebuch der Gräfin Franziska von Hohenheim, späteren Herzogin von Württemberg, Reutlingen 1981, 20.8.1782.
- 34 An seine Mutter, 2.9.1782.
- 35 An seine Mutter, 28.9.1782.
- 36 An seine Mutter, 1.5.1780.
- 37 An seine Mutter, 11.1.1783.
- 38 An Luise Kaiser, 4.5.1785.
- 39 An Luise Kaiser, 26.6.1782.
- 40 Wie Anm. 11.
- 41 An Luise Kaiser, 19.7.1785.
- 42 An Friederike Rau, 25.8.1785.
- 43 An Luise Kaiser, 14.9.1785.
- 44 An Friederike Rau, 1.1.1786.
- 45 An Luise Kaiser, 31.7.1786.
- 46 Wie Anm. 41.
- 47 An Friederike Rau, 29.5.1788.
- 48 An Friederike Rau, 27.3.1788.
- 49 Ebd.
- 50 An Friederike Rau, 25.8.1788.
- 51 An Friederike Rau, 29.10.1788.
- 52 An Friederike Rau, 5.11.1788.
- 53 An Friederike Rau, 1.1.1789.
- 54 An Friederike Rau, 26.3.1789.
- 55 Gedruckte Beilage zu den Briefen an Friederike Rau (Stadtarchiv Marbach).
- 56 Wie Anm. 53.
- 57 Nach den genealogischen Forschungen von Hartmut Schmid (liegen dem Verfasser vor).
- 58 An Luise Kaiser, 29.7.1797.
- 59 An Luise Kaiser, 19.8.1801.

- 60 An Luise Kaiser, 13.9.1795 und 30.3.1801.
- 61 An Luise Kaiser, 13.7.1799.
- 62 An Luise Kaiser, 22.12.1803, an Heinrich Georg Müller 27.12.1801 u.ö.
- 63 Wiederholte Andeutungen, so an Heinrich Georg Müller 23.1.1802.
- 64 An Heinrich Georg Müller, 5.6.1805.
- 65 An Heinrich Georg Müller, 24.1.1807.
- 66 Wie Anm. 58.
- 67 An Friederike Rau, 19.2.1789.
- 68 An Friederike Rau, 7.8.1788.
- 69 An Friederike Rau, 4.10.1788.
- 70 An Luise Kaiser, 31.10.1800.
- 71 An Luise Kaiser, 22.12.1803.
- 72 An Luise Kaiser, 11.11.1803.
- 73 Ebd.
- 74 An Luise Kaiser, 25.3.1802.
- 75 An Heinrich Georg Müller, 8.11.1806.
- 76 An Friederike Rau, 4.2.1787.
- 77 An Friederike Rau, 30.4.1787.
- 78 An Christoph Friedrich Rau, 4.5.1787.
- 79 An Friederike Rau, 10.1.1788.
- 80 An Luise Kaiser, 26.9.1784.
- 81 An seine Mutter, 10.9.1782.
- 82 An Luise Kaiser, 13.7.1799.
- 83 An Luise Kaiser, 1.7.1798.
- 84 An Luise Kaiser, 30.4.1806.
- 85 Betr. Prinz Eugen an Heinrich Georg Müller, 5.6.1804; betr. Prinz Paul an Luise Kaiser, 20.3.1806.
- 86 An Luise Kaiser, 23.12.1804.
- 87 An Heinrich Georg Müller, 14.4.1804.
- 88 An Heinrich Georg Müller, 21.12.1805.
- 89 Wie Anm. 84.
- 90 An Luise Kaiser, 20.8.1783.
- 91 An Heinrich Georg Müller, 8.11.1806.
- 92 An seinen Sohn Fritz, 23.11.1805.
- 93 An Luise Kaiser, 1.2.1807.
- 94 Nach Friedrich Schiller, Prolog zum Wallenstein.

# Schloss Remseck und seine Gäste\*

von Eduard Theiner

Kein Glück war ihm beschieden, dem Erbauer des neuromantischen Schlösschens Remseck. Die nach ihm kamen, stammten aus einem friesischen Grafengeschlecht und luden gern sich Gäste ein. Bleistiftskizzen und Aquarelle, Gedichte und eher zufällige Bemerkungen schildern das gastfreundliche Treiben hoch über der Remsmündung als ein Idyll, auf weite Strecken ungetrübt vom Lauf der Welt. Zu Anfang indes war jener Bergsporn alles andere als ein beschaulicher Landsitz. Von einem Raubnest namens Rems ist gar die Rede, das Philipp von Schwaben anno 1204 hier ausgehoben habe. Eine Urkunde aus dem Jahre 1286 nennt dann erstmals auch eine Burg mit Namen Rems.

Die Burg Rems dürfte bereits für den Grafen Ulrich I. eine strategisch wichtige Rolle gespielt haben, als er nach dem Ende der Staufer die Gunst der Stunde nutzte und sich Teile des Reichsgutes aneignete. Im Konflikt mit dem Habsburgerkönig Rudolf I. musste Graf Eberhard I. dann freilich klein begeben und seine beiden stärksten Festen bis 1298 zum Faustpfand geben: die Burgen Rems und Wittlingen. Doch Eberhard hielt nicht still, so dass sich insbesondere die Reichsstädte in Gefahr wähten und gegen ihn zu Felde zogen. Über die Burg Rems fielen im Jahre 1311 vermutlich die Esslinger her, um sie dem Erdboden gleich zu machen.

Erst Eberhard II. gelang es, die Macht des Schwäbischen Städtebundes zu brechen. Zu diesem Zweck ließ er 1360 auch die Burg Rems eilends wieder aufbauen. Als nun aber die Württemberger nach der Schlacht bei Döffingen 1388 fest im Sattel saßen, verlor die Burg Rems ihre Funktion als Stützpunkt der gräflichen Macht. Mitsamt dem dazugehörigen Flecken Neckarrems wird sie nun mehrfach verpfändet. 1436 noch einmal notdürftig in Stand gesetzt, war sie in der Folgezeit offenbar so weit heruntergekommen, dass man ihre Steine 1576 auf den Abbruch verkaufte. Nur der 17 Meter hohe Bergfried mit seinen mehr als klafferdicken Mauern blieb stehen, bis er 1792 in sich zusammenfiel.

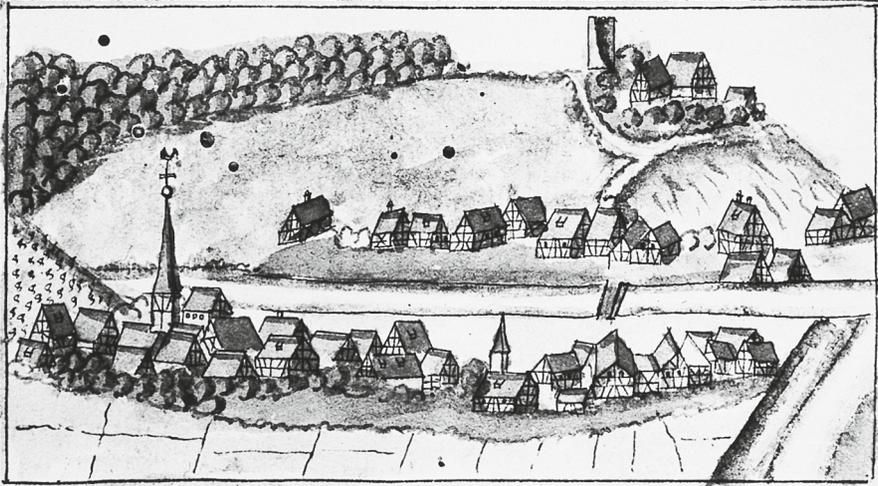
Als Georg Gadner 1579 seine Karte des Herzogtums Württemberg zeichnete, trug er bereits – nun offenbar als Bezeichnung für den Bergsporn – die Bezeichnung »Remseck« ein. Aber noch vor der Schleifung hatte sich in dem Gemäuer »Jörg, der Meister vom Berg« niedergelassen. Ein Mann also, den man seines Gewerbes wegen nicht im Dorf haben wollte: der Abdecker oder Schinder, hierzulande auch »Kleemeister« genannt. Andreas Kiesers Ortsansicht von Neckarrems zeigt die Situation ums Jahr 1680 sehr anschaulich: den hohen Bergfried, den Burgstall mit den Kleeleistereigebäuden und jenen steilen Weg vom Tal her, der bis auf den heutigen Tag die »Schindersteige« heißt.

Seit Ende des 17. Jahrhunderts betrieb die Familie Carle die Neckarremser Kleeleisterei. Nun geschah es aber, dass 1840 Friedrich Carle 77-jährig starb und sein Sohn Georg sich um die Nachfolge bewarb. Das zuständige Oberamt Waiblingen

---

\* Erweiterte Fassung des am 10. Februar 2005 vor dem Historischen Verein gehaltenen Vortrags.

## Necker Rems



*Neckarremms in Andreas Kiesers Forstlagerbuch, um 1682. Unterhalb des 17 Meter hohen Bergfrieds die Gebäude der Kleemeisterei mit der »Schindersteige«.*

wollte jedoch die gute Gelegenheit nutzen, um die Kleemeisterei an diesem Standort aufzulösen. Die Gebäude verursachten ihrer ungeschützten Lage wegen stets beträchtlichen Aufwand. Und ohnehin war längst geplant, die Kleemeistereidistrikte neu einzuteilen und den Betrieb nach Waiblingen zu verlegen, damit er von seiner Randlage weg mehr zur Mitte des Oberamts hin käme. Dort war auch die polizeiliche Überwachung dieses stets ein wenig anrühigen Handwerks leichter möglich.

Gesagt, getan. Das Anwesen wird im Herbst 1841 öffentlich zur Versteigerung ausgeschrieben. Doch weil der Ort so abgelegen ist, meldet sich nur ein einziger Liebhaber, ein gewisser Hauptmann Grimm aus Ludwigsburg. Und auch der erscheint nicht in persona, sondern schickt als Bevollmächtigten den Stadtrat Knizer aus Waiblingen. Für 1000 Gulden erhält Grimm den Zuschlag.

Nun bot freilich der Berg mitsamt den Kleemeistereigebäuden einen recht unwirtschaftlichen Anblick. Grimm versprach daher, den Hang kultivieren zu lassen und auf diese Weise »eine örtliche Verschönerung« herbeizuführen. Tatsächlich erwarb er schon vier Wochen später aus dem Besitz der Gemeinde Neckarremms Allmandgrundstücke am »Rems-Berg« hinzu. Es handelte sich bei dem abschüssigen Gelände teils um Egarten – also ödes Weideland –, teils um magere Obstbaumwiesen. Grimm zahlte für den Dreiviertelhektar einen guten Preis, nämlich 450 Gulden. Eine Summe, die mehr als 20 Gulden Zinsen im Jahr brachte: doppelt so viel wie der ganze Obstertrag wert war.

Grimm hatte zwar bei diesem Handel abermals versichert, die fraglichen Flächen angemessen bepflanzen zu lassen, »wodurch in der Tat eine merkliche Verschönerung

des Dorfs und der nächsten Umgebung herbeigeführt werden würde«. Und in der Tat hat er Pläne für eine gärtnerische Gestaltung des Berghanges zu Neckar und Rems hin anfertigen lassen. Ausgeführt hat er sein Vorhaben freilich nie. Vielmehr legt er im Frühjahr 1842 zunächst einmal oben bei der Kleemeisterei einen Obst- und Gemüsegarten an, auch lässt er dort ein beheizbares Gartenhaus und eine Eremitage, einen Wintergarten, errichten. Eigentlich will er ja erst im nächsten Jahr, 1843, mit den weiteren Baumaßnahmen beginnen. Stall und Scheune der Kleemeisterei sind aber derart baufällig und vom Tal aus so unschön anzusehen, dass er sie noch 1842 abreißen lässt. Dafür soll das Wohnhaus größer werden. Seine eigentlichen Planungen aber richten sich auf die Reste des Bergfrieds. Dort will Grimm »die einst auf dem Berge gestandene Burg Rems wieder so erneuern, daß sie eine Zierde der Gegend werden müßte«.

Doch schon im nächsten Jahr, 1843, muss er seine Konzeption geändert haben. Waren es ästhetische Überlegungen? Denn was immer auch Grimm am Standort des einstigen Bergfrieds gestalten mochte: das Wohnhaus der Kleemeisterei hielt den besten Platz besetzt und ließ den Anblick vom Tal aus zuschanden werden. So war es nur folgerichtig, dass er umdisponierte und tabula rasa machte, indem er nun auch das Wohnhaus – obwohl erst 1827 neu erbaut – niederlegen ließ. Von der Kleemeisterei blieb nur mehr ein Nebengebäude stehen, das Grimm jetzt zur Wohnung für seinen Gutsverwalter ausbaut und fortan »Jägerhaus« nennt.

An der Stelle des Kleemeistereihauses aber lässt Grimm nun ein Schlösschen mit allen Zutaten der Romantik aufführen: mit Turm, Staffeleiebeln, gotischen Spitzbögen, Zinnen und Erkern. Die Gestaltung im Innern freilich blieb bescheidener; an den Decken beispielsweise finden sich keine aufwändigen Stuckarbeiten, sondern einfache Hohlkehlen, und den Bodenbelag bilden parkettartig verlegte Dielen. Der auffällig kleine, gewölbte Keller wird wohl von der Kleemeisterei herrühren. Zum Tal hin ist das Anwesen von einer zinnenbekrönten Mauer umgeben, die bereits vorhandene Stützmauern der Kleemeisterei mit einbezieht und sich in einem spitzbogigen Portal öffnet. Auf dem Hang zum Neckar hin gibt es ein halbrundes Gemäuer, eine Art Bastei, und bei den Resten des mittelalterlichen Bergfrieds errichtet sich der Katholik Grimm eine Hauskapelle. Stolz nennt er das Ganze »Remseck«.

Da die Bauakten verschollen sind, lässt sich die Entstehungszeit des Schlosses bislang nur ungefähr auf die Jahre 1843 bis 1845 eingrenzen. Denn 1842 stand Grimm in der Neckarremser Grundsteuerliste noch mit 1525 Gulden. Im Steuerbuch von 1846/47 aber ist er bereits mit 10 800 Gulden veranschlagt. Auch die Waiblinger Oberamtsbeschreibung, 1850 erschienen, spricht lediglich davon, dass Major von Grimm »unlängst an der Stelle der früheren Kleemeisterei ein äußerst gefälliges Schlösschen« erbaut habe: ein Schlösschen, »welches eben so sehr zur Zierde der Gegend gereicht, als die freundlichste Aussicht auf Fluss und Landschaft gewährt«.

Den Garten beim Schloss hatte Grimm, wie schon erwähnt, als Nutzgarten anlegen lassen. Die Begrenzung nach Süden hin bildete der mittelalterliche Burgwall; dessen Nordseite lässt er nun mit Obstbäumen, den Südhang aber mit Reben bestocken. Pfarrer Bühler aus Neckarremms berichtet 1848 überdies von einer »Sumachanlage«, die jedoch »nicht groß« sei; findig wie er war, nutzte Grimm die Sträucher gewiss als Gerbstofflieferanten. Im Laufe der nächsten Jahre kauft er dann auf der Hochfläche, in der Neckarremser Flur »Schütte«, weitere Grundstücke hinzu, die er überwiegend zu Ackerland kultivieren lässt. Und an der Seite zum Neckar hin, im Bereich des heutigen Wohngebiets Oberer Schlossberg, beginnt er einen zweiten Weinberg anzulegen. Am Ende ist sein Besitz rund 6 1/2 Hektar groß.



*Älteste bekannte Ansicht von Schloss Remseck, gefertigt von Dietrich von Gemmingen im Jahre 1862, kurz vor dem Verkauf des Schlosses an Graf Edzard zu Inn- und Knyphausen. Links die Kapelle (mit Kreuz), rechts Scheune und Stall samt »Jägerhaus«.*

Beim Abriss der alten Gebäude fiel eine große Menge Schutt an, und aus den Äckern pflügte man Jahr für Jahr unzählige Lesesteine. Da ihm die Neckarremser partout kein geeignetes Grundstück abtreten wollten, um all diesen Abraum zu lagern, verfiel Grimm auf eine originelle Lösung des Problems: oberhalb seines Schlosses ließ er ein spiralförmiges Gebilde aufmauern, das sich mehrere Meter in die Höhe wand. Die Zwischenräume wurden nun mit dem Steinmaterial aufgefüllt, und so war mit diesem »Schneckenkegel« gleichzeitig ein Aussichtspunkt gewonnen, den der Waiblinger »Remstalbote« seinen Lesern mit den Worten pries: »Einen der schönsten Punkte des Neckartales bildet Schloss Remseck bei Neckarrens. Besteigt man die durch die Güte seiner Besitzer aufgeführte Schnecke, so genießt man einen allerliebsten Blick auf die nähere und entferntere Umgebung.«

Doch wer war dieser Hauptmann Grimm, der es sich leisten konnte, als Offizier der königlich württembergischen Armee ein solches Schlossgut zu schaffen? Die Geschichte beginnt in Bönningheim. Dort war ein gewisser Franz Xaver Grimm – er schrieb sich zuweilen auch Grimme – Amtmann des Grafen Stadion gewesen. Stadion war gut katholisch, sein Verwalter Grimm war noch katholischer. Stadion arrangierte sich mit den evangelischen Bönningheimern, Grimm lag beständig über Kreuz mit ihnen. Eines Tages im Jahre 1733 ging Grimm her und kaufte unterhalb des Michaelsberges hundert Morgen Land vom Grafen Stadion zum wohlfeilen Preis von 15 Kreuzern pro Morgen. Dort legte er ein Gut an, das er zu Ehren seiner Frau Gemahlin »Katharinenplaisir« nannte (heute gehört Katharinenplaisir zur Gemeinde Cleebronn). Grimm wurde später vergantet, musste teilweise verkaufen, und erst sein Enkel Louis gelangte um 1800 wieder für etliche Jahre in den Besitz des ganzen Anwesens.

Als Sohn dieses Louis oder Ludwig von Grimm, der ein Hauptmann der württembergischen Landmiliz war, wurde 1798 Franz Joseph von Grimm geboren. Er nannte sich daher Franz Grimm von Katharinenplaisir, trat ins Militärinstitut in Stuttgart ein und brachte es 1815, noch keine 17 Jahre alt, zum Unterleutnant bei der Kavallerie. Seit 1817 diente er sich bei der Artillerie hoch, wurde 1822 Oberleutnant, 1828 Hauptmann, 1849 Major und 1857 Oberst. Seit seiner Kindheit auf Katharinenplaisir mag er davon geträumt haben, einst selbst wieder solch ein Gut zu besitzen. 1832 erwarb er jedenfalls von einem Offizierskollegen das mittelalterliche Schloss Magenheim bei Cleebronn, und zwar um 1600 Gulden. Später wird er beiläufig erwähnen, dass er Magenheim vor dem Abbruch bewahrt habe. Und in der Tat muss Grimm hier sechs Jahre lang alles investiert haben, was er sich von seinem Sold absparte. Denn beim Verkauf 1838 erzielt er fast das Siebenfache, nämlich knapp 11 000 Gulden.

Damit besaß er wohl genügend Kapital, um ein paar Jahre später mit dem Bau Remsecks zu beginnen. Es war die Zeit der Spätromantik mit ihrem verklärenden Blick zurück aufs Mittelalter. Allenthalben wandte man sich der Architektur der Vergangenheit zu, griff die Baukunst der Gotik wieder auf. Aus solchem Geiste entstand ja in den Jahren 1841/42 auch Schloss Lichtenstein. Bauherr war dort Graf Wilhelm von Württemberg, und Grimm diente mit ihm bei ein- und derselben Waffengattung. Freilich machte der Graf und Herzog von Urach wesentlich rascher Karriere: bereits 1837, mit 25 Jahren, war er Kommandant des Artillerieregiments; der zwölf Jahre ältere Grimm erreichte diesen Dienstgrad erst 1859. Doch die beiden haben sich gewiss gekannt, und also wird Grimm auch mit besonderem Eifer den Bau des Lichtenstein verfolgt haben, der ja – geradeso wie Remseck – an die Stelle einer mittelalterlichen Burg zu stehen kam. Und folglich dürfte der Verdacht, dass Grimm sich im Echaztal zum Bau Remsecks anregen ließ, nicht allzu weit hergeholt sein.

Doch zurück zu Grimm selber. In der militärischen Sitten- und Fähigkeitsliste stand 1861 über den 62-Jährigen zu lesen: »Führt sein Amt mit vielem Eifer ... Er ist selbständig und entschlossen, doch läßt er sich nicht selten von dem Augenblick bestimmen. Bei seinem durchgreifenden Charakter führt er die ihm zufallenden Aufträge mit Energie aus.« Grimm hatte gute theoretische und praktische Kenntnisse, war gewandt in schriftlichen Darstellungen. Weitere Stichworte sind: »ein entschlossener Reiter«, »feste Gesundheit, vollkommene Rüstigkeit«, »gutes Gesicht« (Sehvermögen). Doch am Ende heißt es: Immer wieder gehe sein Temperament mit ihm durch, und es fehle ihm an der nötigen Ruhe und Mäßigung. Auch nehme er nur ungerne die Ansichten anderer zur Kenntnis.

Im Ganzen eine durchaus zutreffende Beurteilung, wie die späteren Ereignisse zeigen werden. Grimm, bis dahin Junggeselle, heiratete 1856 im fortgeschrittenen Alter ein spätes Mädchen aus gutem Hause: die Tochter des verstorbenen Oberamtmanns von Gmünd, Fanny Burkhardt. Obwohl die Inventur keine klare Auskunft gibt, dürfte die damals 51-Jährige einiges Vermögen besessen haben. Schon 1854, zwei Jahre vor der Heirat, hatte sie Grimm per Testament zum Alleinerben eingesetzt: aus »verschiedenen Gründen«, wie sie schreibt, »besonders aber aus inniger Zuneigung«.

Das Glück währt nicht lange. Im März 1859, nach drei Jahren Ehe, stirbt Fanny an einem Unterleibsleiden. Zwei Monate später wird Grimm zum Kommandanten des Artillerieregiments und der Feldartillerie ernannt. Er bewohnt in Ludwigsburg eine Vierzimmerwohnung in der Beletage eines Hauses in der heutigen Solitudestraße. Lediglich eine Zeile von fünf Häusern gibt es dort. Im ersten wohnt Fabrikant

Frohnmaier, gleich nebenan steht das Schlachthaus. Ein Haus weiter wohnt der Mechaniker Bolay, dann folgt die Witwe Hettig, und das fünfte Haus gehört der Witwe Männer. Genau dort nun hat sich Grimm in besagter Vierzimmerwohnung des ersten Stocks eingemietet. Eine stille Gegend, ringsum sind Gärten, gegenüber der Feuersee. Grimm pflegt nachbarschaftliche Kontakte, schenkt den Kindern häufig Obst von seinem Gut Remseck.

Da erhebt am 16. Mai 1861 Fabrikant Frohnmaier einen ungeheuerlichen Vorwurf gegen Grimm: elfmal habe der Oberst in seiner Wohnung Frohnmaiers Nichte und Pflgetochter, die siebenjährige Wilhelmine Frohnmaier, missbraucht. Grimm erstattet anderntags sofort Anzeige wegen Verleumdung. Doch mehrere ärztliche Untersuchungen und eine Vernehmung des Kindes erhärten den Tatbestand. Am 24. Mai 1861 ordnet das Kriegsministerium die Einleitung einer Untersuchung an und zugleich die Verhaftung des Beklagten.

Heute noch liegen mehrere dicke Aktenbündel zur Causa Grimm im Stuttgarter Militärarchiv: Hunderte Seiten von Vernehmungsprotokollen, mit Tausenden durchnummerierten Fragen und Antworten. Der Indizienprozess ging weit über Württemberg hinaus durch die Presse und erregte Aufsehen vor allem in Militärkreisen. Da eindeutige Beweise fehlten, witterten auch etliche Esoteriker und Scharlatane ihre Chance. Ein »juristischer Schriftsteller« aus Frankfurt beispielsweise behauptete, durch »animalischen Magnetismus« Grimms Schuld oder Unschuld beweisen zu können. Die Richter freilich wandten lieber all ihren Scharfsinn auf, um sodann Recht zu sprechen. Ob es ihnen gelungen ist, auch Gerechtigkeit zu schaffen, wird wohl nie zu klären sein.

In der Tat sprach vieles gegen Grimm. Das siebenjährige Kind schilderte die Vorgänge bis in alle Einzelheiten, vermochte auch die Wohnungseinrichtung des Offiziers halbwegs zutreffend zu beschreiben. Zwei Konfirmandinnen berichteten von Annäherungsversuchen Grimms. Und als die Sache bereits Stadtgespräch ist, da gibt es immer mehr Leute, die von seinem unsittlichen Lebenswandel zu berichten wissen.

Schlimm ist nur, dass der Vorsitzende Richter Entreiß-Fürsteneck solche Gerüchte bei seiner Entscheidungsfindung berücksichtigt, und dies mit der Begründung: Grimms vorgesetzte Behörde habe sich – »vermutlich in Ermangelung von tatsächlichen Belegen« – nicht über seinen »sittlichen Lebenswandel ausgesprochen«. Andererseits wird eine heiße Spur nicht weiter verfolgt: Es sei ein offenes Geheimnis, behaupten mehrere Zeugen, dass schon Monate vorher ein Sackflicker sich auf dem Fruchtboden des Schlachthauses an eben jener Wilhelmine Frohnmaier vergangen habe.

Grimm, gewandt im Umgang mit der Feder, sammelt »Rechtfertigungs-Gründe«, versucht Ungereimtheiten aufzudecken und verbeißt sich dabei oft in Details oder Nebensächlichkeiten. Sein Verteidiger indes, Auditor (Militärrichter) von Kellenbach, liefert ein mehr als schwaches Plädoyer. Und die Richter fragen sich schließlich: Warum sollte das Kind grundlos den Obersten Grimm beschuldigen? Eine Erpressung ist jedenfalls nicht versucht worden, soviel scheint sicher zu sein. Zuletzt muss Wilhelmine Frohnmaier dem Gericht den ganzen Hergang nochmals schildern. Und sie tut es so couragiert, dass der Richterspruch einstimmig ausfällt: sechs Jahre Zuchthaus, zu verbüßen in der Strafanstalt Gotteszell. Ein insgesamt noch mildes Urteil, das König Wilhelm I. – in Wiesbaden zur Kur weilend – am 22. August 1861 bestätigt. Oberst Grimm wird mit Schimpf und Schande aus der Armee ausgestoßen; Dienstrang, Orden und Ehrenzeichen werden ihm aberkannt.

In Gotteszell muss der Gefangene Grimm im Websaal arbeiten. Er verrichtet seine Arbeit zur Zufriedenheit, doch sei seine Schwatzhaftigkeit mit männlichem Ernst unvereinbar, heißt es. Nach Monaten erhält er endlich eine Abschrift der Urteilsbegründung, dazu Tinte und Papier. Sofort macht er sich mit Eifer daran, »Gründe für die Nichtigkeit des Erkenntnisses« aufzuschreiben. Seine Richter beschuldigt er darin der Befangenheit und der Verdrehung wichtiger Tatsachen, mit heiligen Eiden beschwört er seine Unschuld. Er versucht Briefe hinauszuschmuggeln, eingenäht in ein Hemd, wird dabei ertappt und auf »schmale Kost« gesetzt.

Nach einigen Jahren beginnt er zu kränkeln, hat Fieberanfälle, bekommt Schonkost, weil er die Hülsenfrüchte nicht gut verträgt. Eingaben seines Schwagers aus Speyer bewirken endlich so viel, dass man den inzwischen 66 Jahre alten Häftling Grimm am 28. Januar 1865 auf die Festung Hohenasperg verlegt. Als ihm dort »ein wohlwollender Empfang« zuteil wird, versucht er sogleich, die Schildwache herumzukommandieren. Eine volle Stunde am Tag steht ihm »zur Bewegung in freier Luft zu«. Die nutzt er weidlich, genießt auch die »schöne große Aussicht in einem Halbkreis von Nord über Ost«. Das einzig Unerquickliche ist ihm der Blick auf Ludwigsburg, wo er »190 Tage lang die unerhörtesten Seelenleiden zu erdulden hatte«.

Mit den Jahren ist Grimm zusehends starrsinniger geworden. Ein erstes Gnadengesuch hat der König 1864 abgelehnt. Grimm nimmt daraufhin den katholischen Anstaltsgeistlichen aufs Korn, weil dieser »Heuchler« ihm ein ungünstiges Zeugnis ausgestellt habe. Als man ihm endlich die letzten beiden Jahre erlassen will, lehnt er ab mit der Begründung, dass er »keine Gnade annehmen könne, wo er Recht zu verlangen befugt sei«. So sitzt er seine sechs Jahre bis zum Ende ab.

Der Esslinger Zivilsenat hat schon 1864 eine Privatklage Frohnmaiers dahingehend beschieden, dass dem Mädchen 1200 Gulden Schadenersatz zustünden. Doch Grimm wütet, spricht von »Raub« und will keinen Kreuzer herausrücken. Sein Vermögen, gute 30 000 Gulden, hat er perfiderweise außer Landes geschafft, zu seinem Schwager ins damals bayerische Speyer. Erst in letzter Minute lenkt Grimm ein, sonst wäre er sofort nach seiner Entlassung am 26. August 1867 per Landjäger ins Ludwigsburger Oberamtsgefängnis gelegt worden.

Jetzt, nach seiner »Befreiung«, wie er sich ausdrückt, sucht Grimm die Sache neu aufzurollen. Nicht etwa die 2000 Gulden Obristenpension seien ihm Beweggrund, sondern die Wiederherstellung seiner Ehre, versichert Grimm stets aufs Neue. Der Stadtschultheiß Bayrhammer von Ellwangen schreibt ihm ein 222 Seiten starkes Gesuch um Wiederaufnahme des Verfahrens. Der König lehnt ab. Als Grimm in seiner Verzweiflung 1871 versucht, zwei Hauptzeugen zu bestechen, drohen ihm dafür noch strafrechtliche Folgen. Er wendet sich an die Öffentlichkeit, bedankt sich in Zeitungsanzeigen – so in der »Schwäbischen Kronik« vom Juli 1872 – für »höchst wohlwollenden Rath« und versichert »strenge Diskretion« für irgendwelche »verheißene Enthüllungen«. Doch die Hoffnungen zerschlagen sich. Im März 1875 legt Grimm der Ständeversammlung eine Eingabe von hundert Seiten vor, wendet sich im Oktober desselben Jahres ein letztes Mal an den König und wird wieder abgewiesen. Damit enden die Akten. Grimm ist mittlerweile 77 Jahre alt. Nun lässt er wohl alle Bemühungen fahren, seine Ehre wieder herzustellen. In Speyer dürfte er gestorben sein.

Doch zurück nach Remseck. Als der Häftling Grimm an jenem 28. Januar 1865 von Gotteszell auf den Hohenasperg überstellt wird, rollt der Wagen von Waiblingen her über die gedeckte Neckarbrücke, und nun sieht er auf der Höhe sein Schloss

stehen. An seine Cousine schreibt er daraufhin: »Der Anblick von Remseck konnte nicht verfehlen, einen höchst peinlichen Eindruck auf mich zu machen, da dasselbe einst meiner Wünsche höchstes Ziel war, woselbst ich nach ehrenvoll und gewissenhaft vollbrachtem dienstlichen Lebenslauf in Ruhe und Zufriedenheit die letzte Periode meines Lebens zuzubringen gedachte. ... Der Mensch denks, Gott lenks!« Nur der Gedanke, dass seine »Lieblings-Schöpfung« sich in guten Händen befinde, tröste ihn über ihren Verlust hinweg.

Grimm hatte nämlich am 29. Dezember 1862 als Häftling in Gotteszell seinen gesamten Besitz verkauft, und zwar mit allem Zubehör, es sei niet- und nagelfest oder nicht. Mit 30 000 Gulden war der Kaufpreis trotz Grimms Zwangslage noch ange-



*Gräfin Fanny,  
eine geborene Freiin von Gemmingen-  
Guttenberg-Bonfeld (1845-1924).*



*Graf Edzard  
zu Inn- und Knyphausen (1835-1887),  
seit 1862 Schlossherr auf Remseck.*

messen. Der neue Besitzer hieß Edzard Graf zu Inn- und Knyphausen (1835-1887) und kam aus dem Hannoverschen. Die Stammburg des altfriesischen Grafengeschlechts aber stand nahe Norden in Ostfriesland.

Die Familienüberlieferung will wissen, dass der junge Graf Edzard sich der Liebe wegen im Schwäbischen ansässig gemacht habe. Denn seine Braut Fanny, als eine Freiin von Gemmingen-Guttenberg-Bonfeld 1845 in Meiningen geboren, habe sich mit ihren 17 Jahren nicht dazu entschließen können, ihrem Auserwählten in den hohen Norden zu folgen. Wie dem auch sei: Vater Anton Franz (1792-1875) war als Oberappellationsgerichtsrat am Tribunal zu Celle jedenfalls in der glücklichen Lage,

seinen 27-jährigen Sohn mit dem nötigen Bargeld auszustatten, damit dieser einen Landsitz an der Remsmündung erwerbe. Das Kaufobjekt selbst hatte wohl die Familie Gemmingen ausfindig gemacht. Von Fannys Bruder Dietrich von Gemmingen besitzen wir nämlich eine kolorierte Zeichnung des Schlosses. Er hat sie auf das Jahr 1862 datiert und folglich wohl zu Anschauungszwecken nach Celle geschickt, ehe an jenem 29. Dezember der Abschluss getätigt wurde.

Im Juni 1863 hält das junge Paar seinen Einzug auf Remseck. Im Schloss selbst ändert sich nur wenig. Ein Zimmer wird mit Parkett belegt. Ein anderer, größerer Raum erhält einen kunstvollen Fußbodenbelag aus dem 17. Jahrhundert; der stammt möglicherweise aus Schloss Bonfeld, Fannys Elternhaus, und wird nun auf Remseck



*Der Gutshof, im Jahre 1866 unweit des Schlosses erbaut (Aufnahme um 1900).*

schlecht und recht eingepasst. Noch 1863 aber beginnt Graf Edzard neu zu bauen: eine Scheune zunächst, die 1967 zur Kunstgalerie werden wird, dazu einen Stall – das spätere Wohnhaus – und eine Wagenremise. 1866 lässt er jenseits des alten Burgwalles ein massives Gutsgebäude samt Scheuer errichten, 1868 kommt eine neue Wagenremise hinzu, 1877 ein Wasch- und Backhaus. Die Nebengebäude aus Grimmscher Zeit – Jägerhaus, Eremitage, Treibhaus und Gartenhaus – sind bereits samt und sonders abgebrochen, der Weinberg am Burgwall ist zum Obstgarten geworden. Edzard erwirbt jetzt nach Süden hin, im Gewann »Schütte«, weite Flächen hinzu. Bis zu seinem Tode wird er den Remsecker Besitz von 6 1/2 auf runde 40 Hektar erweitert haben.

So kann er es sich nun auch leisten, den Garten bedeutend auszudehnen. Ein Landschaftsgärtner namens Wagner arbeitet ihm dazu 1866 Pläne zu einer dreigliedrigen Anlage aus: Zum einen ist da der bestehende Untere Garten, unmittelbar am Schloss



*Die Gartenseite des Schlosses ums Jahr 1900; rechts im Rondell die Reste des Bergfrieds.*

beginnend. Im neuen, schlossfernen Bereich entsteht der Obere Garten. Der dritte Teil aber, ein Streifen längs der Zufahrt, ist offenbar nie verwirklicht worden. Zumindest ließen sich selbst durch Grabungen keinerlei Spuren von Wegen nachweisen; lediglich ein gemauerter Aussichtsplatz ist heute noch vorhanden. Ein öffentlicher Weg schneidet durch die Gesamtanlage, trennt den Oberen vom Unteren Garten. Die Verbindung stellt eine Brücke in Eisenkonstruktion her.

Der Untere Garten, kaum 30 Meter breit, ist von einem dichten Wegenetz durchzogen. Mit seiner intensiven Gestaltung und Ausschmückung entspricht er in der zeitgenössischen Terminologie dem »Pleasureground«. Es gab hier also Blumenbeete, fremdländische Gehölze, auch allerlei Blütensträucher und einigen Figurenschmuck, dazu mehrere Sitzgelegenheiten mit angenehmen Ausblicken. Nach Süden hin schloss sich der Gemüsegarten an.

Der Obere Garten, wesentlich geräumiger und weitläufiger, ließ sich mit seinen Rasenflächen ungleich großzügiger gestalten; er stellt den Landschaftspark dar. Der Baumbestand beschränkt sich hier meist auf einheimische Gehölze; die Rosskastanie herrscht vor. Zwei Treppenanlagen führen auf die größere, höher gelegene Ebene. Ein Aussichtsplatz gab einst den Blick frei aufs Badmintonfeld: wie von einer Tribüne aus ließ sich hier das Spiel verfolgen. Sein Pendant findet dieser Ausguck in dem Rondell auf der Wallanlage: dort geht der Blick hinab auf den Unteren Garten und hinüber zum Schloss. Vier weitere Aussichtspunkte am Rande der Gesamtanlage öffneten einst den Blick ins Tal und überspielten auf diese Weise geschickt die relativ geringe Ausdehnung des Gartens. Heute freilich ist die Sicht durch Bäume versperrt.

Das Schloss selbst bot auf seinen zwei Etagen 350 bis 400 Quadratmeter Nutzfläche.

Zieht man allerdings die Flure, die Vorratskammern und sonstigen Nebenräume ab, so war Remseck als herrschaftlicher Wohnsitz nicht allzu üppig ausgestattet. Es gab da Wohnzimmer, Frühstückszimmer, Esszimmer, Schlafzimmer, Schreibzimmer, zwei Kinderzimmer und Bibliothek. Die Küche blieb vergleichsweise bescheiden. Umso geräumiger waren die drei Gästezimmer. Denn nun begann ein reges Kommen und Gehen. Gleich nach ihrem Einzug 1863 haben Fanny und Edzard denn auch ein Gästebuch angelegt, das uns heute Einblick gibt in das gesellschaftliche Leben auf Schloss Remseck. Und der Besucher kamen so viele, dass dieses erste Buch bereits 1899 bis auf die letzte Seite vollgeschrieben war. Die Fortsetzung machte seit 1900 ein zweiter Band; er reicht bis 1945.

Vor allem im ersten Band sind die Jahresanfänge hübsch farbig ausgemalt und mit Sinnsprüchen bestückt, wie zum Beispiel: »Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste« (1874), oder: »Waldeslust und Neckarwelle / Strömen stets gesund und rein. / Und ein freudiger Geselle / Darf auch lang zu Gaste sein.« Die Gäste ihrerseits preisen das gastfreundliche Remseck, huldigen in wohlgesetzten Worten der tüchtigen Hausherrin und ihrem edlen Gatten. Einer der fleißigsten Verseschmiede war der Vater des Grafen. Noch im hohen Alter macht sich Graf Anton Franz mehrmals auf die Reise von Celle nach Remseck und hinterlässt beim Abschied jedes Mal eine ansehnliche Menge an Strophen. Als gebildeter Mann kennt er seinen Homer und Goethes Römische Elegien. Ergo beherrscht er auch den Distichon, und so legt er auf sechs Versfüßen los: »Lieblich bist du, Natur an des Neckars grünenden Ufern, wo mit dem Rebengeländ wechselt die goldene Saat.«

Ja, die Reben hatten es ihm angetan; die mag er daheim in Celle vermisst haben. Überhaupt scheint er mit der Ortswahl seines Sohnes sehr einverstanden zu sein, denn ein anderes Mal hebt er sein Gedicht an mit der Zeile: »Lebe wohl, du schönes Schwaben – freies noch und deutsches Land!« Und dann folgt ein zweiseitiger Lobgesang auf die Remsecker Erntetage mit ihrer Fülle an Obst und Wein.

Vater Knip – im vertrauten Kreise wurden die Inn- und Knyphausen kurzerhand so genannt – war wohl nicht wenig stolz auf seinen Sohn. In späteren Reimen spricht er von dem Schloss, »wo man jetzt so emsig bauet«. Bei einem zweiten Besuch 1864 vermerkt er, dass die anmutige Behausung sich zu einer veritablen Herrschaft vergrößert habe. Mittlerweile standen ja, wie berichtet, etliche Nebengebäude fertig da. Und nicht von ungefähr weilte dann Heinrich Strohmets zu Gast auf Remseck: der Ludwigsburger Stadtbaumeister plant bereits den Gutshof, der 1866 unter Dach und Fach sein wird.

Indes rückt auch die liebe Verwandtschaft an: die vielen Gemmingen mit Kind und Kegel, also die Familie der Hausherrin Fanny. Ihr Bruder Bernhard von Gemmingen zum Beispiel trägt sich ein als »Referendär – mit dem blond gelockten Här«. Zwischen Bleistiftlinien malen die Neffen und Nichten mit viel Eifer ihre Namen hin: Polly von Gemmingen oder Hans und Maria von Racknitz,

Dann kommen die Nachbarn: Freiherr Karl von Hügel (1805-1870), seines Zeichens württembergischer Außenminister a. D. und Schlossbesitzer in Hochberg. Seine Frau Alexandrine ist mit dabei, jene kunstsinnige russische Bojarentochter, die er einst als Gesandter in Paris kennen gelernt hat. Tochter Alexandrine und Sohn Eugen, der zwei Jahre später als 18-jähriger Leutnant in der Schlacht bei Tauberbischofsheim fallen wird, vergnügen sich derweil wohl im Park beim Badmintonspiel. Pfarrer Schröder trägt sich bescheiden in winziger Stiftlerschrift ein. Felix Baron de Brusselle-Schaubeck hingegen gibt seine ganz in Französisch gehaltene Visitenkarte ab; schließlich ist er Oberst und Kammerherr Seiner Majestät des Kaisers von Österreich.



*Auf Remseck lud man gern sich Gäste ein; am rechten Bildrand steht Graf Edzard (Aufnahme um 1885).*

Die Knips residieren dreieinhalb Jahre auf Remseck, als am Mittag des 19. Januar 1867 ein Telegramm aus Ludwigsburg eintrifft, das da meldet: »Soeben erfahren wir aus sicherer Quelle, daß die Hofgesellschaft heute eine große Schlittenfahrt incognito ohne Vorreiter und in zweispännigem Schlitten nach dem gräflich Kniphausenschen Schlosse Remseck unternehmen wird.«

Alles ist in heller Aufregung. Und als der hohe Besuch wieder abgereist ist, trägt der Schlossherr voller Stolz ins Gästebuch ein: »Die besprochene Schlittenfahrt unseres Hofes hat wirklich stattgefunden und wurde derselbe mit der bekannten Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit der gräflichen Familie in Remseck aufgenommen. Die Rückfahrt – incognito wie die Herfahrt – fand ohne Unfall, ohne Laternenbeleuchtung und Fackelträger statt. Wir berichten das mit Vergnügen, weil daraus zu ersehen ist, daß auch bei Hof allmählich einfache Gewohnheiten um sich greifen.«

Im Sommer wird im Schlosshof Theater gespielt, oder es werden »Lebende Bilder« dargestellt: »Lichtkarz« zum Beispiel, oder »Napoleon vor der Schlacht bei Leipzig«. Manchmal sind auch ganze Jagdgesellschaften da, und die reimen dann dergestalt: »Hühner jagen, Hund verschlagen, / Dachs verhalmen, Tabak qualmen, / Uhu zwingen, Schnaps verschlingen, / Kuchen backen, Nüsse knacken, / Schlafen noch am hellen Morgen, / waren unsre größten Sorgen.« Einige Bleistiftzeichnungen zeigen, dass die Nimrode den »Schneckenkegel« zur Beizjagd nutzen, indem dort der Falke aufständert.

Zur Zeit der Herbstmanöver liegen stets Offiziere auf Remseck im Quartier. Die

Schlossherren lassen sich dann gern mit Dragonermusik entschädigen, mit Melodien von Konradin Kreutzer, Donizetti und Suppé. Musik und Theater gibt es immer auch am 31. Oktober, dem Geburtstag von Gräfin Fanny. 1880 zum Beispiel spielt die Kapelle des Ulanenregiments König Karl, was die Dame des Hauses besonders liebt: Schuberts »Ständchen«, ein Potpourri aus der Operette »Boccaccio« von Suppé und den Walzer »An der schönen blauen Donau«. Ein andermal bringen die Liederkränze von Stuttgart und Ludwigsburg ein Geburtstagsständchen, die Nichten schicken Gedichte oder kommen selbst und geben eine »Große Vorstellung bei festlich beleuchtetem Hause zur Feier des allerhöchsten Geburtstages« in sieben Bildern. 1884 ist eine Familie aus Wien zu Gast; also stehen Schubert-Lieder auf dem Programm, dazu einige Strauß-Walzer und zum Schluss der Marsch »Hoch Habsburg«. Die Gäste wissen, was sich gehört und schreiben artig ins Buch ein: »Es lebe Deutschland – und das dazu unentbehrliche Österreich!«

Viele, viele Gäste singen in Reimen das Lob auf Remseck – oder versuchen es zumindest mit mehr oder weniger Geschick. An einer Stelle heißt es dann: »Von weiter mit dem Orientzug / eilt man herbei in raschem Flug. / Sogar ein Chinese trat hier ein, / um uns ein lieber Freund zu sein.« Und ein anderer, der »ins Land Italia« weiterreist, klagt voller Wehmut: »Rom, Florenz, wo ich auch bin, / stets nach Remseck steht mein Sinn.«

Manche können zwar nicht dichten, dafür aber malen oder zeichnen und hinterlassen dann recht hübsche Ansichten vom Schloss und seiner Umgebung. Etliche Aquarelle halten das Treiben der Gäste fest: wie sie sich draußen auf den Feldern damit vergnügen, vom Heuschöber herunterzurutschen, wie sie im Schlosshof Gaukeleien zum Besten geben oder des Abends beim Dämmerchoppen zusammensit-



*Am Abend beim Jägerlatein:*

*»Und ist die Jagd auch noch so schlecht, im Schlosse wird's doch immer recht!«*

zen, um Jägerlatein zu spinnen. Einige Bleistiftzeichnungen karikieren die »Festtagsstimmung« an Fannys Geburtstag: Damen, die satt und müde auf dem Kanapee dahindösen, sich's im Liegestuhl mit Hund bequem machen oder am Rauchtischen ihre Zigarette genießen. Für ein etwas reiferes Fräulein wird die Bootsfahrt auf Neckar und Rems zum waghalsigen Abenteuer, und um die Mitternachtsstunde des 20. April erscheint gar der Remsecker Schlossgeist in eigener Person. Zwei Backfische »aus Sindelfingen bei Böblingen« konterfeien sich gegenseitig als »Herr Wimmerle und Herr Wusele«, und unter der Tuschezeichnung einer Vogelscheuche steht zu lesen: »Im Felde – da ist der Mann noch was wert!«

Wer nun aber so gar keine musische Ader hat, versucht sich mit Anstand aus der Affäre zu ziehen, indem er nach heftigem Nachdenken wenigstens den folgenden Vierzeiler zu Papier bringt: »Ich sitz im letzten Abendschein, / möcht dichten und mir fällt nichts ein. / Nur den Gedanken hab ich klar, / ich liebe Remseck, treu und wahr!«

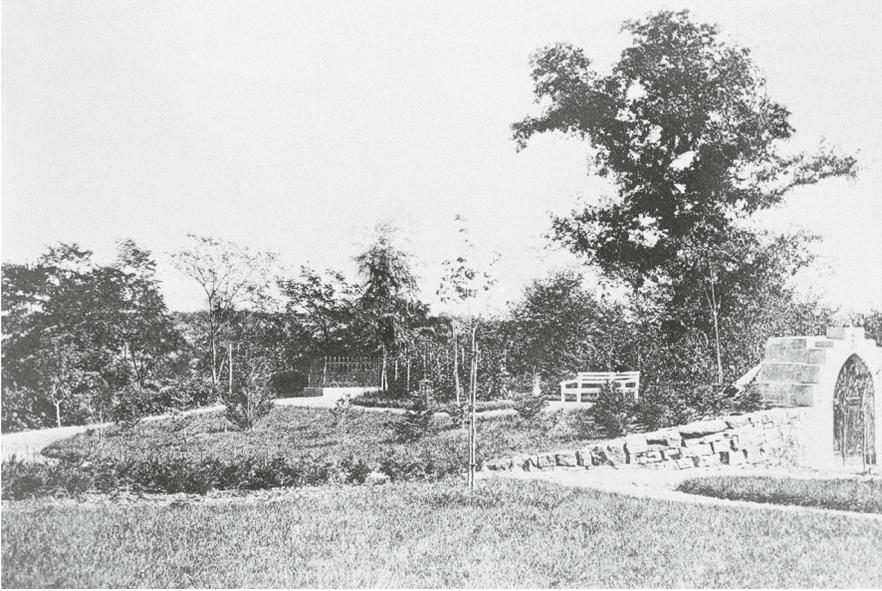
Am 2. Juli 1886 aber ist allerhöchster Besuch aus Stuttgart angesagt: Prinz Wilhelm, der fünf Jahre später württembergischer König sein wird, kommt mit seinem Hofstaat für ein paar Stunden nach Schloss Remseck und trägt sich selbstverständlich eigenhändig ins dargebotene Gästebuch ein. Der Waiblinger »Remstalbote« weiß über die Stippvisite auf dem »reizend gelegenen« Schloss Remseck Folgendes zu berichten: »Die Witterung war prächtig und wurde deshalb der Tee in einem in der Nähe des Schlosses hergestellten einladenden Zelte eingenommen, worauf die hohen Herrschaften durch die reizenden Anlagen auf der kühlen Höhe einen Spaziergang machten. Nach dem Diner brachte ein Tänzchen, ausgeführt von den hohen Herrschaften, angenehme Abwechslung in die gemütliche Abendunterhaltung. Die Herren Offiziere vom Dragonerregiment Nr. 25 führten hierauf ein brillantes Feuerwerk vor, das nicht nur die hohen Festgäste ergötzte, sondern auch die Bewohner der am Fuße des Berges liegenden Ortschaften erfreute.«

Herzogin Wera, an jenem denkwürdigen Tag mit dabei, war fortan bis zur ihrem Tode 1912 Stammgast auf Schloss Remseck, begleitet zumeist von den Herzoginnen Elsa und Olga. »Wer kennt mich nicht in diesem Haus, wo ich so viel kehrt ein und aus«, so beginnt sie 1897 ein Gedicht, das der Gastgeberin gewidmet ist.

Am 18. April 1887 gibt Dr. Ernst Schwenninger von der Berliner Charité seine Visitenkarte auf Remseck ab. Der Medizinprofessor hält sich in Stuttgart auf. Ob man ihn wegen Graf Edzard zu Rate gezogen hat? Jedenfalls war der Graf damals schwer krank. Er starb am 25. April 1887 in Stuttgart an einem Herz- und Nierenleiden. Drei Tage später wurde er in der Familiengruft beigesetzt, die er noch ein Jahr zuvor im Oberen Garten selbst hatte anlegen lassen.

Später weilen dann zwei Ingenieure auf Remseck. Vermutlich hatte bereits der verstorbene Graf den Plan gefasst, das Schloss durch eine Pumpstation mit Wasser zu versorgen. Denn noch immer musste man das Trinkwasser mühsam per Wasserkarren vom Tal heraufbringen. Im Dezember 1888 ist das Werk vollendet. Doch bleibt auch diese Lösung unbefriedigend, selbst als ums Jahr 1900 ein Benzinmotor installiert wird.

Kommerzienrat Carl Ostertag, der Verfertiger von Geldschränken, taucht jetzt mehrere Male auf. Ihm passiert eines Abends ein Missgeschick, als er sich offenbar dorthin begeben will, wo auch der Kaiser zu Fuß hingeht. Die Gräfin weist ihm den Weg im stockdunklen Flur und bekleckert ihn dabei von oben bis unten mit Kerzenwachs. Ostertag hat den Schaden davon und Fanny den Spott: »Gräfin Stearin –



*Der weiträumig angelegte Obere Garten mit der Familiengruft (Aufnahme um 1900).*

zukünftige Petroleuse« heißt man sie von Stund an scherzhaft, da sie nun auf Ölbeleuchtung schwört. Auch von einem zweiten Malheur berichtet das Gästebuch in Wort und Bild: Knyphausens wollen verreisen. Abends in der spärlich beleuchteten Myliusstraße vor dem Ludwigsburger Bahnhof angekommen, beißt ein frecher Spitz das Pferd ins Bein. Das Ross scheut, schlägt aus und zerbricht die Wagendeichsel.

Eine gewisse Miss Lydia Barnes, genannt das »Missle«, kommt dreißig Jahre lang regelmäßig aus England herüber. Sie kann ein wenig deutsch und schreibt begeisterte Kurzgedichte von der Art: »Deutscher Wein und deutsche Frauen über allem in der Welt!« Die Militärs indes sind seit dem Tod von Graf Edzard nur noch spärlich vertreten, beschränken sich zumeist auf die Manöverzeit. Ein einziges Mal gibt sich Seine Exzellenz der Freiherr von Soden, seit 1900 Minister des Auswärtigen in Stuttgart, die Ehre. Dafür kommen Künstler in größerer Zahl, zum Beispiel der renommierte Landschaftsmaler und Zeichner Gustav Conz (1832-1914). Conz bringt einige Male auch seinen noch bekannter gewordenen Sohn Walter (1872-1947) mit. Dann zückt der Meister zuweilen die Feder, um das Gästebuch mit Remsecker Idyllen zu schmücken.

Die glanzvollen Feste und herrschaftlichen Empfänge sind also passé. Stattdessen übt Gräfin Fanny sich jetzt mehr und mehr als Wohltäterin. Fast wöchentlich lädt sie Geistliche zu Tisch: die Pfarrer der umliegenden Orte, die Dekane aus Ludwigsburg und Waiblingen, zuweilen einen Missionar, der aus fernen Ländern zu berichten weiß, und immer wieder auch den Ephorus Eitle vom theologischen Seminar in Urach. 1898 richtet Gräfin Fanny eine Krankenpflegestation im Schloss ein. Freilich, oft genügt es schon, die Patienten tüchtig aufzupäppeln. So jedenfalls sieht es eine Karikatur des »Sanatorium Remseck«: an einer langen Tafel sitzt linker Hand der »ma-

gere« und rechts davon der wohlgenährte »dicke Tisch«. Über allen aber schwebt als guter Geist die Frau Gräfin.

Seit 1900 bemüht sie sich zugleich um den Bau eines Kindergartens für Neckarrem; gleichzeitig soll in dem Gebäude der Jünglings- und Jungfrauenverein sein Unterkommen finden. Mit Kirchenkonzerten in Neckarrem und Neckargröningen treibt sie Spenden ein, und im September 1902 feiert man Richtfest an dem Fachwerkbau gleich unterhalb des Schlosses. Tony Schumacher kommt bei dieser Gelegenheit aus Ludwigsburg herüber, und die viel gelesene Verfasserin von Kinderbüchern zielt sich nicht lange, sondern schreibt am 23. September 1902 der Neckarremser Wohltäterin dieses ins Stammbuch: » ... Richtfest an sonnigen Bergeshalden: / Tannengrün, Wimpel und fröhliches Schalten, / Wetterharte und zarte Gestalten, / Menschen, die treu noch halten am Alten! / Die vor Gott ihr Können und Gut verwalten, / Nach Kräften glätten Sorgen und Falten, / Kinder, glückspendend, endlos behalten, / die kämpfen mit Schwäche und Krankheitsgewalten. / Hier schaut man ein bißchen durch Himmelsspalten. / Gott segne auch ferner der Hausfrau Walten.«

Dietrich von Gemmingen, Fannys Bruder, hat sich 1876 mit Johanna von Kiderlen verheiratet, einer Tochter des Stuttgarter Hofbankdirektors. Diese bringt ihrerseits 1882 zum ersten Mal ihren 30-jährigen Bruder Alfred mit nach Schloss Remseck. Alfred von Kiderlen-Wächter (1852-1912) war 1879 in den Dienst des Auswärtigen Amtes getreten. Mittlerweile hatte er es bereits zum Zweiten Sekretär der kaiserlichen Botschaft in Sankt Petersburg gebracht. Er galt als hochtalentiert, gleichzeitig aber als Sonderling. Denn mit preußischer Schneidigkeit hatte der ungehobelte Schwabe in Berlin nichts im Sinn, wenngleich er als guter Fechter während seiner Tübinger Studentenzei das Nasenbein des späteren Kirchenhistorikers Karl Müller übel zugerichtet hatte. Über Hofbälle machte Kiderlen-Wächter sich nur lustig, und von Orden hielt er wenig. Empfänge mied er, festliche Abendgarderobe war ihm ein Gräuel, und unverheiratet blieb er bis ans Lebensende. Hingegen liebte er es, ganze Nächte durchzukneipen, wobei er die Gabe besaß, »große Quantitäten Bier hinunter zu gießen, ohne zu schlucken«. Selbst in Sankt Petersburg machte er sich sogleich einen Namen »als Wunderwerk von Leistungsfähigkeit im Trinken«. Seine unbekümmerte, burschikose Art spricht aus den Knittelversen, mit denen er später auch den Kaiser erfreute. Ins Remsecker Gästebuch schrieb er sich stets bescheiden als »Alfred Kiderlen« ein; bei seinem ersten Besuch damals setzte er noch hinzu: »Herrlich schön und groß war heute das Gewässer – die sonstigen Flüssigkeiten aber war'n noch besser.«

Bei alledem war Kiderlen-Wächter doch ein disziplinierter, überaus eifriger Arbeiter. Mit Bismarck stand er in engerem Kontakt, geriet aber ins Netz der politischen Ränkespiele nach dessen Rücktritt 1890. Diese Turbulenzen hemmten seinen Aufstieg. Zwar gelang es ihm zunächst, in der Gunst des Kaisers zu bleiben, er begleitete diesen auch mehrfach auf seinen Nordlandreisen. 1895 als Gesandter des deutschen Reiches nach Kopenhagen berufen, führte ihn aber dann der Bruch mit Wilhelm II. 1898 in eine zehnjährige »Verbannung« auf den Gesandtenposten nach Bukarest. Zweimal im Jahr machte er in Stuttgart Urlaub vom Balkan. Dann sah man ihn auch stets als Gast auf Remseck. Von hier spazierte er gern ins Remstal hinein, um mit der Bahn nach Stuttgart zurückzufahren. Im Jahre 1900 kam er an Ostern. Vor ihm hatte »Missionar Göz aus Tutuland in Indien« seine Aufwartung gemacht, und Kiderlen schrieb daraufhin schelmisch ins Gästebuch: »Alfred Kiderlen, nicht

aus Tutuland, sondern aus Schwabenland.« Und Gräfin Fanny setzte etwas süffisant hinzu: »aber z. Z. Gesandter in Bukarest«.

1909 kommt die Wende. Kiderlen-Wächter genießt das Vertrauen des neuen Reichskanzlers Theobald von Bethmann Hollweg, wird dessen Berater und 1910 Staatssekretär des Äußeren. Durch die Zweite Marokko-Krise ist er bis heute in den Geschichtsbüchern präsent geblieben. Als nämlich die Franzosen 1911 Rabat und Fes besetzten, schickte er das Kanonenboot »Panther« nach Agadir. Sein Interesse galt dabei keineswegs Marokko selbst, sondern es ging ihm um ein Kompensationsgeschäft: Paris sollte seine Gebiete im Kongo an das Reich abtreten. Freilich war der berühmte »Panthersprung nach Agadir« am Ende ein Fehlschlag. Kiderlen-Wächters Säbelrassel, das Frankreich lediglich in die Enge treiben und dem Reich einen Prestigeerfolg beschern sollte, schweißte die gegnerischen Ententepartner Frankreich und England nur noch enger zusammen.

Und die internationale Lage wurde nun zusehends brenzlicher. Seit September 1911 setzte Kiderlen-Wächter alles daran, den Tripoliskonflikt zwischen Italien und der Türkei einzudämmen. Am 25. April 1911 hatte er zum letzten Mal Remseck besucht. Weder zu Jahresbeginn 1912 noch um Ostern – bisher seine regelmäßigen Urlaubstermine – findet er Muße, auf Remseck vorbeizuschauen. Erschöpft vom »furchtbaren Arbeiten«, aufgedunsen, viel rauchend und trinkend, so schildern ihn Beobachter um diese Zeit. Zum Weihnachtsfest 1912 aber fährt er, »ein großes Schriftstück über Heeres- und Flottenvermehrung« im Gepäck, zur Schwester Johanna nach Stuttgart. Dort erliegt er am frühen Vormittag des 30. Dezember einer »Herzaffection«.

Während die hohe Diplomatie sich müht, jenen »großen Krieg« abzuwenden, von dem nun immer öfter die Rede ist, gehen Remsecks Uhren in diesen letzten Friedensjahren noch ein wenig anders. Das neue Jahrhundert scheint ja nur Gutes zu versprechen: seit April 1909 ist Remseck an die Fellbacher Pumpstation beim Klingelbrunnen angeschlossen, also endlich »mit Wasser gesegnet«. Freiherr Max von Varnbüler kommt am 30. September jenes Jahres im Automobil dahergefahren, und wer sich solch ein Vehikel nicht leisten kann, nimmt kurzerhand das »Bähnle«. Seit Dezember 1910 nämlich verkehrt von Ludwigsburg via Neckargröningen nach Aldingen eine elektrische Oberleitungsbahn. Schade nur, dass den Gästen mit der neuen Zeit die Lust am Malen und Zeichnen abgeht. Im besten Falle kleben sie noch Photographien ins Gästebuch ein. Das Vereinshaus wird übrigens auch fleißig zu erbaulichen Vorträgen genutzt, sogar »Lichtbilder-Aufführungen« hat man dort schon gesehen.

Merkwürdig übrigens: in der Jugendbewegung geht es jetzt so stramm militärisch zu, ganz anders als bei den Wandervögeln früherer Jahre. »40 Pfadfinder aus Waiblingen mit Lager, Felddienst, Parademarsch und Abkochen« finden sich im März 1912 am »Schneckenkegel« ein. Und gleich danach kommt im August »Herr Pfarrer Mößner von der Karlshöhe-Ludwigsburg mit 100 Kindern zu militär. Uebungen, Zeltlager, Abkochen, Essen im Vereinshaus, Posaunen-Chor, Parade-Marsch etc.«

Zwei Jahre später ist mit den Schüssen von Sarajewo der Ernstfall da. Remseck nimmt »englische Kriegsflüchtlinge« auf. Und ausgerechnet die beiden Schnepf-Brüder, die im August 1914 nicht mit Hurra-Patriotismus ausmarschieren, sondern von »ernster, schwerer Kriegszeit« schreiben, kehren nach wenigen Wochen als Verwundete wieder. Richard Schnepf hat schwere Operationen in Tübingen durchzustehen, und dann passt man ihm eine »künstliche Hand« an. Lehrer Frech präsentiert sich im Gästebuch noch stolz als »Ritter des eisernen Kreuzes«; vier Monate später fällt er.

»Verwundet von Westen«, »auf Urlaub aus Russland«, »Tag vor dem Einrücken«, »nach der Flieger-Katastrophe«: stets kommen sie auf ein paar Tage zum Atemholen nach Remseck, das ihnen zum »Asyl in schwerer Zeit« geworden ist. Auch altbekannte weibliche Besucher sind unter ihnen, die nunmehr als Krankenschwestern in Antwerpen oder Bogdonow Dienst tun und für kurze Zeit den ungestörten Frieden Remsecks genießen. Zum 70. Geburtstag findet sich zwar nur mehr eine Hand voll Gäste bei Gräfin Fanny ein. Doch immer wieder geschieht es, dass sie »10 Feldgraue aus Ludwigsburg zu Most und Zigarren« in den Schlosshof lädt, oder »8 schwer Verwundete zum Vesper unterm Kastanienbaum«. Dank der Gutswirtschaft herrscht kein allzu großer Mangel auf Remseck. »Hier ist gut sein« schreibt Anna Huber aus Stuttgart und zeichnet dazu den Blick von der »Schindersteige« aufs friedliche Neckarrens. Da kann es schon einmal geschehen, dass eine geborene Knyphausen zwei Monate vor Kriegsende sich und anderen noch trotzig Mut macht: »Jetzt heißt es: Deutsche, die Schwerter hoch, die Herzen stark und die Muskeln gestrafft zum Kampf gegen alles, was gegen uns steht. Und wenn es noch so lange dauert!«

Als der Krieg dann verloren ist, schreibt eine gewisse Wanda von Kehler aus Merseburg voll Zuversicht: »Auf Nebel folgt Sonnenschein / nach trüben Tagen voller Pein. / Wie dunkel auch, einst wird es licht! / Drum deutsches Herz, verzage nicht!« Heimkehrer und Rekonvaleszenten sind jetzt da. Einer von ihnen, Otto Wittstein mit Namen, stammt aus Stettin. »Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit« spaziert er über Remsecks Höhen und bemerkt dabei: »Zwölf Kirchen zeigt mit einem Mal / Ein kurzer Gang durch deine Felder.« Das »Missle« aus England kommt 1921 nach zehn Jahren wieder und stellt fest, dass der schreckliche Krieg nichts an der Remsecker Gastfreundschaft geändert habe. Bloß ihr Deutsch ist ihr abhanden gekommen; das »Missle« schreibt von nun an nur noch englisch.

Hin und wieder sind Militärs der Reichswehr einquartiert, ein paar Funker zum Beispiel. 1923 stellt sich der Hauptmann Hermann Köhl (1888-1938) vor, zusammen mit Frau Elfriede. Köhl war Flieger im Weltkrieg gewesen und diente jetzt in Ludwigsburg. 1926 wird er zur neu gegründeten Lufthansa wechseln, und 1928 wird er weltberühmt sein: weil er nämlich zusammen mit Hünefeld und Fitzmaurice zum ersten Mal den Atlantik in Ost-West-Richtung überfliegt. Nur ein Jahr zuvor war Lindbergh die meteorologisch weniger schwierige West-Ost-Überquerung gelungen.

Gräfin Fanny hatte schon lange Zeit vor dem Krieg dahingekrankelt; seit Jahren lädt sie nun regelmäßig den Medizinalrat Kommerell zu Tisch, der zugleich die Krankenpflegestation betreut und auf ihr Geheiß ärztliche Untersuchungen an der Neckarremser Schuljugend vornimmt. Jetzt, hoch in den Siebzigern, bestellt sie im August 1924 den Rechtsanwalt Dr. Göz zu sich. Neffe Franz ist aus Freiburg gekommen und hat seinen 17-jährigen Sohn Anton mitgebracht. Franz soll Majoratserbe sein, da Fannys einziges Kind Elisabeth, nur drei Wochen alt, bereits 1886 gestorben ist. Es ist an der Zeit, diese Dinge zu regeln. Denn am 12. Januar 1924 hat die Schlossherrin einen leichten Schlaganfall erlitten, von dem sie sich freilich bis zum Herbst wieder erholt. Da folgt am 23. November ein weiterer, schwerer Anfall, und am 11. Dezember 1924 ist Gräfin Fanny tot.

Zumindest dem Gästebuch nach zu urteilen wird es jetzt ruhig auf Remseck. Graf Franz (1866-1958) lebt ein einfaches, bescheidenes Landleben. Immerhin, sein Schwager, der Legationsrat Richard Kuenzer (1875-1945), zieht sich oft mit seiner Familie von Berlin nach Remseck zurück. Kuenzer, gebürtiger Freiburger und Katholik, pflegte auch nach seiner aktiven Zeit Kontakte zum Auswärtigen Amt; insbesondere

hatte er Verbindung zu Widerstandsgruppen aus Diplomatenkreisen. Bald wurde er zu einem führenden Kopf im so genannten Solf-Kreis: Um Hanna Solf, die Witwe des deutschen Botschafters in Tokio, scharten sich während des Krieges Gegner des Nationalsozialismus. Die Gestapo bekam Wind davon, und im Zusammenhang mit dem Attentat vom 20. Juli 1944 wurden die Teilnehmer schließlich verhaftet. Kuenzer kam ins Gefängnis Lehrter Straße, wurde in der Nacht des 22. April 1945 von dort in die Invalidenstraße überstellt und durch Genickschuss hingerichtet. Auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof erinnert eine Gedenktafel an ihn und an die anderen Opfer jener Mordaktion.

Mit dem Kriegsende hören auch die Remsecker Gästebücher auf. Einer der letzten Einträge berichtet, dass vom 8. bis zum 18. April 1945 auf dem Turm des Schlosses eine Beobachtungsstation eingerichtet sei. Schon am 22. April aber weht dort die weiße Fahne, amerikanische Panzer rücken an. Jetzt wird Remseck abermals zum Zufluchtsort, und so heißt es im Juni 1945: »Nach den Nöten und Leiden eines 5 1/2 jährigen Krieges und den schrecklichen Bombardements in Mannheim brachte uns ein gütiges Geschick nach Schloss Remseck. Hier fanden wir Ruhe, Erholung und liebevolle Herzen.«

Nikolaus Benckiser, Schwiegersohn des Grafen Franz, überstand auf Schloss Remseck die Nachkriegsjahre. Als Journalist bei der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« hat er später dieses Wunder geschildert: dass hier die Zeit still zu stehen schien, dass es hier halbwegs genug zu essen gab und dazu noch ein richtiges Paar Schuhe auf Bezugsschein.

Das Kriegsende nahm nun auch die Gefahr von der Familie Knyphausen, die wegen ihrer politischen Einstellung und ihrer Nähe zu Richard Kuenzer mit Sippenhaft belegt war. Und eines Tages hatte man auch den bald achtzigjährigen Grafen Franz abgeholt. Seinem Sohn Anton (1906-1997), damals Schriftsteller und Auslandskorrespondent der »Frankfurter Zeitung« in Bukarest, gelang die Flucht nach Schweden. Erst 1958, nach dem Tode des Vaters, kehrte er von Stockholm nach Remseck zurück. 1997 ist Graf Anton gestorben, kurz nach seiner Frau Brita, einer gelernten Kunsthistorikerin, mit der er von 1967 bis 1991 in einem Nebengebäude die »Galerie Schloss Remseck« betrieb. Die landwirtschaftlichen Flächen hatte er längst schon verkauft; zu Beginn der 1960er Jahre entstand daraus unter anderem das Wohngebiet Schlossberg. Und im Jahre 2003 ist Schloss Remseck selbst in den Besitz der Unternehmerfamilie Stihl übergegangen.

## Quellen und Literatur

### *Ungedruckte Quellen*

Hauptstaatsarchiv Stuttgart

E 16a Bü 43: Entzug von Orden

E 271c Bü 2455: Untersuchung gegen Franz von Grimm

E 271k Bü 139: Untersuchung und Urteil gegen Franz von Grimm

E 285 Bü 50: Vollzug der Zuchthausstrafe an Franz von Grimm

E 285 Bü 66: Untersuchung gegen Franz von Grimm

E 293 Bü 11: Verwahrung der Akten über den Prozess gegen Franz von Grimm  
M 1/7 Bü 438: Wiederaufnahmeverfahrensgesuch im Militärgerichtsverfahren gegen Franz von Grimm

Staatsarchiv Ludwigsburg

E 173 III Bü 6884: Wiederbesetzung und Verkauf der Kleemeisterei zu Neckarrems  
E 258 VI Bü 4216: Material zur Ortsbeschreibung von Neckarrems  
F 219 II Bü 1301-1306: Baugesuche des Grafen Edzard bzw. der Gräfin Fanny zu Inn- und Knyphausen

Stadtarchiv Ludwigsburg

Kirchenregister, Jahrgänge 1856 und 1859  
G 476 Ehevertrag  
G 495 Teilung

Stadtarchiv Remseck am Neckar

NRB 27, 30, 31, 32: Neckarrems, Gemeinderatsprotokolle 1843/44, 1848-1868  
NRB 150: Neckarrems, Güterbuch Reihe III, Bd. 14  
NRB 746 und 750: Neckarrems, Kaufbuch 1836-1842, 1861-1871  
NRR 679 und 681: Neckarrems, Steuerbuch 1842/43 und 1846/47

Gräfin Susanna zu Inn- und Knyphausen, München

Gästebücher des Schlosses Remseck: Band 1 (1863–1899), Band 2 (1900–1945)

*Gedruckte Quellen und Literatur*

Alvensleben, Udo von: Die Lütetsburger Chronik. Geschichte eines friesischen Häuptlingsgeschlechts, [Dortmund] 1955.

Beschreibung des Oberamts Brackenheim, Stuttgart 1873.

Beschreibung des Oberamts Waiblingen, Stuttgart/Tübingen 1850.

Forsbach, Ralf: Alfred von Kiderlen-Wächter (1852-1912). Ein Diplomatenleben im Kaiserreich, Göttingen 1997.

Holzäpfel, Hanne: Der Garten von Schloss Remseck. Historische Entwicklung – Analyse – Entwicklungsmaßnahmen. Fachhochschule Nürtingen, Diplomarbeit im Fachbereich Landespflege, Wintersemester 1993/94 (masch.-schr. vervielf.).

Kiderlen-Wächter, der Staatsmann und Mensch. Briefwechsel und Nachlass, hrsg. v. Ernst Jäckh, 2 Bde., Stuttgart/Berlin/Leipzig 1924.

Lexikon des deutschen Widerstandes, hrsg. v. Wolfgang Benz und Walter H. Pehle, Frankfurt/M. 1994.

Sauer, Paul: Wenn Liebe meinem Herzen fehlt, fehlt mir die ganze Welt. Herzogin Wera von Württemberg, Großfürstin von Russland, 1854-1912, Filderstadt 2004.

# Zwischen Hakenkreuz und Milky Way

## Zur Geschichte des Ludwigsburger Schlosses im 20. Jahrhundert

von Daniel Schulz

Während der Restaurierungen der letzten Jahre wurden immer wieder Fußböden geöffnet und darunter fand sich eingefülltes Fundgut. Merkwürdiges tauchte in den Gewölbezwickeln über der Kuppel des Spielpavillons auf: Briefe an Corporal Harve Grossman, Verpackungen von Süßriegeln wie Milky Way oder Marshmallows und Luftschuttschilder. Diese Funde sind der Anlass für den Blick in eine Zeit, die man so gar nicht mit der Geschichte eines Barockschlosses verbindet: Die Ereignisse im Ludwigsburger Schloss während des Dritten Reiches, des Zweiten Weltkrieges und der amerikanischen Besatzungszeit in den Nachkriegsjahren.

### *Vom Residenzschloss zum Apanageschloss (1816-1919)*<sup>1</sup>

Mit dem Tod König Friedrichs I. 1816 endete die große Zeit der Ludwigsburger Residenz. Bereits 1817 nahm König Wilhelm I. Schloss Ludwigsburg aus dem Krongut und übergab es der Staatsfinanzverwaltung als Apanageschloss.<sup>2</sup> Keine rauschenden Feste und glanzvolle Empfänge belebten mehr das Schloss, sondern Stille senkte sich über das Gemäuer. Es diente der Königin-Witwe Charlotte Mathilde zum Aufenthalt, die hier zwar immer noch mit einem ansehnlichen Hofstaat residierte, der aber nur einen letzten höfischen Schimmer nach Ludwigsburg brachte, gleich einem Schlussakkord. Nach ihrem Tod 1828 lebten im Apanageschloss nur noch pensionierte Hofdamen und Hofbedienstete, selten Mitglieder der königlichen Familie. König Wilhelm I. und Königin Pauline hielten sich nur ein einziges Mal länger mit Gefolge in Ludwigsburg auf: während der Revolution von April bis Juli 1849.

Zwei Ereignisse in Wilhelms Regierungszeit rückten das Schloss, genauer gesagt den Ordenssaal, noch einmal in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses: Am 25. September 1819 wurde hier die Verfassung des Königreichs Württemberg verkündet und 1850 bis 1868 fanden im Ordenssaal die Sitzungen des Schwurgerichts statt, das den Revolutionären von 1848/49 den Prozess machte. Im selben Saal wurde 1919 die Verfassung des demokratischen Staates Württemberg verkündet und 1946 tagte hier das amerikanische Militärgericht im »Borkum Island«-Prozess.

Die zentrale Frage in der Regierungszeit Wilhelms I. war damals schon die der Nutzung der Schlossanlage. Wenn hier nicht mehr residiert wird, was dann? Die Losung lautete: Behörden rein. Beamte der Regierung des Neckarkreises, der Finanzkammer und des Finanzarchivs bemächtigten sich der Schlossanlage und verwandelten die einstige Residenz in eine emsige Beamtenburg.<sup>3</sup> Parallel dazu wurde der Soldatenrock zum alltäglichen Bild in der Stadt, die Garnison wurde immer weiter ausgebaut. 1866 wurde das Archiv des Inneren im Schloss eingerichtet und am 1. November 1868 das Staatsfilialarchiv.<sup>4</sup> Erst 1921 wurden alle Archive vereinigt, seit 1938 unter



*Das Wohnzimmer Herzog Ulrichs im Riesenburg, um 1900  
(Aufnahme von Herzog Philipp).*

dem Namen Staatsarchiv Ludwigsburg. Zu diesem Zeitpunkt lagerten bereits über 20 Kilometer Akten im Schloss, und bis zum Auszug 1992/95 belegte das Archiv zeitweilig fast das ganze Erdgeschoss, den kompletten Festinbau sowie in verschiedenen Gebäuden auch Räume im 1. und 2. Stock.<sup>5</sup>

Unter König Wilhelm I. wurde aber auch der touristische Faktor entdeckt, schließlich war längst die Zeit der Bildungsreisenden angebrochen und immer mehr Menschen entwickelten einen Sinn für Altertüme. Ab 1838 konnten Besucher das Schloss besichtigen, soweit dasselbe nicht bewohnt war: »Der Zutritt in das königliche Schloss ist anständig gekleideten Fremden und Einheimischen gestattet.«<sup>6</sup> Freilich musste eine Einlass-Karte, die den Namen des Besuchers vermerkte, ausgestellt werden und der Zugang war nur in Begleitung des Kastellans oder des Schlossdieners gestattet.<sup>7</sup>

Das Schloss wurde in den folgenden Jahren nur noch von den Kronprinzen Karl und Wilhelm bewohnt, die die Ludwigsburger Kriegsschule besuchten, oder von Mitgliedern des königlichen Hauses, die militärischen Verpflichtungen in der Garnisonsstadt nachkamen. Bis zu ihrem Tod 1873 verbrachte Königin-Witwe Pauline hier noch manchen Sommer in Begleitung ihrer Tochter Katharina. Sie alle wohnten zurückgezogen in den Räumen des 2. Stocks im Neuen Hauptbau.<sup>8</sup> Die Gemächer König Friedrichs und der Königin Charlotte Mathilde in der Beletage wurden nie wieder bewohnt. Sie waren längst zum Museum geworden, zu Räumen der Ahnen,

die man ehrfurchtswoll betrat, bestaunte und vorführte. Die Könige Karl und Wilhelm II. haben sich schließlich nie im Schloss aufgehalten.<sup>9</sup>

Gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wohnten nur noch Herzog Ulrich und Prinzessin Olga von Schaumburg-Lippe, genannt Prinzessin Max, im Schloss.<sup>10</sup> Letztere hat während des Ersten Weltkrieges das Protektorat für das Rote Kreuz übernommen und in den nördlichen Friedrichsräumen mit Hilfe zahlreicher Frauen der Stadt Sanitätshilfsmittel (Bett- und Leibweißzeug) angefertigt und eingelagert. Im Marmorsaal waren die Geschäftsstelle für die Ausbildung von Rotkreuzhelferinnen sowie die Abwicklungsstelle des Herresbekleidungsamts<sup>11</sup> eingerichtet, und in den Garderoben wurden »Liebesgaben«<sup>12</sup> der Bevölkerung entgegengenommen.

Festliche Ereignisse sah das Schloss in dieser Zeit nur ausnahmsweise – und dann hatten sie meist einen militärischen Hintergrund, so 1909 das Ulanenfest mit großer Tafel im Marmorsaal und den angrenzenden Zimmern oder die Jahrhundertfeier des Dragoner-Regiments No. 25 am 6. Dezember 1913, zu der sogar Kaiser Wilhelm II. kam.<sup>13</sup> Oft war nicht mal mehr ein Aufenthalt im Schloss vorgesehen, so beim Besuch des bayerischen Kronprinzen 1913. Es wurde lediglich eine Parade am kleinen Exerzierplatz abgenommen und anschließend das Offizierskasino besucht.<sup>14</sup>

Dagegen versammelten Todesfälle die Familie öfter im Schloss, denn noch immer wurden die Familienmitglieder in der Gruft unter der Schlosskirche beigesetzt, wie Herzogin Margaretha Sophia von Württemberg, geborene Erzherzogin von Österreich am 29. August 1902.<sup>15</sup> Der Leichenzug führte durch die Stadt zur Schloss-



*Beisetzung der Herzogin Margaretha Sophia 1902 (Aufnahme von Herzog Philipp).*

kirche, vorbei an Ehrenformationen, und die Bevölkerung erhielt Einlasskarten<sup>16</sup>, um vom Pagenstand der Schlosskirche die Trauerfeier zu verfolgen – das Volk als Zuschauer, Statist, auch als Tourist im Schloss geduldet, schließlich wurde es der Souverän.

Mit dem Ende der Monarchie ging das Schloss 1919 in den Besitz des Staates über. Die Ludwigsburg wurde zum Ausverkaufsschloss – vieles an Nutzmöbeln wurde in dieser Zeit verscherbelt, nicht aus den Museumsräumen, aber aus den Depots, Dienerschaftsräumen, Garderoben und Küchen.<sup>17</sup> 1934 heißt es in einem Schreiben des Bezirksbauamts: Aus dem Schloss wurden »einigemale einfache, magazinierte Möbel verkauft, letztmals 1931. Soweit ich von den Verkäufen Kenntnis habe, handelte es sich dabei in keinem Fall um wertvolle, für die Ausstellung in einem Museum je in Betracht kommende Stücke.«<sup>18</sup>

Der neue Staat beschloss, dass die Mitglieder des früheren königlichen Hauses alle Räume in staatlichen Gebäuden bis 1. April 1919 räumen mussten.<sup>19</sup> Herzog Ulrich verließ seine Wohnung im Riesenbau bereits im Januar<sup>20</sup>, Prinzessin Max mietete im Februar ihre Räume im Neuen Hauptbau von der württembergischen Staatsfinanzverwaltung.<sup>21</sup> Zur Wohnung gehörten die Westhälfte im 2. Stock (das Appartement Carl Eugens), im Erdgeschoss eine Waschküche, eine Küche mit Speiseaufzug<sup>22</sup> in den 2. Stock, eine Autohalle, im Dachgeschoss Zimmer für den Hausmeister, den Fahrer, Gesinde- und Abstellkammern sowie der Friedrichsgarten und die Nutzung des Weintraubenertrags aus den südlichen Vorgärten. Die Prinzessin wohnte hier bis zu ihrem Tod am 21. Oktober 1932. Ihr Ableben versammelte die Mitglieder des königlichen Hauses und zahlreiche Verwandte zum letzten Mal im Ludwigsburger Schloss. Der Leichnam war im Marmorsaal aufgebahrt und unter großer Anteilnahme der Bevölkerung zog der Leichenzug dann mit militärischen Ehren zum neuen Friedhof.

### *Das Schloss im Dritten Reich*

Die NSDAP nutzte die Schlossanlage rege für Veranstaltungen, vor allem den Mittleren Schlosshof und das Gartenparterre vor der Südfassade. Besonders aufwendig wurden die Feiern am 1. Mai zelebriert, die die Volksgemeinschaft zusammenschweißen sollten. Am Vorabend wurde der Maibaum im Schlossgarten von der Zimmermannszunft aufgestellt und abends feierte die Hitlerjugend unter dem Maibaum. »Der 1. Mai beginnt offiziell zwischen 6 und 8 Uhr morgens mit einem allgemeinen Wecken, das von den Musik- und Spielmannszügen der Partei und Wehrmacht durchgeführt wird.«<sup>23</sup> Dann folgte eine Kundgebung der Jugend im Schlossgarten. Daraufhin zogen die Züge der Wehrmacht, der Brauchtumsgruppen mit dem Wagen der Maikönigin, der Betriebe, der Innungen und Ortsbauernschaften, der Arbeiter, Angestellten und Beamten durch die Stadt in den Südgarten. Dort gab es dann ein kurzes öffentliches Programm, dessen »Höhepunkt« die Übertragung des Staatsaktes aus Berlin war. »Nach der Übertragung des Staatsaktes klingt die Kundgebung mit einem Bekenntnis für den Führer und den Liedern der Nation aus.«<sup>24</sup>

Zwischen 1934 und 1939 erlebte der Mittlere Schlosshof neben den Maifeiern folgende regelmäßige Veranstaltungen: Mahnwachen und Feldgottesdienste der Reichswehr, Aufstellungen zum großen Zapfenstreich, Vereidigungen von Rekruten der Wehrmacht durch das Standortkommando, Gedenkfeiern der Wehrmacht zum Hel-



*Erntedankfest am 1. Oktober 1933.*

dengedenktag, Hindenburggedenkefiern, Feiern des Bundes deutscher Mädels und der Hitlerjugend, Erntedankfeste.<sup>25</sup> Singuläre Ereignisse waren der Kreisparteiabend der NSDAP 1935, die Parade zum Geburtstag Hitlers 1936<sup>26</sup> und im Mai 1939 das Fest

»Ludwigsburg im Wandel der Zeiten – Ein Tag des Rokoko am Hofe Carl Eugens«. In den Kriegsjahren werden die Veranstaltungen dünner und bleiben schließlich ganz aus.

Ludwigsburg wurde 1935 wieder Garnisonsstadt, ein Hauptwaffenplatz des Landes<sup>27</sup>, mit zahlreichen neu erbauten Kasernen, wie der Eberhard-Ludwig-Kaserne oder der Flak-Kaserne. Vor diesem Hintergrund ist die Idee von 1937 zu sehen, im Festinbau wieder einen Festsaal einzurichten, »der dem künstlerischen und stilistischen Empfinden unserer Zeit und der nationalsozialistischen Weltanschauung gemäß ist, vielleicht verbunden mit einem Offizierskasino«. <sup>28</sup> Ob Restaurierungen am

*Anzeige zum Fest »Ludwigsburg im Wandel der Zeiten« 1939.*

Außenbau des Festinbaus in diesem Zusammenhang durchgeführt wurden oder bereits 1933 mit dem geplanten Ausbau des Archivs<sup>29</sup>, lässt sich nicht sicher bestimmen. Von den Arbeiten zeugen jedenfalls Steinmetzzeichen mit Hakenkreuz an

ergänzten Sandsteingewänden der Fenster. Diese Hakenkreuze und ein weiteres auf der Treppenwanne am Eingang zum Turm der Ordenskapelle sind die letzten Hinterlassenschaften des »Tausendjährigen Reichs« am Schloss.

Während des Dritten Reichs wurden im Inneren Restaurierungen durchgeführt, die auch als »Arbeitsbeschaffung für die notleidenden Künstler und Kunsthandwerker« gedacht waren.<sup>30</sup> Nach einer Instandsetzung der Schlosskirche 1938 wurden 1939/40 der Ordenssaal und das Treppenhaus rebarockisiert. Man entfernte alle klassizistischen Änderungen aus der Thouret-Zeit.<sup>31</sup> Interessant an diesen Arbeiten ist, dass bereits im August 1939 Gesichtspunkte zur Bergung der Kunstgegenstände im Kriegsfall erarbeitet wurden.

Rebarockisierungsmaßnahmen hatten in Ludwigsburg durchaus schon eine Tradition. So wurden 1863 die geweißten Decken im Alten Hauptbau abgewaschen und die Fresken restauriert<sup>32</sup>, 1911 der Alkoven am Spiegelkabinett mit Spiegeln neu ausgestattet<sup>33</sup> oder 1912 Fresken im Treppenhaus des Riesenbaus aufgedeckt.<sup>34</sup> Auch nach dem Krieg wurden bis in die 70er Jahre hinein barocke Zustände wiederhergestellt, z. B. Stuck in den Fensterlaibungen des Alten Hauptbaus.<sup>35</sup>

1932 wurde beschlossen, den 2. Stock des Neuen Hauptbaus, inklusive der Wohnung der gerade verstorbenen Prinzessin Max, dem Technischen Landesamt zu überlassen.<sup>36</sup> Bei einer Besichtigung des Schlosses durch den Präsidenten des Technischen Landesamtes am 2. März 1934 gab das Bezirksbauamt auch unumwunden zu, welche Absicht hinter der Maßnahme stand: »Durch die Unterbringung des Technischen Landesamtes im Schloss würden die Schlossräume weitgehend ausgenützt. Die Eigenschaft des Schlosses als wertvolles Baudenkmal würde nicht mehr so sehr im Vordergrund stehen, vielmehr würde es in erster Linie Amtsgebäude werden.«<sup>37</sup> Eine Entwicklung, die unter König Wilhelm I. angestoßen worden war, fand hier ihren vorläufigen Höhepunkt: Die Residenz wurde zum Amtsgebäude.

Da die Unterhaltskosten ja auch bei Leerstand anfielen, schien die Ansiedlung weiterer Behörden die einzig sinnvolle Nutzung. Wohnungen wollte man aus Feuersicherheitsgründen nicht mehr im Neuen Hauptbau haben. Das Bezirksbauamt war sich aber auch bewusst, dass das Gebäude im Prinzip für Amtszwecke ungeeignet war, denn es wurde auf die enormen Betriebskosten für die Amtsräume hingewiesen, bedingt durch Weiträumigkeit und Höhe der Zimmer.

Ein Plan vom 5. April 1933<sup>38</sup> zeigt die Raumaufteilung: Die Westhälfte beherbergte die Bücherei in der Galerie, den Sitzungssaal und das Zimmer des Präsidenten. In den übrigen Zimmern saßen die Referenten, Ministerial-Amtleute, Rechnungs-Referenten und Registraturen. Die Umbaumaßnahmen griffen dann



*Amtsraum des Technischen Landesamts (Raum 240) in einer Aufnahme von 1947.*

auch brutal in die Bausubstanz ein. Im Ostflügel des Neuen Hauptbaus wurden die größeren Räume durch Abhängen der Decken und Einziehen von Zwischenwänden in kleinere und niedrigere Büroeinheiten abgeteilt. »Ein Anschneiden und teilweise zerstören der Stuckdecken und der gemalten Decken ist dabei unvermeidlich.«<sup>39</sup> Unterhalb der abgehängten Decken wurden alte Papiertapeten einfach abgeschnitten, die Wände abgewaschen und mit neuen Tapeten beklebt.<sup>40</sup> Über den historischen Parkettböden sollte ein Linoleumboden verlegt werden. Damit der Ausgleichsestrich sich kraftschlüssig mit den Böden verbinden konnte, wurde das Holz mit der Axt aufgeschlagen, also aufgeraut.<sup>41</sup> Wände wurden ausgebrochen, neue Zugänge geschaffen, Stromleitungen installiert, Aborte mit Spülleitungen eingebaut, Kamine abgebrochen und eine Sammelheizung<sup>42</sup> eingebaut. Damit wurden weite Teile der Schlossanlage sozusagen über Nacht modernisiert, aber auch deutlich verändert.

Seit Kriegsbeginn war das u. a. auch für den Straßenbau zuständige Technische Landesamt eine kriegswichtige Behörde, deren Anwesenheit eine gewisse Gefährdung für die Schlossgebäude darstellte. In den folgenden Jahren kamen noch ganz andere Einquartierungen hinzu. Schlossverwalter Wilhelm Knecht berichtete: »Trotz der Bemühungen der Schlossverwaltung und der Denkmalschutzbehörden konnte ein Missbrauch des Schlosses nicht verhindert werden.«<sup>43</sup> Am 1. April 1944 wurde der Gewölbekeller unter dem Theater, einstmals für Burgunder und andere fremde Weine bestimmt, an die Beru-Werke vermietet, um eine kriegswichtige Waffenproduktion hierher auszulagern.<sup>44</sup> Die zuvor vom Ernährungsamt eingelagerte Kartoffelreserve wurde weggeschafft, und nachdem eine Betonplatte als Fundament für die schweren Maschinen eingebracht worden war, begann die Produktion von Flugzeugteilen. Oberbaurat Jeremias meldete dagegen bereits am 27. März 1944 erhebliche Bedenken an und wies auf die Gefährdung des Schlosses durch die Beherbergung eines Rüstungsbetriebes hin.<sup>45</sup> Die Bedenken wurden beiseite gewischt.

Am 1. Oktober 1944 wurden mit Genehmigung des Reichsstatthalters weitere Räume zur Einlagerung von »kriegswichtigem Heeresgut« freigegeben.<sup>46</sup> Das Heeresbekleidungsamt mietete Räume, um Bekleidungsbestände und Ausrüstungsstücke einzulagern. Als Lagerräume mussten die Bildergalerie, der Garde- und Marmorsaal und die hochwertigen Räume König Friedrichs erhalten (Räume 129-144).<sup>47</sup> Im November 1944 lagerte das Technische Hauptamt Ost Bestände ein und im Februar 1945 brachte der Kreis Ludwigsburg die Sammlung des Volksnotopfers im Schloss unter. Im April 1945 wurden schließlich noch die Feldgendarmarie und der Volkssturm im Schloss einquartiert.<sup>48</sup> Alle diese Einlagerungen geschahen »mit der Begründung, dass die Not größer sei als die Bedenken und dass eine Aktivierung des Schlosses sich nicht umgehen lasse«.<sup>49</sup>

### *Luftschutz, Bergung, Angriffe und Kriegsschäden*

Schon vor Kriegsbeginn, im August 1939, war die Bergung der Kunstgegenstände in den Kellern unter dem Festinbau und dem Spielpavillon vorgesehen. Die zu bergenden Gegenstände sollten mit runden farbigen Aufklebern gekennzeichnet werden, »und zwar die in erster Linie in Sicherheit zu bringenden Sachen mit roten Marken, die zweite Serie mit blauen Marken«.<sup>50</sup> Mit der Leitung des Zuchthauses war bereits abgesprochen, ein bis zwei Gefangenentrupps für den Transport der Stücke zur Verfügung zu stellen. Die Bergung lief aber nur schleppend an, denn Ludwigsburg galt

stets als wenig luftgefährdet. Erst im Kriegswinter 1939/40 wurden die wertvollsten Bilder und Möbel aus dem Schlossmuseum in einen Bergeraum gebracht. Da sie hier aber unter Feuchtigkeit litten, wurde beschlossen, alles wieder ins Museum zu verbringen.

Noch im Mai 1942 war man der Meinung, die Kunstgegenstände seien im Schlossmuseum am sichersten, da sie »in verschiedenen, brandsicher voneinander abgeschiedenen Bauten aufgestellt sind, die Brand- und Luftschutzeinrichtungen gut ausgebaut sind und die nötigen Einsatzkräfte bereitstehen«. Außerdem sei »die Gefahr der Beschädigung durch Veränderung in der Luftfeuchtigkeit, größere Temperaturschwankungen und auf dem Transport größer als die Luftgefährdung«. <sup>51</sup> Zum Schutz der ortsfesten Kunstgegenstände, wie der Deckengemälde, konnte man nur Einsatzkräfte und Löschmittel bereithalten. In einem Antwortschreiben an das Finanzministerium äußerte Landeskonservator Richard Schmidt aber erhebliche Bedenken, da die zum Brandschutz zur Verfügung stehenden 14 Personen das Schloss kaum vor einem Brand retten könnten. <sup>52</sup> Er drang darauf, alle Kunstgegenstände in den Erdgeschoßsräumen zu sammeln, so dass im Ernstfall eine Rettung schnell erfolgen könnte. <sup>53</sup> Erst im Juli 1942 wurden dann tatsächlich Bergeräume im Erdgeschoß eingerichtet. Die Fenster erhielten einen Splitterschutz durch 51 cm starke Backsteinblenden in den Fensternischen mit einem oberen Lüftungsschlitz.

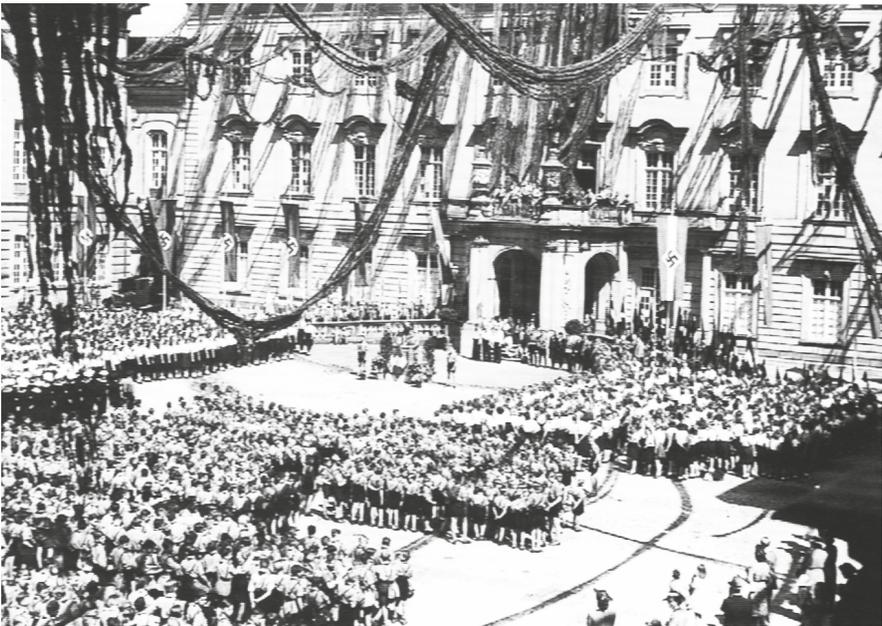
Im Mai 1943 wurde eine umfassende Luftschutztafnung der Schlossanlage beschlossen. <sup>54</sup> Der Schlossgartensee, als Löschwasser gebraucht, erhielt eine Überspannung mit Drahtzügen, auf die Grasmatten und Äste gehängt wurden. Die Ziervasen des Bildhauers Isopi, die auf vier Grashügeln standen, sollten mit Bepflanzung und Grasmatten, die Kiesfläche vor der Südfront mit Grünwuchs, die Wege durch Bedecken mit Gras, Erde und Schotter getarnt werden. Oberlichter auf den Dächern wurden angestrichen und vom Dachgesims der Südfassade des Neuen Hauptbaus wurden bis zur Vorgartenbalustrade Drähte gespannt, an denen Tarnnetze und Grasmatten befestigt waren. Der Mittlere Schloßhof wurde ebenfalls mit Tarnnetzen überspannt und die Nordseite des Alten Hauptbaus erhielt eine Tarnung entsprechend der Südfront des Neuen Hauptbaus. Der Vordere und Hintere Schloßhof wurden begrünt, gepflasterte Flächen mit Schlacken, Löschsand, Rasenfeldern und Koks beworfen, die Plattenwege am Gebäude erhielten einen Tarnanstrich.

In den Kellern unter der westlichen Spiegelgalerie waren die Betriebsluftschutzleitung und Schutzräume für die Bewohner untergebracht. Zum besseren Schutz wurde unter den Arkaden und an der nördlichen Außenwand eine Anfüllung aus Erde, Schlacken und Steinen aufgeworfen. <sup>55</sup> Luftschutzwasserleitungen wurden verlegt, Handspritzen, Wassereimer, Handfeuerlöscher und Sand bereitgestellt. Das Dachholz und die Zwischenböden wurden flammstark imprägniert <sup>56</sup> und über wertvollen Deckenausbildungen wurden die Böden je nach Tragfähigkeit mit Platten belegt oder mit Sandschüttungen versehen. Bei jedem Fliegeralarm sollte die Feuerchutzabteilung mit einer 1500-Liter-Spritze mit Schlauchwagen und die Wehrmacht mit einer 800-Liter-Spritze im Schloss einrücken. Die leichtere Wehrmachtsspritze blieb mit der Einlagerung von Beständen des Heeresbekleidungsamt ab August 1944 ständig im Schloss stationiert.

Wie wichtig diese Maßnahmen waren, zeigte sich bereits fünf Monate nach Beschluss der Luftschutzmaßnahmen. Am 9. Oktober 1943 ging um 0.04 Uhr 40 m östlich des Schlosses eine Minenbombe nieder. Über 500 Fenster gingen zu Bruch, sowohl Glasscheiben als auch Fensterrahmen, an 40 Fenstern wurden Vorhänge zer-



*Tarnung der Südfassade. Von der Dachtraufe zur Vorgartenbalustrade waren Tarnnetze gespannt. Das Foto entstand bei der Kundgebung der Hitlerjugend am 25. Juni*



*Tarnung des Mittleren Schlosshofs, der mit Netzen überspannt ist. Auf dem Foto vom 25. Juni 1944 sind auch die zahlreichen, im Oktober und November 1943 durch den Luftdruck von Minenbomben zu Bruch gegangenen Fensterscheiben zu erkennen.*

stört, Türen wurden beschädigt. Von den Decken fiel Stuck herab und geringe Schäden entstanden an Mauerwerk, Putz und Dächern. Die Rahmenhölzer der Fenster sollten wieder zusammengenagelt werden, eine Neuverglasung war aber unmöglich, deshalb wurden die Fenster mit Holzplatten verschalt.<sup>57</sup> Am 6. November 1943 ging erneut eine Minenbombe in Schlossnähe nieder und verursachte weiteren Glasschaden.<sup>58</sup>

Am 21. Februar 1944 wurde das Schloss von zehn Brandbomben getroffen. Neun von ihnen wurden dank der imprägnierten Dachstühle ohne große Schwierigkeiten gelöscht.<sup>59</sup> Eine der Brandbomben schlug in den Donnerschacht des Theaters und konnte erst nach Stunden gelöscht werden, zumal da der strenge Frost das Heranschaffen von Wasser erschwerte; die Löschwasserleitungen waren eingefroren und die Schlossverwaltung hatte keinerlei fremde Hilfe. Trotz der Angriffe waren 1944 noch nicht einmal Decken- und Wandausbildungen für eine Wiederherstellung nach eventueller Zerstörung fotografiert.<sup>60</sup> Am 11. April 1945 schlug eine Granate in die Südwestecke des Friedrichspavillons am Neuen Hauptbau ein, riss ein ca. vier Meter großes Loch in die Mauer<sup>61</sup> und verursachte im Museum größeren Schaden.<sup>62</sup> Alles in allem war das Ludwigsburger Schloss gerade noch glimpflich an einer Brandkatastrophe vorbeigeschrammt.

Die Bergung der Ludwigsburger Kunstschätze wurde lange Zeit vernachlässigt. Landeskonservator Richard Schmidt bemerkte im April 1943, dass sich im Schloss zu viele wertvolle Kunstgegenstände befänden und drang darauf, »wenigstens die kleineren Gegenstände, die leicht transportierbar sind, aus dem Schloss zu entfernen und möglichst nach Kochendorf zu bringen«. <sup>63</sup> Die letzten Angriffe hatten gezeigt, wie gefährdet Stuttgart und seine Umgebung waren. Darüber hinaus sollten alle Möbel aus den oberen Stockwerken, wenn schon nicht ausgelagert, so doch mindestens in die Erdgeschossräume gebracht werden. Die Bergung 1942 war offensichtlich nur unvollständig geschehen.

Bereits einen Tag nach Schmidts Schreiben wurden »Gesichtspunkte für die Bergung beweglicher Sachen aus dem Schlossmuseum« aufgestellt.<sup>64</sup> Geborgen werden sollten in erster Linie Gegenstände aus Gebäudeteilen, die ihrer Beschaffenheit und Lage nach luftgefährdet waren. Dabei waren die wertvollsten zuerst zu bergen, dann Dinge, die schwer zu ersetzen sind, »auch wenn sie nur dekorativen Wert haben. Bei mehreren Stücken derselben Art kann [der] am sichersten stehende Teil im Museum belassen werden.« Gleiche Stücke sollten auf verschiedene Bergungsräume verteilt werden. Man hatte anscheinend 1939 noch nicht einmal die roten und blauen Aufkleber am Inventar angebracht. Die Bergungsorte sollten innerhalb der Schlossgebäude und außerhalb weit verteilt sein, da eine gleichzeitige Zerstörung aller Verstecke unwahrscheinlich war. Es war darauf zu achten, dass die Räume klimatisch für eine Bergung geeignet waren, für ordnungsgemäße Lüftung war zu sorgen.<sup>65</sup>

Als Bergeorte wurden zunächst angegeben: Das Erdgeschoss im Riesen- und Ordensbau, der Fasskeller, die Dienerschaftsräume und -gänge im 1. Stock des Neuen Hauptbaus, das Salzbergwerk Kochendorf der staatlichen Saline Friedrichshall in Jagstfeld und die Burg Ebersberg im Kreis Backnang.<sup>66</sup> Zu diesem Zeitpunkt waren bereits Schlösser mit ihren Einrichtungen zerstört worden: das Bärenschlösschen am 11./12. März und das Festsaalgebäude der Wilhelma am 14./15. April 1943. Im August ordnete der Finanzminister eine Überprüfung an, ob die Schutzmaßnahmen für die Stuttgarter und Ludwigsburger Kunstschätze noch ausreichend seien.

Im Dezember 1943 befanden sich immer noch zahlreiche Möbel, laut Knecht »in

der Hauptsache nicht als Kunstgegenstände anzusprechen«<sup>67</sup>, in den Dachräumen des Neuen Hauptbaus. Angesichts der in Schlossnähe niedergegangenen Minenbomben vom Oktober und November sollten diese Möbel in den Festinbau gebracht werden, da sie in den Dachkammern eine Brandbekämpfung behinderten. Knecht wies darauf hin, dass außerhalb des Schlosses keine weiteren Bergeräume zu bekommen waren, auch kein Personal, Verpackungsmaterial und Transportfahrzeuge.

Letztlich gelang es aber doch in allerletzter Minute – schließlich hatte man ja schon im August 1939 bergen wollen –, die wertvollsten Gegenstände ganz aus Ludwigsburg wegzuschaffen. Die Bergeorte waren: Kochendorf, Oberstenfeld, Ebersberg und Brenz a.d. Brenz (alle in der späteren US-Besatzungszone), Urach, Urspring, Alpirsbach und Klosterreichenbach (alle in der späteren französischen Besatzungszone).<sup>68</sup> Vor den ersten Angriffen auf Ludwigsburg wurden am 15. Mai 1943 80 Bilder ohne Rahmen, sechs Kleinmöbel in Kisten, zehn Polstersessel und zehn kleine Kisten mit Porzellan in einen Stollen im Salzbergwerk Kochendorf gebracht.<sup>69</sup> Am 18. Mai 1943 wurden 25 Bilder, 32 Möbel und zwölf Kisten mit Porzellan in die Burg Ebersberg ausgelagert.<sup>70</sup> Trotz der im Oktober/November 1943 in Schlossnähe niedergegangenen Minenbomben und des Brandbombentreffers am 21. Februar 1944, trotz der Zerstörung des Stuttgarter Neuen Schlosses am selben Tag<sup>71</sup> wurden die Auslagerungen aus unverständlichen Gründen bis Juni 1944 nicht fortgesetzt.

Erst am 1./2. Juni 1944 brachten drei LKW Bergungsgut in die Stiftskirche nach Oberstenfeld.<sup>72</sup> Am 3. Juni wurden zehn Möbel und 17 Bilder in einem LKW in die Spitalkirche nach Urach gebracht.<sup>73</sup> Am 6. und 12. Juni verließ je ein LKW Ludwigsburg, um 30 Möbel und 133 Gemälde in die Klosterkirche Urspring zu bringen.<sup>74</sup> 42 Gemälde und 92 Möbelstücke wurden auf zwei Möbelwagen mit der Bahn nach Klosterreichenbach gebracht, wo man sie am 13. und 17. Juni hinter Verschlagen im Chor der Kirche verstaute.<sup>75</sup> Am 21. Juni ging ein Bahntransport mit 47 Möbelstücken und 39 Gemälden nach Alpirsbach, wo die Bestände in der Klosterkirche eingelagert wurden.<sup>76</sup> Der letzte Transport verließ Ludwigsburg dann erst wieder am 24. September und brachte 44 Gemälde sowie 29 Möbelstücke nach Brenz in das dortige Schloss.<sup>77</sup>

Es wurden keinerlei wandfeste Dekorationen, Fußböden und Wandbespannungen entfernt. Großskulpturen wurden nicht mit Verschlagen oder einer Vermauerung geschützt. Einzige Schutzmaßnahme der festen Ausstattung waren Luftschutzschüttungen über einigen Deckenfresken. Nicht einmal die ganze mobile Ausstattung wurde aus dem Museum entfernt: Spiegel und Kronleuchter waren nicht abgenommen, die Betten in den Schlafzimmern König Friedrichs und Königin Charlotte Mathildes oder der Thron im Ordensaal blieben stehen und wurden 1945 von Plünderern demoliert. Diese Nachlässigkeiten sind unverständlich, wenngleich viele Gründe in Betracht kommen: Abwarten mit Evakuierungen, um die Bevölkerung nicht zu verunsichern, Versorgungsprobleme bei Transport bzw. Logistik, Benzinmangel, Mangel an Baustoffen, Personalmangel und Fehleinschätzungen der Kriegslage.

Dass die Stadt in den letzten Kriegstagen nicht weiter unter Beschuss lag, war das Verdienst des Arztes Karl Dieter. Ursprünglich Arzt an der Werner'schen Kinderheilanstalt, war er als Oberfeldarzt für die etwa 2000 Verwundeten in den Ludwigsburger Lazaretten verantwortlich. Seiner Initiative ist es zu verdanken, dass ein großer Teil des Stadtbereichs zum Lazarettsperrbezirk erklärt wurde.<sup>78</sup> Die relativ geringen Kriegszerstörungen in Ludwigsburg können aber auch darauf zurückgeführt werden, dass es hier nur wenige Rüstungsbetriebe gab, und nicht zuletzt ist es denkbar, dass

die Alliierten die zahlreichen hiesigen Kasernen bereits in ihre Nachkriegsplanung einbezogen hatten.<sup>79</sup>

Am 21. April 1945 war mit dem Einmarsch der Franzosen der Krieg in Ludwigsburg zu Ende. Knecht berichtete: »Das Schloss hat durch in der Nähe niedergegangene Minenbomben, durch Brandbomben und Granattreffer im Laufe des Krieges Schäden erlitten, blieb aber in der Hauptsache erhalten. Nach dem Kriegsende sind im Schloss durch Plünderungen und Demolierungen weitere Schäden entstanden.«<sup>80</sup> Einlagerungen, die nicht im Sinne der Schlossverwaltung waren, wie die noch vorhandenen Bestände des Heeresbekleidungsamts, machte er für die Plünderungen am Tag vor dem Eintreffen der Franzosen verantwortlich.

Die französische Armeeführung quartierte sich im Schloss ein und beschlagnahmte das Gebäude, aber dennoch kam es zu weiteren Plünderungen, »die seither verbunden mit sinnlosen Zerstörungen stoßweise bei Tag und Nacht weitergehen«.<sup>81</sup> Knecht berichtete, dass während er mit dem Kommandanten am 22. April, dem Tag der Beschlagnahme, die Gebäude durchsuchte, in anderen Gebäudeteilen hinter ihrem Rücken geplündert wurde. Der Kleiderschrank Knechts, aus Luftschutzgründen im Erdgeschoss aufgestellt, wurde geplündert, Fahrrad und Handwagen wurden gestohlen, alle anderen Privatkeller von »Zivilfranzosen« und »Zivilfranzösinnen«, gedeckt von Soldaten, ausgeraubt.<sup>82</sup> Angeblich wurden die Plünderungen auch von zwei Russinnen, die mit anderen, auf ihre Rückführung wartend, im Schloss untergebracht waren, mit Hilfe von Soldaten begangen.<sup>83</sup>

Anfang Mai 1945 waren etwa 7600, Ende Mai schon rund 15 000 »Displaced Persons« – Kriegsgefangene und verschleppte Zwangsarbeiter – in der Stadt.<sup>84</sup> Einige von ihnen verschafften sich anscheinend mit den Plünderungen Luft. Knecht hielt fest: »Vom 23. April bis 4. Mai 1945 wurde tagsüber und hauptsächlich auch nachts von entlassenen Gefangenen und Kriegsgefangenen und Fremdarbeitern, aber auch von Deutschen, die sich teilweise bewaffnet hatten oder von waffentragenden französischen Soldaten geführt wurden, mit viel Schießerei geplündert und sinnlos demoliert. [...] Alle Türen und Fenster vom Dachboden bis in den Keller, ja bis zur Fürstengruft und selbst Särge werden immer wieder aufgebrochen. Was brauchbar erscheint, wird mitgenommen, alles andere zerschlagen, zertreten, zerschossen. Wenn ich die Plünderer in einem Bauteil hinaustrieb, kamen sie in einem anderen wieder herein. Dabei wurde ich immer wieder mit der Waffe bedroht.« Selbst nach jedem Einsatz der Militärpolizei »quollen sie von allen Seiten wieder herein. Ortskundige Führung war immer wieder festzustellen.«<sup>85</sup> Schließlich drangen amerikanische Soldaten<sup>86</sup> durch Aufbrechen einer verbauten Tür vom Spiegelkabinett aus in die Büros der Schloss- und Schlossbauverwaltung ein. Knecht fürchtete bei weiteren Plünderungen in den Büros die Vernichtung von Plänen, Lichtbildern und Akten und forderte daher die Einrichtung einer besseren ständigen Bewachung der Schlossanlage. Die Franzosen wurden aber nicht Herr der Lage im Schloss oder wollten es vielleicht auch gar nicht sein. Denn versprochene Wachen kamen erst nach Tagen »und wurden bald wieder weggenommen, angeblich weil zu wenig Besatzung da sei«.<sup>87</sup>

Es wurde zwar eine französische Einheit im Schloss einquartiert, aber die Zustände besserten sich nicht. Selbst wenn die französische Militärpolizei Plünderer stellte, wurden lediglich deren Personalien festgehalten, weiter geschah nichts. Offiziell nahmen die Franzosen aus den im Schloss untergebrachten Behördenräumen mit, was sie brauchen konnten, vor allem Büromöbel, Büromaschinen, Ersatzteile und Kraftwagen.

Am 4. Mai 1945 löste die amerikanische Besatzung die Franzosen ab und das Headquarter bezog Quartier im Schloss. Von der Anwesenheit der Amerikaner künden Funde, die in der Verfüllung über der Kuppel des Spielpavillons lagen. Hier fanden sich Briefe, die Harve Grossman zwischen dem 11. Mai und 20. Juni 1945 erhalten hatte, zusammen mit dem zerrissenen Foto einer jungen Frau, einem Fragment einer Rechnung vom »Military ... store ... Kirchstr. 1/1«, einem Zettel mit Aufzeichnungen für den Einkauf von Kleidungsstücken und dem Umschlag eines Cartoonhefts. Es fanden sich auch Verpackungen von Süßigkeiten – »Dairy Maid Marshmallow«, »Lucky Ellen chocolate almond«, »Clarks Honest Square«, »Ping« (»made of the makers of Milky Way«), »Milky Way« –, dazu ein »Dentyne chewing Gum« und Rasierklingen »Gillette Blue Blade«. Aus dem Schlosstheater stammt der Fund eines »Esquire. The Magazine for men« mit schlüpfrigen Cartoons.

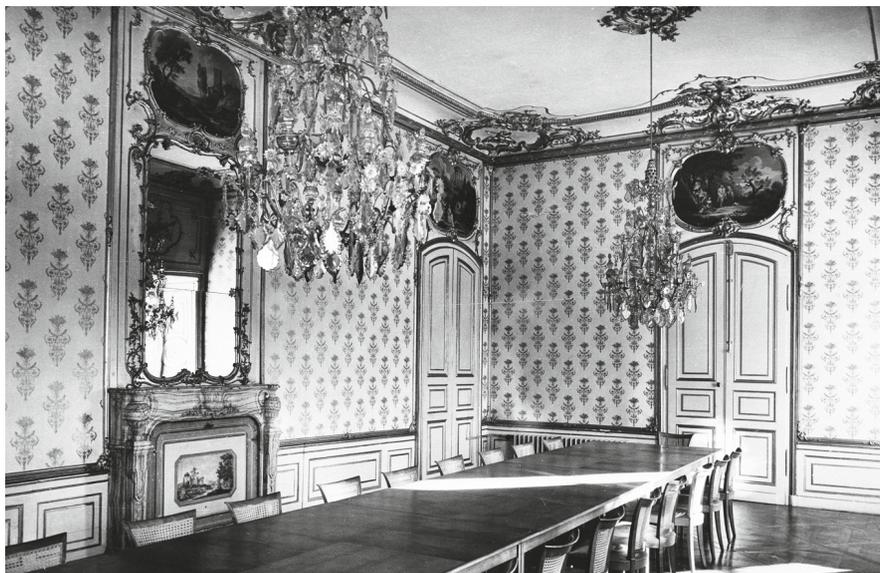
Corporal Harve Grossman wurde 1925 in New York geboren.<sup>88</sup> Er besuchte vier Jahre die High School und studierte anschließend. Im Alter von 18 Jahren trat er am 12. November 1943 als Private (gewöhnlicher Soldat) in den amerikanischen Wehrdienst ein. In seinen persönlichen Daten wurde vermerkt, dass er unverheiratet war. Es gibt Briefe von seiner Freundin Muriel Engleback aus Brooklyn, die wohl auch auf dem Foto zu sehen ist. Sie schreibt ihrem »Harve Darling« am 30. Mai 1945, dass sie sich gerade die Haare gewaschen hat, was sie gerade trägt, dass Besuch da ist, dass aber nichts besonderes passiert ist, sie ihn aber sehr vermisst und wünscht, er käme bald heim. Die Mutter mahnt Harve, nicht über Langeweile zu klagen: »You'd rather be safe in the occupation army than in the pacific.« Vielleicht wollte Harve wieder ins Kampfgebiet, denn ein Freund berichtet ihm über die Lage am Pazifik. Die Schwester Ruth schreibt, dass sie eine Job hat, Tante Sara erzählt von einer Konfirmation, die seine Mutter vorbereitet und vom Wetter und Kusine Ada hat einen ausgefallenen Wunsch: »Listen in case you get to Paris try to get me some good perfume Chanel 5. It's only 35.00!!!«

An den Briefumschlägen fehlen übrigens die Briefmarken. Dietrich Grube, dessen Vater im Staatsarchiv tätig war, erinnert sich aus seiner Kindheit: »Beim Durchstreifen der Schlossgebäude haben wir seinerzeit auch Briefe gefunden. Meiner Erinnerung nach lagen sie im Dachstock der östlichen Galerie, nahe der Wand zum Alten Hauptbau. Auffällig waren sie für uns, weil es sich um Luftpostbriefe handelte (die für uns bis dato unbekannt waren). Wir waren hauptsächlich an den amerikanischen Briefmarken auf den Umschlägen interessiert, alles andere haben wir wohl an Ort und Stelle gelassen.«<sup>89</sup>

Die amerikanische Militärregierung beschlagnahmte zur Unterbringung ihres Headquarters, des Regimentsstabs und der Spezial-Polizei (Special Police Detachment) von Juni 1945 bis 12. April 1948 alle Räume im östlichen zweiten Stock des Neuen Hauptbaus, die zuvor das Technische Landesamt belegt hatte, sowie den östlichen Kavaliärsbau. Am 15. Juni 1945 wurde das Hauptquartier von Colonel Dawson mit 15 Offizieren seines Stabs und einer Stabsbatterie von 100 Mann bezogen.<sup>90</sup> Die Räume im Neuen Hauptbau wurden als Geschäftsräume und Quartiere für die Offiziere genutzt, teilweise mit Büromöbeln ausgestattet, manche erhielten auch Gemälde: Speisesaal (R 249) mit den Möbeln aus dem ehemaligen Sitzungssaal des Technischen Landesamtes, Küche (R 250), Vorraum mit Spüle (R 251), Arbeitszimmer des Kommandeurs und Schlosskommandanten (R 258 mit Bad 258a), Stabs-

leiter (R 259), Büroräume (R 259a, 254 254a/b), Schlafzimmer mit je zwei Betten (R 259b, 260, 260a, 261, 262, 262a, 265, 269b), Schlafzimmer mit je einem Bett (R 261a, 264, 266b/c), Wohn- und Schlafzimmer des Kommandeurs (R 263, mit einem guten Bett und Bodenteppich), Tagesaufenthaltsraum mit Sofas und Sesseln und Platz zum Tanzen und Spielen (R 268), Wasch- und Duschaum mit fünf Brausen (R 266d) und eine Schneider- und Frisörstube.<sup>91</sup>

Im östlichen Kavaliersbau hatten die Amerikaner zum Schlosshof hin einige Büroräume und auch eine Art Offiziersmesse oder Kantine. »Die zugehörige Küche befand sich zum rückwärtigen kleinen Innenhof hin, wo auch Abfall-Container aufgestellt



*Sitzungssaal des Technischen Landesamtes (Raum 241) in einer Aufnahme nach 1945.*

waren. Beim Küchenpersonal waren wir wohl als stets hungrige Zaungäste bekannt. Jedenfalls erinnere ich mich gut daran, dass wir dort öfters etwas zum Essen ergattert haben. Manchmal konnten wir auch etwas vor dem Abfall-Container retten: Die Amerikaner waren offenbar sehr empfindlich gegenüber angebranntem Gebäck oder Weißbrot (= Toast, für uns damals etwas völlig Unbekanntes). Was mehr als eine leichte Bräunung aufwies, galt anscheinend als ungenießbar und kam in den Abfall – es sei denn, wir waren rechtzeitig zur Stelle.«<sup>92</sup>

Die Belegung durch die Militärregierung wechselte mehrfach, ständig war mit neuen Anordnungen und Anforderungen zu rechnen.<sup>93</sup> Im Falle von Unruhen war daran gedacht, amerikanische Familien im Schloss zu sammeln und unter den Schutz der Militärpolizei zu stellen. In der Erdgeschosshalle des Alten Hauptbaus wäre im Notfall ein Lazarett einzurichten gewesen, wozu es aber nie kam.<sup>94</sup>

Neben der Militärregierung belegten auch andere Behörden Schlossräume: Das Technische Landesamt, Abteilung Straßen- und Wasserbauverwaltung, behielt seine alten Räume im westlichen 2. Stock des Neuen Hauptbaus. Die Katastervermessungs-

abteilung des Innenministeriums war im westlichen Kavalierebau und den westlichen Mansarden im Neuen Hauptbau untergebracht.<sup>95</sup> Das Landwirtschaftsministerium mit der Abteilung Umlegung und Wasserwirtschaft befand sich ebenfalls im westlichen Flügelbau, das Staatsarchiv im Erdgeschoss des Alten Hauptbaus und in anderen Gebäuden, die Staatsgalerie im Schlossmuseum und im 1. Stock des Festinbaus.

Nach Besichtigung der Verwüstungen im Schloss wurde durch die Amerikaner umgehend eine Wache abgestellt und vom Kommandanten betont, dass das Schloss als Baudenkmal unter besonderen Schutz gestellt sei. Knecht wurde beauftragt, Ordnung zu schaffen, die Tarnung zu entfernen und Schäden instand zu setzen. Hierzu wurden Kriegsgefangene zum Arbeitsdienst herangezogen.<sup>96</sup> Zur Instandsetzung der Räume fehlten vor allem Stoffe und Restaurierungsmaterialien, denn bei den Plünderungen waren auch solche Vorräte gestohlen worden.

Im Auftrag der Militärregierung listete Knecht die Schäden auf, die seit der Besetzung durch Plünderungen und Demolierungen entstanden waren.<sup>97</sup> In den Schlossräumen bot sich ein Bild fürchterlichster Verwüstung: Türen und Schlösser waren aufgebrochen, Konsoltische und Kommoden umgestürzt, Marmorplatten und Pfeilerspiegel zertrümmert, Kronleuchter zerschlagen, Gemälde beschädigt, das Bett im Schlafzimmer der Königin demoliert, vom Paradebett des Königs Bettstücke und Decken entwendet oder zerrissen. In der Bibliothek der Königin waren die Bücherschränke aufgebrochen worden. Den Trophäen und Figuren in der östlichen Spiegelgalerie – Stuckfiguren türkischer Sklaven von Diego Carlone – waren Arme und Beine abgeschlagen, in der westlichen Spiegelgalerie Bildwerke demoliert worden. In der Fürstengruft der Schlosskirche waren die Särge von Herzog Maximilian und Herzogin Hermine geöffnet worden. Im Gardesaal hatten die Plünderer Gipsbildwerke, darunter die Hirschfiguren von Isopi, beschädigt. Im Ordenssaal war der Thronessel zertrümmert und das lebensgroße Bildnis König Friedrichs beschädigt worden. In den Dienerschaftsräumen gelagerte Kisten mit Kunstobjekten waren aufgebrochen, vieles demoliert, mehrere Vasen aus Ludwigsburger Porzellan und Gläser geraubt, aus Uhren das Uhrwerk herausgerissen und entwendet worden. Schränke waren aufgebrochen und darin aufbewahrte Stilstoffe, Bettvorlagen, Vorhänge und Reparaturteile zur Instandhaltung der Museumseinrichtung entwendet worden und im Festinbau waren Möbel aus dem Depot gestohlen worden.

Die Versorgungssituation zu Anfang der amerikanischen Besetzung war verschärft durch ausgebombte Familien, Heimatvertriebene und Displaced Persons. 30 verschiedene US-Einheiten waren in der Stadt stationiert, wobei im Lauf der Zeit viele GIs ihre Familien nachkommen ließen. So mussten am Kriegsende und in den Nachkriegsjahren die Menschen auf engstem Raum zusammenrücken.

Angesichts dieser Lage ist es nicht hoch genug einzuschätzen, dass das Residenzschloss Ludwigsburg von Anfang der amerikanischen Besetzung an unter dem Schutz der Sektion »Monuments, Fine Arts & Archives« stand. Die Amerikaner setzten James J. Rorimer als Kunstschutzoffizier ein, mit der Aufgabe, Kunst- und Kulturgut zu sichern, aber auch Raubgut auffindig zu machen. Er berichtete 1945: »Am 9. Juli stiegen John Nicholas Brown, Generalleutnant Clays Kulturberater, und Oberstleutnant Mason Haymond vom US-Truppenkontrollrat mit mir zusammen in das Kochendorfer Bergwerk hinunter. Wir schauten uns einiges an, nämlich die »Stuppacher Madonna«, Dutzende von Ölgemälden aus Stuttgart und Möbel aus dem Ludwigsburger Schloss. Zumindest musste man den Deutschen lassen, dass sie ausgezeichnete Arbeit



*Ausstellung der Staatsgalerie im Festinsaal (1946)  
mit den Einbauten für das Archiv aus der Zeit um 1868.*

geleistet hatten, was die Sicherung ihrer eigenen Schätze anging und auch jener Wertgegenstände, die sie während ihrer Besetzung im Ausland konfisziert hatten.«<sup>98</sup>

Die Sektion »Monuments, Fine Arts & Archives« setzte sich dafür ein, dass das Schloss so schnell als möglich wieder als Museum zugänglich gemacht werden sollte, und die Militärregierung ordnete die Instandsetzung des Museums an. Trotz allen guten Willens der amerikanischen Militärregierung, tatkräftig bei der Instandsetzung des Schlosses zu helfen, fehlte es immer wieder an Material, vor allem aber an Fachkräften zur Restaurierung.<sup>99</sup> Seit Mitte Oktober 1945 konnten immerhin sonntags wieder zivile Besucher das Schlossmuseum besichtigen.

Ab Juli 1945 wurde damit begonnen, die Bestände aus den in der US-Besatzungszone gelegenen Bergeorten ins Schloss zurückzuführen, was im Frühjahr 1946 abgeschlossen war. Schwieriger war es, an die Stücke aus der französischen Besatzungszone heranzukommen. Württemberg war in eine amerikanische Besatzungszone mit 19 Landkreisen und drei Stadtkreisen und in eine französische Zone mit 15 Landkreisen geteilt.<sup>100</sup> Um von einer Besatzungszone in die andere zu gelangen, benötigte man einen Befreiungsschein der Militärregierung. Im November 1946 erhielt Wilhelm Knecht eine solche Genehmigung, um den Rücktransport ausgelagerter Museumsbestände aus der französischen Zone zu organisieren.<sup>101</sup> Er reiste zu den Bergeorten, um den Zustand der Sachen zu überprüfen, die Herausgabe war aber von französischer Seite noch nicht beschlossen.<sup>102</sup>

Am 17. und 18. Oktober 1947 konnten schließlich die Stücke aus Urspring zurückgebracht werden. In dem abenteuerlichen Bericht »Fahrt mit Hindernissen« schildert Knecht alle Schwierigkeiten. Zunächst musste auf die Ausstellung der Transportpapiere und Passierscheine für das Begleitpersonal gewartet werden. Sie wurden erst am Vorabend des geplanten Rücktransports fertig. Die Freigabepapiere der französischen Militärregierung mussten persönlich in Tübingen abgeholt werden. Knecht und seine Helfer fuhren mit dem Zug nach Urspring und brachten schon alle Sachen aus der Kirche, allein die LKW kamen wegen eines Motorschadens verspätet an, so dass man schon wieder daran dachte, alles in die Kirche zurückzubringen. Auf der Rückfahrt brach die Kupplung des Anhängers, und auch ein anderes technisches Problem galt es zu meistern: »Die Benzinführung machte auf der ganzen Rückfahrt zu schaffen, so dass sie mehrmals ausgebaut werden musste. Schließlich war die Weiterfahrt nur möglich, wenn ein Mann mit der Benzinflache auf der Kühlerhaube saß und Benzin in den Vergaser goss, wenn die Zufuhr unterbrochen war.«<sup>103</sup> Schließlich ging kurz vor Erreichen des Schlosses das Benzin aus, so dass Treibstoff beschafft werden musste, »was bei der bestehenden Knappheit in der Zuteilung ein Kunststück war«.

Die in Alpirsbach, Urach und Klosterreichenbach ausgelagerten Stücke folgten im Lauf des Jahres 1947 bzw. 1948. Erst nach rund drei Jahren waren alle Kunstobjekte ins Ludwigsburger Schloss zurückgekehrt.

Während der amerikanischen Beschlagnahme fanden im Schloss außer einem Konzert zu Ehren des Hauptquartiers im Ordenssaal am 11. Juli 1945 keine Veranstaltungen statt. Die Parade zum amerikanischen Unabhängigkeitstag am 4. Juli 1948 im Schlosshof erfolgte bereits nach der Freigabe.<sup>104</sup> Nur die Schlosskirche wurde von der Besatzung regelmäßig genutzt, es fanden amerikanische und polnische Gottesdienste statt.<sup>105</sup>

Zwischen dem 6. Februar und 23. März 1946 fand unter großem internationalem Interesse im Ordenssaal das Militärgericht gegen die Borkum-Angeklagten statt, der so genannte »Borkum Island case«.<sup>106</sup> Dieser bekannteste Fliegerprozess betraf die Ereignisse nach der Notlandung eines beschädigten amerikanischen Bombers am 4. August 1944 auf dem Strand von Borkum. Alle Besatzungsmitglieder hatten die Notlandung überlebt, nur eines war leicht verletzt. Die Gefangenen wurden gezwungen, zu Fuß durch den Ort zum Borkumer Fliegerhorst zu marschieren. Auf dem Weg kam es zuerst zu Misshandlungen, bis dann ein deutscher Soldat, der bei einem Fliegerangriff auf Hamburg seine Familie verloren hatte, die gefangenen Amerikaner nacheinander erschoss. Der Soldat soll später an der Ostfront gefallen sein. Angeklagt wurden unter anderem der Inselkommandant sowie mehrere Soldaten und Zivilisten. Das Verfahren endete mit fünf Todesurteilen und einer Reihe von Gefängnisstrafen.

Erst ab 1948 kehrte mit öffentlichen Konzerten wieder kulturelles Leben im Schloss ein und erstmals wurde diskutiert, das Schloss ganz für kulturelle Zwecke freizumachen. Alle Behörden sollten weichen.<sup>107</sup>

Am 12. April 1948 wurden schließlich alle von der Militärregierung belegten Schlossräume geräumt und freigegeben.<sup>108</sup> Die Staatsgalerie übernahm die Räume der Militärregierung im 2. Stock des Neuen Hauptbaus für ihre Studiengalerie und die Graphische Sammlung.

Es war schließlich ein weiter, 57 Jahre langer Weg, die »Beamtenburg« in seiner Gesamtheit einer kulturellen Nutzung zuzuführen. Noch viele Behörden beherbergte das Gebäude: Die Landesvermessungsabteilung des Innenministeriums<sup>109</sup>, das Archiv des Evangelischen Oberkirchenrats<sup>110</sup>, das Staatsarchiv, das Landesamt für Flur-



*Borkum-Insel-Prozess im Ordenssaal des Schlosses.*

bereinigung und Siedlung<sup>111</sup>, aber auch Ausstellungsräume für das Landesmuseum<sup>112</sup> und die Staatsgalerie<sup>113</sup>. 1991 zog das Landesamt für Flurbereinigung aus, 1992 war der Umzug des Staatsarchivs in das Zeughaus.

Von da an liefen die Konzepte heiß für eine gesamtmuseale Nutzung des Schlosses, die schließlich 2004 zum 300. Jahr seines Bestehens erreicht wurde: Schlossmuseum, Theatermuseum, Appartement Carl Eugen, Keramikmuseum, Modemuseum und die Barockgalerie erfüllen heute die Schlossanlage.

#### **Anmerkungen**

- 1 Zur Nutzung des Schlosses im 19. Jahrhundert und seinen Bewohnern vgl. Daniel Schulz: Zeitspuren eines barocken Gebäudes, Asperg 1999, S. 97 ff.
- 2 1854 wurde schließlich das Apanageschloss unter die Aufsicht des Kameralamts gestellt. Diese untergeordnete Finanzbehörde war der Domänendirektion bei der Oberfinanzkammer unterstellt.
- 3 42 Beamte kamen mit ihren Familien nach Ludwigsburg. Kreisregierung und Finanzkammer des Neckarkreises hatten seit 1818 ihren Sitz im Erdgeschoss des Alten Hauptbaus. 1849 wurde die Finanzkammer zwar aufgelöst, aber nicht deren Archiv. Vgl. Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg, Bd. 2., Ludwigsburg 2004, S. 22.
- 4 Mit den verlagerten Beständen der Archive aus Mergentheim, Ellwangen und Heilbronn. Es befand sich im Erdgeschoss der Bildergalerie und im Festinbau, der mit einem Zwischenge-

- schoß unterteilt wurde. Vgl. Peter Müller: Das größte »Aktenlager« des Landes. Staatliche Archive im Schloss Ludwigsburg, in: Ludwigsburg 2004, Bd. 3: Festinbau, Modemuseum, Ludwigsburg 2004, S. 23 f.
- 5 Vgl. Karl Otto Müller: Das Württembergische Staatsarchiv Ludwigsburg, in: Archivalische Zeitschrift 35 (1925) S. 61-110.
  - 6 Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL) FL 410/4 13.3, Instruktion für den Kastellan 1838.
  - 7 Einlassschein wurden auch zum längeren Aufenthalt ausgestellt, z. B. für Architekturstudenten, die im Schloss zeichneten oder fotografierten.
  - 8 Einzige Ausnahme war Prinzessin Katharina. Sie bewohnte die westlichen Friedrichszimmer.
  - 9 Wilhelm II. und Charlotte nutzten die Villa Marienwahl an der Heilbronner Straße. Dann wohnte die Palastdame der Königin, Gräfin Olga von Üxküll-Gyllenband, im Neuen Hauptbau, 2. Stock.
  - 10 Herzog Ulrich wohnte von 1897 bis 1919 im 1. Stock des Riesenbaus, sein Adjutant im anschließenden östlichen Kavalierebau. Prinzessin Olga, eine Großnichte der Königin Olga, wohnte mit ihren Kindern von 1900 bis 1932 im Appartement Carl Eugens im 2. Stock des Neuen Corps de Logis. Dazu eine Hofdame, ein Kammerdiener und ein Kraftwagenführer.
  - 11 Rolf Bidlingmaier: Vom Residenzschloss zum Kulturzentrum, in: Schloss Ludwigsburg. Geschichte einer barocken Residenz, Tübingen 2004, S. 162.
  - 12 StAL FL 410/4 1.1.9, Schreiben des Bezirksbauamts an die Domänenverwaltung 8.8.1914.
  - 13 Ulanenfest 1909, StAL FL 410/4 1.1.9; Einlassbestimmungen zur Jahrhundertfeier des Dragoner-Regiments vom 22.11.1913, StAL FL 410/4 6.1.3.
  - 14 StAL F 181 Bü 2b.
  - 15 Ebd.
  - 16 StAL FL 410/4 6.1.4. An den Wänden hinterließen Besucher zahlreiche Graffiti.
  - 17 Am 28. April 1919 wurden große Mengen an Gebrauchsmöbel versteigert, ebenso am 25. März 1920. Es handelte sich u.a. um Betten und Nachttische aus den Dienerschaftsräumen; StAL FL 410/4 5.11.
  - 18 StAL FL 410/4 1.1.9, Schreiben des Bezirksbauamts an das Finanzministerium 11.6.1934.
  - 19 StAL FL 410/4 1.1.9, Schreiben des Finanzministeriums an die Baudirektion 10.12.1918.
  - 20 StAL FL 410/4 1.9.1, Übergabeprotokoll 22.1.1919.
  - 21 StAL FL 410/4 1.9.1, Mietvertrag vom 8.2.1919. Der Mietzins betrug 4000 Mark.
  - 22 Der Aufzug wurde durch die Bauverwaltung unterhalten. Es wird aber darauf hingewiesen, dass bei einer künftig nötigen Erneuerung aus Kostengründen innerhalb der Wohnung im 2. Stock eine Küche eingerichtet werden sollte, was 1920 auch geschah. StAL FL 410/4 1.6.1, Bericht der Bau- und Bergdirektion an das Bezirksbauamt 6.12.1919.
  - 23 StAL FL 410/4 6.1.3, Artikel vom 26.4.1939, »Wie Ludwigsburg den 1. Mai feiert«.
  - 24 Ebd.
  - 25 StAL FL 410/4 6.1.1, Verzeichnis über die Veranstaltungen 1934 (bis 1952). Zum Programmablauf siehe Akten in StAL FL 410/4 6.1.3.
  - 26 StAL FL 410/4 6.1.3, Ablauf der Parade zum Geburtstag des Führers am 20.4.1936, Schreiben des Standortältesten vom 14.4.1936 mit Plan der Aufstellung.
  - 27 Zwischen Diktatur und Demokratie. Das Kriegsende 1945 in Ludwigsburg. Dokumentation und Ausstellung des Stadtarchivs Ludwigsburg 1995, S. 5.
  - 28 Zitiert nach Hans-Joachim Scholderer: Das Modemuseum, in: Ludwigsburg 2004, Bd. 3 (wie Anm. 4) S. 29. Das Archiv sollte nämlich damals noch in einen Neubau nach Stuttgart umziehen. Der Ordenssaal war auch als nationalsozialistischer Festsaal im Gespräch, aber die Raumdekorationen dort schienen überhaupt unpassend.
  - 29 1933 gab es erste Planungen, den Festinbau auszukernern und mit Betongeschossen zu versehen. 1954 wurden diese Pläne verwirklicht (StAL F 410/4 1.2.2). Vgl. Hans-Joachim Scholderer: Geschichte und Nutzung, in: Ludwigsburg 2004, Bd. 3 (wie Anm. 4) S. 18.
  - 30 StAL FL 410/4 8.36, Kostvoranschlag des Bezirksbauamts über Instandsetzungen 1.6.1937.
  - 31 StAL FL 410/4 8.52, Rechnungen von Josef Braun für Restaurierung und Neumalung von Fresken.
  - 32 StAL FL 410/4 1.5.1, Schreiben 30.1.1863. Vgl. Richard Schmidt: Instandsetzungen in Schloss Ludwigsburg, in: Deutsche Kunst- und Denkmalpflege 1942/43 S. 120.

- 33 StAL FL 410/4 1.5.1, Übernahmeprotokoll von 1912; StAL F 1/66 Bü 245, Vergoldung 1913/14. Man nahm an, die Spiegel wären im 19. Jahrhundert entfernt worden. Tatsächlich waren im Alkoven Eberhard Ludwigs, wo das Bett stand, die Wände mit Stoffen bespannt und nur der Plafond verspiegelt.
- 34 1912 entdeckte das Personal Herzog Ulrichs unter dem Anstrich des Treppenhauses im Riesenbau Fresken, die in der Folge freigelegt wurden; StAL FL 410/4 1.9.1, Protokoll 16.9.1912.
- 35 1953 malte Josef Braun das Fresko in der westlichen Spiegelgalerie neu (StAL FL 410/4 8.52, Rechnung 9.1.1953) und machte auch Ergänzungen im Treppenhaus des Riesenbaus. Im Riesenbau wurden barocke Stuckornamente in die Fensterlaibungen hinein kopiert. Die Arbeiten wurden in den 70er Jahren nicht mehr zu Ende gebracht. Vgl. Paul Krüger: Die Restaurierungs- und Instandsetzungsarbeiten im Schloss Ludwigsburg von der Nachkriegszeit bis heute, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 16 (1964) S. 187-196. Zum Thema Rebarockisierung vgl. Schulz (wie Anm. 1) S. 57 ff.
- 36 StAL FL 410/4 1.1.9, Schreiben des Bezirksbauamts an das Finanzministerium 11.6.1934.
- 37 StAL FL 410/4 6.2.2.1, Schreiben des Bezirksbauamts an das Finanzministerium 2.3.1934. Dem Amt sollten auch die Kavalierebauten überlassen werden. Zu diesem Zeitpunkt befanden sich im westlichen Kavalierebau die Kanzleiräume des Staatsfilialarchivs, im östlichen war das Vermessungsamt untergebracht.
- 38 StAL FL 410/4 1.1.9.
- 39 Ebd., Bauüberschlag 5.4.1933.
- 40 Iris Henke: Die Restaurierungen, in: Ludwigsburg 2004, Bd. 2: Neues Corps de Logis, Keramikmuseum, Appartement Carl Eugens, Ludwigsburg 2004, S. 33. Die Wände verloren durch das Abwaschen ihre ursprünglichen Bemalungen, die bei den Restaurierungen nur noch in Spuren zu finden waren.
- 41 Holger Schultz: Sanierung der Räume, in: Ludwigsburg 2004, Bd. 2 (wie Anm. 40) S. 28.
- 42 Bei der Gelegenheit wurde gleich in die meisten Schlossgebäuden die Heizung verlegt. Die Heizung wurde durch Kohle beheizt, das Kesselhaus befand sich im Keller des westlichen Kavalierebaus.
- 43 Tätigkeitsbericht von Wilhelm Knecht vom 21.4.1946 für die Zeit seit der Besetzung (StAL FL 410/4 7.6). Knecht war Regierungs-Bauamtman im Bezirksbauamt Ludwigsburg, Schlossbaubüro, Leiter der Schlossverwaltung.
- 44 StAL FL 410/4 1.1.10, Schreiben des Bezirksbauamts an das Staatsrentamt 22.4.1944.
- 45 Hans-Joachim Scholderer: Das Schlosstheater Ludwigsburg. Geschichte, Architektur, Bühnentechnik, mit einer Rekonstruktion der historischen Bühnenmaschinerie, Berlin 1994, S. 48.
- 46 StAL FL 410/4 1.1.6, Bericht 20.9.1944.
- 47 Insgesamt betrug die gemietete Raumfläche 2193 qm, die Monatsmiete 1 Reichsmark pro qm. StAL FL 410/4 1.1.6, Schreiben an das Staatsrentamt 8.1.1945.
- 48 Tätigkeitsbericht (wie Anm. 43).
- 49 Ebd.
- 50 StAL FL 410/4 5.4, Schreiben des Bezirksbauamts 29.8.1939.
- 51 StAL FL 410/4 9.1, Vermerk von Knecht 27.5.1942.
- 52 1944 standen dann 20 Personen als Selbstschutztruppe bereit, von denen allerdings nur Schlossverwalter Knecht und ein alter Museumsdiener ortskundig waren.
- 53 StAL FL 410/4 9.1, Schreiben des Landeskonservators Schmidt 18.6.1942. Schmidt verweist auf die Zerstörung des Kasseler Schlosses, auf das 80 Brandbomben fielen und das trotz 13 Mann Selbstschutz zur Hälfte abgebrannt war.
- 54 StAL FL 410/4 9.1, Vermerk von Knecht 21.5.1943. Für die Arbeiten sollte ebenfalls eine Zuchthausgefangentruppe eingesetzt werden.
- 55 StAL FL 410/4 1.1.10, Vermerk über die Abfuhr der Luftschutz-Anfüllung 10.1.1949.
- 56 Imprägniert mit einem Stoff namens FM 1. StAL FL 410/4 1.1.6, Bericht 20.9.1944.
- 57 StAL FL 410/4 1.1.10, Schreiben des Bezirksbauamts an das Finanzministerium 23.10.1943.
- 58 Tätigkeitsbericht (wie Anm. 43).
- 59 StAL FL 410/4 9.1, Bericht 26.4.1944.
- 60 StAL FL 410/4 8.59, Vermerk von Knecht 25.5.1944.

- 61 Wolfgang Läßle: Zusammenbruch, Besetzung, Neubeginn. Ludwigsburg in den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs, Ludwigsburg 1982, S. 36.
- 62 Tätigkeitsbericht (wie Anm. 43). Der Schaden wird aber nicht näher ausgeführt.
- 63 StAL FL 410/4 5.4, Schreiben 28.4.1943.
- 64 StAL FL 410/4 5.1, Luftschutz-Maßnahmen 29.4.1943.
- 65 Dass solche Hinweise nötig waren, zeigt das Schicksal zahlreicher Gegenstände aus dem Schloss Rosenstein. Die dort im Keller gelagerten Möbel hatten so sehr unter Feuchtigkeit gelitten, dass 1947 das meiste unbrauchbar war. Teile wurden noch für Reparaturen anderer aufbewahrter Stücke mitgenommen. Beim Rest sollte eine »unauffällige Beseitigung« erfolgen bzw. Holz als Brennmaterial verwendet werden. StAL FL 410/4 5.1, Schreiben des Bezirksbauamts 9.5.1947.
- 66 StAL FL 410/4 5.1, Aufstellung 30.4.1943.
- 67 StAL FL 410/4 5.4, Schreiben des Bezirksbauamts 28.12.1943.
- 68 StAL FL 410/4 5.1, Kartenskizze zur Luftschutzverlagerung.
- 69 StAL FL 410/4 5.1., Bergeliste 31.10.1945. Vgl. Christhard Schrenk: Schatzkammer Salzbergwerk. Kulturgüter überdauern in Heilbronn und Kochendorf den Zweiten Weltkrieg, Heilbronn 1997, S. 274. Die Gegenstände nahmen dort 20 qm Raum ein.
- 70 StAL FL 410/4 5.1, Bergeliste 29.10.1945. Die Gegenstände standen in drei Zimmern im Erdgeschoss des Pfarrhauses auf der Burg.
- 71 Zerstört am 21.2.1944, bei weiteren Luftangriffen wurde das Schloss im September 1944 total vernichtet. Die Auslagerungen begannen hier erst nach dem ersten Angriff. Vgl. Michael Wenger: 250 Jahre Neues Schloss Stuttgart, Stuttgart 1996, S. 97.
- 72 StAL FL 410/4 5.1, Bergeliste 9.6.1944. Die Gegenstände befanden sich in der südlichen Chorkapelle, im Westteil des nördlichen Seitenschiffs beim Emporenaufgang und auf den Emporen. Die Aufsicht hatte der Mesner Karl Nestel.
- 73 StAL FL 410/4 5.1, Bergeliste 10.6.1944.
- 74 Ebd., Abschrift der Bergeliste 10.6.1944.
- 75 Ebd., Abschrift der Bergeliste 14.6.1944.
- 76 Ebd., Bergeliste 1.11.1945.
- 77 Ebd., Bergeliste 30.10.1945. Die Stücke lagerten im Rittersaal des Schlosses. Bei der Rückführung fehlten Gegenstände, die von der Tochter des Altbürgermeisters entwendet und in ihrer Wohnung aufgestellt worden waren. Teils hatte Leutnant von Stirum von der amerikanischen Militärregierung Sachen nach Heidenheim, angeblich zum Ausbessern, bringen lassen. StAL FL 410/4 5.1, »Erhebung über fehlende Stücke« 19.1.1946 (zusammengestellt von Schlossverwalter Knecht). Ansonsten gab es in allen Bergeorten keine Verluste.
- 78 Zwischen Diktatur und Demokratie (wie Anm. 27) S. 34. Vgl. auch Läßle (wie Anm. 61) S. 38 und Sting (wie Anm. 3) S. 370 ff.
- 79 Zwischen Diktatur und Demokratie (wie Anm. 27) S. 11.
- 80 StAL FL 410/4 7.6, Bericht 8.1.1946. Die Bestände waren übrigens schon einmal am 10.4.1945 geplündert worden, vgl. Tätigkeitsbericht (wie Anm. 43).
- 81 StAL FL 410/4 7.6, Bericht von Knecht an den Oberbürgermeister 29.4.1945.
- 82 Tätigkeitsbericht (wie Anm. 43).
- 83 Wie Anm. 81.
- 84 Zwischen Diktatur und Demokratie (wie Anm. 27) S. 26.
- 85 Tätigkeitsbericht (wie Anm. 43).
- 86 Wie Anm. 81. Der Vorfall ereignete sich am 28. April. Hier ist es unklar, ob diese Amerikaner schon als Vorhut da waren (die Übernahme der Besetzung durch die Amerikaner erfolgte erst am 4. Mai) oder ob es befreite Kriegsgefangene waren.
- 87 Tätigkeitsbericht (wie Anm. 43).
- 88 Über die Datenbank AAD des NARA (U.S. National Archives & Records Administration; <http://www.archives.gov>) bekommt man über die Army serial number 42053611, die auf den Briefen steht, Zugang zu den Daten von Grossman.
- 89 Erinnerungen von Dietrich Grube, dessen Vater Dr. Walter Grube bis zu seiner Einberufung zur Wehrmacht im Hauptstaatsarchiv Stuttgart und im Staatsarchiv Ludwigsburg tätig war. Mit Beginn der Luftangriffe auf Stuttgart wurden von dort alle »kinderreichen« Familien eva-

- kuert. So kam die Familie Grube mit fünf Kindern von Stuttgart nach Ludwigsburg. Sie erhielt eine Wohnung im Alten Hauptbau, zweiter Stock, Westseite, wo sie dann bis Ende 1958 gewohnt hat. Dietrich Grube durchstreifte das Schloss und die Gärten mit seinen Geschwistern und den Kindern der anderen dort lebenden Familien.
- 90 Tätigkeitsbericht (wie Anm. 43).
  - 91 StAL FL 410/4 7.6, Auflistung 9.6.1945.
  - 92 Erinnerungen von Dietrich Grube.
  - 93 Zunächst befand sich im Schloss der Stab der 205. FA.Gp. unter Colonel Dawson, seit 28. September 1945 bis 23. November 1946 das 59. Quartermaster Base Depot unter Colonel Stoddard. Dann nur noch das Headquarter der Special Police Detachment 26. Infanterie, Mil. Pol. 534, unter Oberleutnant Le Van bis zum 14. Februar 1948.
  - 94 StAL FL 410/4 7.6, Niederschrift des Bezirksbauamts 2.10.1947.
  - 95 StAL FL 410/4 6.2.4.7, Schreiben des Bezirksbauamts an die Landesverwaltung des Inneren 2.8.1945.
  - 96 Tätigkeitsbericht (wie Anm. 43).
  - 97 Ebd.
  - 98 Zitiert nach Schrenk (wie Anm. 69) S. 69 f.
  - 99 StAL FL 410/4 7.6, Bericht 21.4.1946.
  - 100 Alfred Dehlinger: Württembergs Staatswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung bis heute, Stuttgart 1951, S. 211.
  - 101 StAL FL 410/4 5.4, Befreiungsausweis 7.11.1946.
  - 102 StAL FL 410/4 5.1, Vermerk von Knecht 12.5.1946.
  - 103 Ebd., Bericht von Knecht.
  - 104 StAL FL 410/4 6.1.1, Verzeichnis über die Veranstaltungen 1934 (bis 1952).
  - 105 StAL FL 410/4 7.6, Schreiben des Bezirksbauamts an das Finanzministerium 14.2.1948.
  - 106 Vgl. Wolfgang Läßle: Ludwigsburg in den ersten Jahren nach dem 2. Weltkrieg, in: Ludwigsburger Geschichtsblätter 45 (1991) S. 118. Dokumente zum Borkum-Prozess finden sich in der Collection Edward F. Lyons, Jr. papers, Archives and special collections, Northeastern University Boston. Quelle: <http://lib.neu.edu/archives>.
  - 107 StAL FL 410/4 7.6, Schreiben des Bezirksbauamts 16.5.1947.
  - 108 StAL FL 410/4 7.5, Schreiben des Headquarters.
  - 109 1945-1949. Die Katasterabteilung war früher dem Technischen Landesamt untergliedert. Der Behördenleiter hatte seinen Sitz im Kavaliersbau West, die Behördenräume befanden sich in den Mansarden des Neuen Hauptbaus.
  - 110 1948-1957, im Erdgeschoss des östlichen Kavaliersbau.
  - 111 Im westlichen Kavaliersbau 1. und 2. Stock, Neuer Hauptbau westlicher Dachstock.
  - 112 1959 Ausstellung »Höfische Kunst« im Neuen Hauptbau.
  - 113 Ausstellung in den Friedrichszimmern, Bildergalerie und Festinbau. Depoträume bis 1988 im östlichen 2. Stock des Neuen Hauptbaus. 1959 wird übrigens der Zustand der Friedrichsräume beklagt: »Die Tapeten hängen nicht nur in Fetzen von den Wänden herunter, sondern fehlen zum Teil völlig. Die Gardinen sind morsch, der Anstrich der Wände bedarf dringend der Auffrischung. Wir bekommen ständig die Kritik unserer Besucher übermittelt, die der Tatsache verständnislos gegenüberstehen, dass qualitätvolle Bilder in derart vernachlässigten Räumen ausgestellt werden.« (StAL FL 410/4 6.2.4.3, Schreiben der Staatsgalerie Stuttgart an das Hochbauamt 23.7.1959). Antwort des Hochbauamts: Der Zustand der Wandbespannungen wird seitens des Hochbauamts auf das ständige Umhängen der Bilder zurückgeführt. Darüber hinaus sollen die Räume endlich wieder dem Schlossmuseum angegliedert werden (StAL FL 410/4 6.2.4.3, Schreiben 6.8.1959).

# Berichte und Notizen

## Die Veranstaltungen des Historischen Vereins 2003/2004 und 2004/2005

### I. Die Vorträge im Winterhalbjahr 2003/2004 im Staatsarchiv Ludwigsburg

**1. Donnerstag, 9. Oktober 2003:** Im Vorfeld des Schlossjubiläums drehten sich die Themen der Vorträge im Winterhalbjahr 2003/2004 um Schloss Ludwigsburg. Den Anfang machte der Metzinger Stadtarchivar Rolf Bidlingmaier mit seinem Vortrag »Italienische Künstler und Kunsthandwerker am Schlossbau in Ludwigsburg«, der in Heft 58/2004 der Ludwigsburger Geschichtsblätter in einer überarbeiteten und erweiterten Fassung abgedruckt ist.

**2. Donnerstag, 13. November 2003:** Am zweiten Vortragsabend referierte Dr. Eberhard Fritz vom Archiv des Hauses Württemberg über »Schloss Ludwigsburg als Sommerresidenz von König Friedrich«. Der Vortrag, der eine kleine Sensation bot, nämlich Zeichnungen des Hofstaates aus der herzoglichen Bibliothek in Altsachsen, die an diesem Abend zum ersten Mal der Öffentlichkeit gezeigt wurden, ist in einer um Auszüge aus den Hofdiarien und Anmerkungen erweiterten Fassung in Heft 58/2004 der Ludwigsburger Geschichtsblätter veröffentlicht.

**3. Donnerstag, 11. Dezember 2003:** Dass die Bürger von Marbach wenig begeistert über den Bau von Schloss und Stadt Ludwigsburg waren, davon berichtete der Marbacher Stadtarchivar Albrecht Gühring in seinem Vortrag »Der Bau von Schloss und Stadt Ludwigsburg aus der Sicht Marbachs«, abgedruckt in einer überarbeiteten und um Anmerkungen erweiterten Fassung in Heft 58/2004 der Ludwigsburger Geschichtsblätter.

**4. Donnerstag, 8. Januar 2004:** Den ersten Vortrag im Jubiläumsjahr 2004 hielt Prof. Dr. Marieluise Kliegel zum Thema »Kleiden und Leben der Diener am Hofe«. Dieser Vortrag ist abgedruckt in Heft 58/2004 der Ludwigsburger Geschichtsblätter.

**5. Donnerstag, 12. Februar 2004:** Auf große Resonanz stieß auch der fünfte Vortrag im Winterhalbjahr. Alle Stühle des Staatsarchivs reichten nicht für den Ansturm der Besucher, so groß war das Interesse am Vortrag von Dr. Sybille Oßwald-Bargende über »Christine Wilhelmine von Grävenitz – eine politische Karriere am Hof«. Dieser Vortrag ist in einer modifizierten Version abgedruckt in Heft 58/2004 der Ludwigsburger Geschichtsblätter.

**6. Donnerstag, 11. März 2004:** Von einer ganz anderen Seite als sonst beleuchtete Prof. Dr. Bernd Wunder in seinem Vortrag den Gründer von Schloss und Stadt Ludwigsburg, Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg, nämlich »als General und Feldmarschall«. Der Vortrag ist abgedruckt in Heft 58/2004 der Ludwigsburger Geschichtsblätter.

Am **Donnerstag, 22. April 2004**, 19.30 Uhr, lud der Historische Verein zur Sonderveranstaltung »Musik und Tanz am Hofe zu Ludwigsburg« anlässlich des Schlossjubiläums in das Schlosstheater im Residenzschloss Ludwigsburg ein. Bei dieser gut besuchten Festveranstaltung wurde auch das Sonderheft der Ludwigsburger Geschichtsblätter »300 Jahre Schloss Ludwigsburg« präsentiert. Im Mittelpunkt des

Abends standen zwei Ehrungen: die Ernennung des langjährigen Vorsitzenden Dr. Wolfgang Bollacher zum Ehrevorsitzenden und die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft des Vereins an das ebenfalls langjährige Vorstandsmitglied Prof. Dr. Paul Sauer. Die Laudatio hielt Dr. Albert Sting (siehe Seite 184). Nach verschiedenen Gesangs- und Tanzdarbietungen klang der festliche Abend mit einem Stehempfang in der Ahnengalerie des Schlosses aus.

## II. Die Sommerfahrten 2004

### 1. Samstag 5. Juni 2004: Halbtagesfahrt nach Stuttgart.

Auf der Fahrt nach Stuttgart gab Prof. Dr. Paul Sauer einen Überblick über die Geschichte der Landeshauptstadt von den Anfängen bis heute. Seine Ausführungen vertiefte Harald Schukraft beim Rundgang durch die Quartiere der Altstadt und der Esslinger- oder Leonhardsvorstadt, der am Karlsplatz mit dem Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. begann.

Stuttgart ging aus einem Gestüt hervor, das Herzog Ludolf, ein Sohn Kaiser Ottos I. und seiner Gemahlin Editha, um 950 gegründet hatte. Pferdezucht war zur Zeit der Ungarneinfälle wichtig, denn Pferde waren »Kriegsgerät«. Für das Bestehen des Gestüts sprechen auch mehrere im Stuttgarter Tal verehrte Pferdeheilige, so Erasmus, Stephan, Leonhard und Birgitta von Kildare, deren Verehrung wohl über die aus England stammende Kaiserin Editha nach hier gekommen ist. Mittelpunkt des Gestüts war das Stuthaus, eine Art befestigter Verwaltungsbau oder Wohnturm. Es befand sich, nur durch ein schmales Gässchen von ihr getrennt, unmittelbar nördlich der Stiftskirche, die auch einen Leonhardsaltar besaß, in einem zum Unternehmen Zahn-Nopper gehörenden Gebäudeteil. Reste der Stuthaus-Mauern haben sich bis nach dem Zweiten Weltkrieg erhalten. Das Gestüt erstreckte sich bis zum Neckar bei Cannstatt. Der Ortsname Stuttgart ist durch Hugo de Stutkarten (Stuockarten), einem Jahresstifter des Klosters Hirsau, um 1160 erstmals belegt.

Nach dem Tode Ludolfs kam das Gestüt an den salischen Kaiser Konrad II. und zwar über seine Gemahlin Gisela. Konrad II. hatte in dem etwa beim Charlottenplatz gelegenen Dorf Frankenbach eine Jakobskirche erbaut, hatte also Beziehungen zum Stuttgarter Tal. Von ihm kam dann das Gestüt an den aus Metz verjagten Bischof Bruno aus dem Calwer Haus. Bruno war der Sohn des Calwer Grafen Adalbert. Er errichtete in Stuttgart ein Castrum, das nach seinem Tode an Hugo de Stutkarten, seinen Großneffen, fiel und von diesem dann an die badischen Markgrafen. Im Raum Stuttgart waren viele badischen Dienstmänner ansässig, die alle den von einem Hochadligen abgeleiteten badischen Balken im Wappen führten. Markgraf Hermann V. hat dann vor 1259 Gestüt, Siedlung und Burg zur Stadt erweitert, mit Mauern geschützt und mit Stadtrecht begabt. Er war mit der Markgräfin Irmgard – Stifterin des Klosters Lichtental bei Baden-Baden – verheiratet. Sein Sohn Markgraf Rudolf hatte eine Tochter Mathilde, die noch vor 1251 den Grafen Ulrich I. von Württemberg, den Stifter, den »mit dem Daumen«, ehelichte. Dieser Ulrich ist der erste Graf, der deutlich aus der 1083 erstmals urkundlich genannten Dynastie der Württemberger mit Sitz auf dem Württemberg (Rotenberg) hervortritt. Zur Mitgift seiner Gemahlin Mathilde gehörte das Stuttgarter Tal, das fortan beim Hause Württemberg blieb, von kurzen Beherrschungen durch Kaiser und die Stadt Esslingen abgesehen. Das Stift und württembergische Erbbegräbnis Beutelsbach wurde nach Stuttgart verlegt, nach-

dem es im Reichskrieg Kaiser Heinrichs VII. gegen Graf Eberhard den Erlauchten (1310-16) von den Esslingern zerstört worden war. Die Chorherren des Stifts hatten in Stuttgart die Aufgabe, den Gottesdienst an der Stiftskirche – eigentlich Kirche zum Heiligen Kreuz – zu versehen und das Erbbegräbnis des Grafenhauses in Obhut zu nehmen.

Der älteste Kern der Stadt war, wie schon gesagt, befestigt und hatte die Form eines Ovals, das noch heute erkennbar ist. Es gab drei Tore: nach Nordosten das Tunzhofer Tor, über dessen Resten sich der heutige Durchgang vom Schillerplatz in die Königsstraße, ehemals der »Große Graben« erhebt, nach Westen das Obere Tor und nach Süden das Innere Esslinger Tor. An der Ostflanke des Ovals steht das Alte Schloss, von außen noch immer eine imponierende Trutzburg. Grabungen unter ihm erbrachten, dass das Stuttgarter Tal ein siedlungsgeografischer Gunstraum war. Merowingische, römische und vorrömische Spuren wurden entdeckt.

An der Stiftskirche lässt sich Bau- und Kirchengeschichte ablesen. Das unterste – romanische – Geschoss des Südturms (um 1150) ist das älteste, heute noch in Stuttgart aufrecht stehende Bauwerk, vielleicht schon von Hugo von Stuttgart errichtet. Der unverwechselbare Nordturm verdankt sein flaches Dach protestantischer Schmuckfeindlichkeit, freilich auch Geldmangel. Der Turm war bei Einführung der Reformation noch nicht fertig, die Ablassgelder flossen nicht mehr, also ließ man ihn unvollendet. Haupteingang war das kunstgeschichtlich hochrangige, heute verstümmelte Apostelportal an der Südseite. Auf der Westseite der Kirche, wo sich jetzt der Haupteingang befindet, standen früher die Chorherrenhäuser. Die Neugestaltung des Innenraums der »City-Kirche« darf als gelungen angesehen werden. Der Architekt hat es verstanden, die Kirche »erzählen« zu lassen. Zeitspuren und Hinweise auf verschwundene Bauteile sowie die Verwendung moderner Baustoffe, abwechslungsreiche Glasfenster und neu eingefügte Wendeltreppen machen den Raum hell, spannend und versammlungsfreundlich. Von der Ausstattung sind besonders bemerkenswert die Relikte des »Pfingstlochs« mit musizierenden Engeln, die Grafenstandbilder im Chor von Sem Schlör und die »Goldene Kanzel«. Die auf ihr ursprünglich dargestellten Kirchenväter sind im reformatorischen Übereifer zu Evangelisten verwandelt worden. Attribute und Bekleidungsstücke, die an Rom und die Papstkirche erinnerten, wurden entfernt. Der moderne Altar aus Schweizer Sandstein symbolisiert Geburtsstall, Abendmahlstisch und Grabeshöhle. Vor der Stiftskirche zeigen sich die Umrisse des längst aufgelassenen und über dem einstigen und heutigen Straßenniveau gelegenen Friedhofs und die ansteigende Stiftsstraße zum Wall vor dem »Großen Graben«, heute Königstraße. Die weiter westlich gelegene Schulstraße war zur Zeit der frühen Stadt eine Sackgasse, genauer: ein dreieckiger Marktplatz.

Der Weg führte an der Markthalle vorbei, einem sehr geglückten Werk des Architekten Martin Elsässer, zur Lederstraße, die an die ehemaligen Gerberwerkstätten am Nesenbach erinnert, und zur Stelle des ehemaligen Kriegsministeriums am Charlottenplatz, in dem Wilhelm Hauff die Söhne des Ministers Karl Eugen von Hügel unterrichtete, ferner zum verschwundenen Äußeren Esslinger Tor, einem Teil der Befestigung der Leonhardsvorstadt, durch das 1782 Friedrich Schiller mit seinem Freund Andreas Streicher bei Nacht und Nebel vor seinem Herzog außer Landes floh. Das sanierte »Bohnenviertel« hat seinen Namen von den Bohnen, welche seine Bewohner früher in Pflanzkästen vor den Fenstern zogen. Im Zentrum der Leonhardsvorstadt steht die von Aberlin Jörg 1470-1474 an Stelle einer älteren Kapelle erbaute go-

tische Leonhardskirche. Im letzten Krieg wurde sie schwer beschädigt. Sie birgt das Chorgestühl der Hospitalkirche des ehemaligen Dominikanerklosters – übrigens des einzigen Klosters in Stuttgart – und ein an den großen Humanisten Johannes Reuchlin aus Pforzheim erinnerndes Epitaph. Reuchlin ist in der Kirche bestattet. Vor der Kirche steht die Replik der von Hans Seyffer aus Heilbronn geschaffenen Kreuzigungsgruppe (Original in der Hospitalkirche). Früher fand südlich der Kirche der »Krempelesmarkt« statt, ein Flohmarkt. Das heute vom Gustav-Siegle-Haus überbaute Gelände westlich der Kirche war Friedhof, dann mit der Botenhalle überbaut. In der Botenhalle luden die Fuhrleute die Erzeugnisse aus der Umgebung ab und nahmen städtische Produkte nach Hause zurück. Sie transportierten auch Botschaften, weshalb sie »Boten« genannt wurden. Der Schellenturm, nach den dort sistierten Schellenwerkern, d.h. Strafgefangenen mit Schellen besetzten Hand- oder Beinfesseln so benannt, sei als sichtbarer Rest der Vorstadtbefestigung besonders erwähnt. Am westlichen Ende der Weberstraße befand sich der »Weiße oder Nachrichtenturm«, in dem der Henker wohnte. Sein Baumaterial stammte von der ehemaligen Weißenburg, daher sein Name. Dicht nördlich von ihm war das 1818 abgebrochene Hauptstätter Tor, so geheißen nach der davor liegenden Hauptstatt (Schafott), heute Wilhelmsplatz. 1508 ließ ein Unwetter den Nesenbach anschwellen. Der Torwart schloss das Tor, so dass sich das Wasser vor der Toranlage staute und schließlich Torturm und einen Teil der Stadtmauer fortriss.

Durch die Torstraße führte der Rundweg in die Eberhardstraße mit dem Geburtshaus des 1770 geborenen Philosophen Wilhelm Hegel und dem von dem Architekten E. Otto Oßwald erbauten Tagblatt-Turm. Am Geißelplatz kann das Ergebnis der ersten Stuttgarter Altstadtanierung von 1900-1909 betrachtet werden. Rund um den Hans-im-Glück-Brunnen entstanden an Stelle von 87 abgebrochenen Häusern 33 neue Gebäude. Der Marktplatz gilt heute bereits als Denkmal der Architektur der 50er Jahre des letzten Jahrhunderts. Der Turm des verplatteten neuen Rathauses umschließt die Reste des Turms seines Vorgängerbaus.

Harald Schukraft verstand es, die wechselvolle Geschichte der Altstadt und Leonhardsvorstadt spannend auszubreiten und sie an exemplarischen Bauten, Relikten und Spuren vergangener Tage sowie Flurnamen und mündlichen und schriftlichen Quellen festzumachen. Ihm und Prof. Dr. Paul Sauer wurde im Gasthaus »Träuble« in Gerlingen, Stätte der abendlichen Einkehr, herzlich gedankt. *wb*

## **2. Samstag, 17. Juli 2004:** Ganztagesfahrt nach Freudenstadt und Alpirsbach.

Freudenstadt ist die älteste regelmäßige Stadtanlage nördlich der Alpen im Stil der Idealstädte der Spätrenaissance. Herzog Friedrich I. von Württemberg war es, der die Stadt ins Leben rief und 1599 mit ihrem Bau beginnen ließ. Baumeister war Heinrich Schickhardt. Um einen großen, etwa 220 m im Geviert messenden Platz, der nach Westen hin abfällt, wurden wie beim Brett des Mühlespiels zwei Zeilen mit Giebelhäusern erstellt, die innere Zeile dabei mit zum Platz hin gerichteten Arkaden. In die Ecken waren öffentliche Gebäude in Winkelhakenform geplant: Kirche, Spital, Rathaus, Handelshaus. Kirche und Rathaus wurden in dieser Bauweise ausgeführt. Nachdem evangelische Exulanten aus Kärnten, Steiermark und Krain ins Land gekommen waren, wurde eine dritte Häuserzeile gebaut. Der Platz, eigentlich ein Waffenzugplatz, war für ein über Eck stehendes Schloss mit Graben vorgesehen, das deutlich größer werden sollte als das Stuttgarter »Alte Schloss«. Es wurde allerdings nie erbaut. Die Stadt, mit Toren und Wällen versehen, ist als Festungs- und vielleicht auch als Bergwerkstadt für die in Christophstal tätigen Knappen konzipiert worden.

Die Ausbeute der dortigen Gruben an Erzen, insbesondere an Silber, war aber mehr als bescheiden, weshalb der Bergbau bald wieder eingestellt wurde.

Freudenstadt war wichtiger württembergischer Stützpunkt auf der Linie Stuttgart-Tübingen-Oberkirch-Straßburg-Sponeck-Reichenweiher-Horbürg-Mömpelgard. Ob es der Herzog zur künftigen Hauptstadt eines »neuen« Württemberg erheben wollte, ist offen, aber eher unwahrscheinlich. Am Ende des Zweiten Weltkriegs wurde die Stadt nahezu völlig zerstört. Sie ist erst 1954 nach langem Ringen um den richtigen Weg des Wiederaufbaus aus Ruinen und Trümmern – man darf sagen: klug und gut – neu erstanden. Heute ist der zentrale Platz, der zeitweise in Gartenparzellen aufgeteilt war, wieder »Stadtraum« und mit Traufhäusern bebaut. Gegen Westen sieht man hinter den dort gewollt niedrig gehaltenen Häusern den Tannenwald. Eine Ausstellung »Das Wunder von Freudenstadt« im Stadthaus zeigt die Geschichte der alten Oberamtsstadt von 1945 bis 1954 anschaulich und eindrucksvoll.

Herr Gerhard Hertel, Stadthistoriker mit breitem Wissen, begann die Führung am ehemaligen Haus »Zum güldenen Barben«, das Schickhardt als erstes in der Reihe der Bürgerhäuser am großen Platz gebaut hat. Die Stadtkirche, die bis auf die Umfassungsmauern niedergebrannt war, ist wieder aufgerichtet. Ihre Türme zeigen in Anlehnung an die Kirchtürme von Stuttgart und Tübingen gotische Elemente und damit Residenzarchitektur. Die schöne und bedeutende Ausmalung und Ausstattung der beiden Schiffe ist aber verloren. Erhalten sind nur der aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammende Korpus des Kruzifixes, der um etwa 1100 entstandene, mit reichem Bildwerk geschmückte große Taufstein und das holzgeschnitzte und bemalte Lesepult (Predigtstuhl) mit den vier Evangelisten und ihren Attributen aus der Hirsauer Schule um 1150. Bei der Betrachtung des Zifferblatts der Kirchturmuhr, welches das um 1600 verwendete Wappen Württembergs zeigt, erinnerte Hertel an den schwäbischen Auszählvers: »Gitterle (Rauten), Gäbele (Hirschstangen), Vögele (Adler der Reichssturmflamme), Fisch (Barben) – und du bisch!« Das raue Klima der Stadt beschrieb Hertel so: »Dreiviertel Jahr ist's Winter und ein Vierteljahr ist's kalt«, oder: »Im Sommer trägt man den Pelzmantel offen.« Das Dekanat unmittelbar östlich der Stadtkirche ist vom Krieg verschont geblieben. Dorthin war kurz vor der Katastrophe das kostbare Lesepult aus der Kirche gebracht worden. Im anschließenden Haus des Cafés Kläger wurde Friederike Locher geboren, die Schwiegertochter Friedrich Schillers. Der moderne »Rabenbrunnen« in der südöstlichen Ecke des großen Platzes zeigt die für die Stadt und ihre Wirtschaft wichtigen Elemente: Jagd, Wintervergnügen, Holz und Forellenzucht. Stadtschultheiß Hartranft (1880-1910) ist es übrigens zu danken, dass aus der abgelegenen Wald- die weltbekannte Kurstadt wurde, die seit 1879 Eisenbahnanschluss hat. In den lärmenden Raben des aus Stahl, Blech und Draht hübsch gestalteten Brunnens sehen die Freudenstädter mit mildem Spott ihren Gemeinderat und in der Frauenfigur auf der hohen Stele, dem Symbol für die Wiedergeburt der Stadt, die »Hypothekenvenus«.

Das »Bärenkreuz« bei Lossburg gehört zu den Kleindenkmalen und unter diesen zu den Steinkreuzen, die grundsätzlich aus Anlass jähren Todes errichtet wurden. Die Steinkreuzsetzung ist eine Ausformung des uralten Brauchs, besondere Ereignisse im menschlichen Leben mit einem Mal zu markieren. Das aus Buntsandstein bestehende Kreuz dürfte aus dem 15. Jahrhundert stammen. Es zeigt auf der einen Seite einen Jäger mit Speer und auf der anderen einen Bären oder ein Wildschwein und einen Hund. Bären gab es zur Zeit der Entstehung des Kreuzes im Schwarzwald noch durchaus. Vermutlich erinnert das Kreuz an einen Jagdunfall mit tödlichem Ausgang

für den Jäger, wenn auch die Sage von einem Bauern weiß, der hier einen Bären erlegt hat, welcher dann auf ihn und den Hund fiel und beide erdrückte. In der Steinkreuzforschung nimmt das Bärenkreuz wegen seines »Bildprogramms« einen wichtigen Platz ein.

Das Kloster Alpirsbach ist ein Juwel hochromanischer Baukunst. Es führte Herr Bernhard Harbrecht, der es verstand, die Vorstellungen des mittelalterlichen Menschen zur Deutung der vielen baulichen Details heranzuziehen. 1095 stifteten die Adligen Ruotman von Husen, Adelbert von Zollern, dessen hiesige Grabstätte die älteste bekannte seines Geschlechts ist, und Alwic von Sulz – ihre Wappen begegnen mehrfach – auf geerbtem Besitz das Benediktinerkloster Alpirsbach. Die Mönche kamen unter Abt Uto aus St. Blasien. Einer Holzkirche oder einem Oratorium folgten 1099 eine geweihte Steinkirche, deren Turm noch erhalten ist, und schließlich die monumentale Klosterkirche, die vermutlich 1128 geweiht wurde. An den Turm der ersten Steinkirche schließt sich das Haus für die Laienbrüder an, ebenso der Wohnturm des Schutzvogts, in dem heute die Glocken der katholischen Kirche hängen. Das Kloster kam rasch unter hirsauischen Einfluss und schloss sich 1483 der Bursfelder Kongregation, einer Reformbewegung an, die zu seinem wirtschaftlichen Aufstieg führte. Damals entstand beispielsweise der gotische Kreuzgang. Ambrosius Blarer, einstiger Prior des Klosters, bekannte sich zu Martin Luther und trat 1522 aus dem Kloster aus. Dieses selbst wurde 1535 reformiert und zur Klosterschule mit einem evangelischen Abt an der Spitze umgewandelt.

Von der Vorhalle (Paradies oder Galiläa) gelangt man in den Kirchenraum (Judäa oder himmlisches Jerusalem), der durch einen Lettner in Schiff und Chor geteilt wurde. Der Lettner besteht nicht mehr, sein ursprünglicher Standort kann aber an zwei Säulen mit schmuckreichen Kapitellen abgelesen werden. Die Kirche ist eine dreischiffige, siebenjochige Säulenbasilika mit Flachdecke über dem Grundriss eines lateinischen Kreuzes und – nach kluniazensischer Regel – ohne Krypta. Sie wirkt ernst, erhaben und majestätisch und vermittelt sowohl ein Bild der »Ecclesia militans« als auch der »Ecclesia triumphans«. Im Tympanon über dem Eingangstor ist Christus auf dem Regenbogen thronend in der Mandorla dargestellt, die von zwei Engeln gehalten wird. Links von ihm kniet ein Mönch, rechts von ihm eine Frau im Ordensgewand, vielleicht ein Stifterpaar. Die Mandorla besteht aus den Segmenten zweier sich überschneidender Kreise, die das Menschliche und das Göttliche verkörpern. Die nach Westen blickenden Löwenköpfe an dem mit Leder überzogenen Portal verkörpern das Böse. Die Hauptapsis birgt beachtliche Gewölbemalereien, vor allem das »Jüngste Gericht«. Die geretteten Seelen schreiten nach Osten, die verdammten nach Westen. Die Anordnung und Gestaltung des gleichfalls nicht mehr vorhandenen Hochaltars ist unklar. Der im nördlichen Chorschiff befindliche geschnitzte Altar aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts stammt aus der Schule des Nikolaus Leckmann und zeigt die Marienkrönung. Die in Braun gemalten Flügel künden die Frührenaissance an.

Beim Bau des Kreuzgangs wurde das Obergeschoss des im Ostflügel des Kreuzgangs gelegenen Dormitoriums berührt. Die Fußböden der Zellen mussten der Gewölbe wegen höher gelegt werden. Unter den erhöhten Böden wurden in den letzten Jahren interessante Funde gemacht, die in dem kleinen Museum der ehemaligen Abtswohnung präsentiert sind: Schuluntensilien und Kleidungsstücke der Klosterelven, insbesondere eine hervorragend erhaltene Hose, Karikaturen von Präzeptoren und anderes. Weshalb diese Gegenstände »versteckt« wurden, ist unbekannt.

Der eindrucksvolle Tag fand im »Ochsen« in Renningen seinen Abschluss. Dank galt Herrn Prof. Dr. Paul Sauer, der auf der Hinfahrt nach Freudenstadt umfassende historische Ausführungen gemacht hatte, und den Herren Gerhard Hertel und Bernhard Harbrecht. *wb*

### III. Die Vorträge im Winterhalbjahr 2004/2005 im Staatsarchiv Ludwigsburg

**1. Donnerstag, 14. Oktober 2004:** Dr. Klaus Merten referierte über das Thema »Neues zur Schlosskirche Ludwigsburg«. Die Träume Herzog Eberhard Ludwigs von der Königswürde schlugen sich auch in den Plänen zur Schlosskirche Ludwigsburg nieder. So das Fazit von Dr. Klaus Merten, jahrzehntelang nicht nur beruflich als Oberkonservator für das Ludwigsburger Schloss zuständig, sondern auch dort wohnhaft. Sein Vortrag ist im vorliegenden Heft der Ludwigsburger Geschichtsblätter veröffentlicht.

**2. Donnerstag, 11. November 2004:** Dr. Erich Viehöfer sprach über »Schellenwerker, Galioten, Schänzer – Gefangene bauen Schloss Ludwigsburg«. Dieser Vortrag ist in erweiterter Fassung im vorliegenden Heft der Geschichtsblätter abgedruckt.

**3. Donnerstag, 9. Dezember 2004:** Mit dem Vortrag der Markgröninger Stadtarchivarin Dr. Petra Schad über »Widerschein des barocken Ludwigsburger Schlossbaus in kirchlichen und profanen Gebäuden im Landkreis« schloss auch der Historische Verein seine Veranstaltungen zum Jubiläumsjahr.

Die Referentin beleuchtete eingangs Formen bürgerlicher Repräsentation anhand eines Beispiels aus Markgröningen zu Anfang des 18. Jahrhunderts (Ostergasse 1), also vor Entfaltung der barocken Pracht des Ludwigsburger Schlosses. Daran schloss sich ein kurzer Blick auf dessen Architekten und die Stuckdecken des Neuen Corps de Logis an. Sodann wurden mehrere Gebäude aus dem Landkreis vorgestellt: Barocken Glanz in öffentlichen Gebäuden verliehen die Stuckdecken im Markgröninger Rathaus, 1755 durch die beiden Ludwigsburger Stuckateure Lang und Vollmer gefertigt. Beide hatten beim Schlossbau Berufserfahrung gesammelt.

Weitere Aufträge erhielten diese beiden Stuckateure in Markgröningen von beachteten Bürgern. Diese wünschten ihre eigenen, bereits älteren Häuser dem Stil der Zeit entsprechend umzugestalten. So ließ sich der neben dem Rathaus wohnende Herrenküfer Christoph Friedrich Haug seine Wohnstube mit einer repräsentativen Stuckdecke verschönern. Auch das Gebäude Marktplatz 6 erhielt eine schöne barocke Stuckdecke. Lang und Vollmer gestalteten ebenfalls ab 1755 die Löchgauer Peterskirche zu einer Barockkirche um.

Fast alle Bauherren spielten über Jahrzehnte hinweg im gesellschaftlichen Leben eine große Rolle. Jeder war politisch aktiv und strebte in seinen Ämtern nach Macht, Einfluss und Selbstdarstellung. Zur Untermauerung der erworbenen Positionen schmückten sie ihre Amtsstuben und Wohnungen mit fürstlichem Schmuck.

Dieser Wunsch des Bürgertums, auch selbst ein bisschen barocken Glanz um sich herum erstrahlen zu lassen, bescherte einigen einheimischen Handwerkern im heutigen Landkreis Ludwigsburg ein neues Betätigungsfeld und erschloss ihnen somit eine neue Einkommensquelle. Die württembergischen Handwerker waren keine hochkarätigen Künstler, die mit beruflichem Ehrgeiz und Kreativität neue Dekore entwickelten. Sie blieben in der ihnen bekannten Formensprache verhaftet und variierten die Ornamente, die sie beherrschten. Deshalb waren sie auch bezahlbar für

die bürgerlichen Auftraggeber. Die Handwerker wiederum profitierten auf diese Weise selbst noch Jahre, nachdem die Arbeiten am Schloss schon längst abgeschlossen waren, vom herzoglichen Bauwesen.

So haben die heimischen Handwerker und das protestantische Bürgertum hier im Schatten des Schlosses eine eigene Ausformung der württembergischen Barockarchitektur geschaffen, von der man bei Hofe wohl wenig wusste.

Die Um- und Ausgestaltung vorhandener mittelalterlicher Fachwerkgebäude mit verputzten Fassaden und Innenräumen, mit Stuckdecken und vergrößerten Fensterflächen – letzteres ging häufig mit der Barockisierung im Innern einher – eröffnete den mittelalterlichen, teilweise düsteren Wohnräumen im Wortsinne eine neue Perspektive. Nicht zuletzt wurde dabei aber auch den beteiligten Handwerkern eine berufliche Perspektive eröffnet, von deren Früchten wir heute noch einige bewundern können. *ev*

**4. Donnerstag, 13. Januar 2005:** Beim ersten Vortrag im neuen Jahr sprach Dr. Hermann Schick über »Zwei kirchliche Außenseiter in Marbach um 1800 – ein Beitrag zur Geschichte des Separatismus in der Evangelischen Kirche Württembergs«.

Ein Aktenbündel im Hauptstaatsarchiv Stuttgart mit der ungewöhnlichen Aufschrift »Verhaftung wegen göttlicher Inspiration« brachte Dr. Hermann Schick auf die Spur zweier kirchlicher Außenseiter in Marbach um 1800. Einer war der Schuhmacher Johannes Huber, der 1790 nach Marbach zog, um die Witwe eines Weingärtners zu heiraten. Doch blieb er nicht lange sesshaft, sondern trat in der Schweiz als Wunderheiler auf. Nach seiner Rückkehr sammelte er in Marbach eine wachsende Menge um sich, der er seine göttlichen Eingebungen und Visionen predigte. Die Obrigkeit wusste sich nicht anders zu helfen, als Huber wegen Verschwendung seines Vermögens für vier Wochen ins Ludwigsburger Zuchthaus zu stecken. Nach seiner Entlassung entwickelte sich eine sehr enge Beziehung mit Johann Philipp Koch, dem Besitzer der Marbacher Stadtmühle. Huber und Koch übergaben dem Dekan eine mehrseitige, als theosophisch bezeichnete Schrift. Darin kündigte der Schuhmacher an, er werde einen Verstorbenen ausgraben lassen und wieder zum Leben erwecken. Es entstand eine Art Gebetsgemeinschaft, wo Huber predigte und das Abendmahl austeilte. Die Obrigkeit griff zu und nahm Huber, Koch sowie zwei weitere Männer dieser Gruppe in Gewahrsam. Die in dem Haus aufgefundenen Schriften wurden beschlagnahmt.

Die Regierung schickte Huber auf unbestimmte Zeit ins Zuchthaus, weil er leichtgläubige Leute zu betrügen versucht habe. Erst als Huber eine Erklärung unterschrieb, nicht mehr über seine Erscheinungen zu sprechen, wurde er nach knapp zehn Monaten entlassen. Ein halbes Jahr später begann er wieder mit der Behandlung von Kranken, diesmal mit reinem Brunnenwasser. Er kam erst aus dem Zuchthaus, nachdem er versprochen hatte, in Zukunft auf seine Kuren zu verzichten.

In den folgenden Jahren hören wir wenig von Huber, umso mehr aber von Koch. Dieser verpachtete seine Mühle und zog mit Frau und Kind vorübergehend in die Reichsstadt Esslingen. Seinen Buben taufte er selbst, da er die neue Taufformel ablehnte, die auf die förmliche Absage an den Teufel verzichtete. Koch wurde dafür mit zwei Gulden gestraft. Vermutlich war es sein Bruder, der Koch auf den Gedanken der Auswanderung nach Russland brachte. Zar Alexander I. hatte den Siedlern südlich des Kaukasusgebirges völlige Glaubensfreiheit zugesichert.

Die Auswanderer vereinigten sich an verschiedenen Orten zu so genannten »Harmonien«, die nicht nur auf der Reise, sondern auch nachher am Ziel beisammen bleiben wollten. Koch führte die »Marbacher Harmonie«, zu der auch Johannes Huber

gehörte, bis ins Donaudelta. Dort brach eine Seuche aus, der beide Männer zum Opfer fielen.

Nach mancherlei Irrungen hatten sich Johannes Huber und Johann Philipp Koch noch auf das Risiko einer Auswanderung eingelassen, als sie beide schon über 50 Jahre alt waren. Noch immer war in ihnen der religiöse Drang so stark, dass sie sich in eine völlig neue und unbekannte Zukunft aufmachten. Sie folgten ihren Glaubensüberzeugungen und ließen sich durch keinerlei Beschwerden oder Gefahren abhalten. Mögen ihre schriftlichen Äußerungen bisweilen noch so absonderlich gewesen sein, mag den Heilkuren Hubers gar etwas von Schwindel angehaftet haben, in letzter Konsequenz meinten sie es völlig ernst, setzten alles ein und verloren dabei ihr Leben. *ev*

**5. Donnerstag, 10. Februar 2005:** Eduard Theiner, Stadtarchivar von Remseck, berichtete in seinem Vortrag aus der wechselvollen Geschichte von Schloss Remseck, seiner Besitzer und deren Gäste. Dieser Vortrag ist im vorliegenden Heft der Ludwigsburger Geschichtsblätter veröffentlicht.

**6. Donnerstag, 10. März 2005:** Die Erkrankung von Albrecht Bergold machte beim letzten Vortrag im Winterhalbjahr 2004/2005 eine kurzfristige Programmänderung notwendig. Der ursprünglich vorgesehene Vortrag über Eduard Mörike musste auf den Herbst verschoben werden. Albrecht Gühring sprang mit einem Vortrag über »Friedrich Schillers Marbacher Vorfahren« ein, abgedruckt im vorliegenden Heft der Ludwigsburger Geschichtsblätter.

#### IV. Die Sommerfahrten 2005

##### **1. Samstag, 11. Juni 2005: Ganztagesfahrt nach Horb.**

Auf der Anfahrt setzte Herr Prof. Dr. Paul Sauer in seinen Ausführungen zwei Schwerpunkte: Die österreichischen Besitzungen im deutschen Südwesten, wozu auch die im Frieden von Pressburg 1805 an Württemberg gekommene Grafschaft Hohenberg gehörte, und die Entwicklung des Landjudentums in unserem Raum, in dem geistliche, weltliche und reichsritterschaftliche Herren gegenüber den Juden eine unterschiedliche Politik verfolgten. Auf dem vermittelten Wissen konnten Herr Joachim Lipp, Stadtführer in Horb, und Herr Ewald Wurster, Kaufmann und katholischer Diakon in Mühringen, aufbauen.

Nordstetten, wo ein erster Halt gemacht wurde, gehörte zusammen mit Dorf und Burg Isenburg den Hohenbergern und kam 1381 von diesen an Österreich. Am Ende des Dorfes – heute Stadtteil von Horb – steht das von den Keller von Schleithem (Kt. Schaffhausen) 1739/40 erbaute Schloss, das seit 1828 als Rathaus und seit 1860 als »Kommunales Mehrzweckgebäude« dient. Die Keller wanderten nach dem 30-jährigen Krieg in die vorderösterreichischen Lande aus, um katholisch bleiben zu können. Das Schloss enthält im ersten Obergeschoss das Berthold-Auerbach-Museum. Auerbach wurde 1812 in Nordstetten geboren, starb 1882 in Cannes und ist auf dem israelitischen Friedhof in Nordstetten begraben. Er wollte Rabbiner werden, was ihm aber seiner politischen Einstellung wegen – er war Angehöriger der radikal-liberalen Burschenschaft Germania und saß eine Zeitlang auf dem Hohenasperg ein – versagt war. Als freier Schriftsteller feierte er mit seinen »Schwarzwälder Dorfgeschichten« und seinem »Barfußel« Erfolge. Er verklärte Friedrich Schiller in der Erzählung »Friedrich der Große von Schwaben«.

Horb hat 17 Stadtteile. Daraus resultiert seine hohe Verschuldung. Jeder Stadtteil will nämlich mit öffentlichen Einrichtungen bedient sein. Die alte Kernstadt hat eine malerische Spornlage und zieht zwischen Neckar und Grabenbach von Ost nach West den schmalen Berghang empor. Um 1090 wird im Hirsauer Codex ein Sigeфриdus de Horwa genannt, der am Fuße des Sporns und außerhalb der späteren Stadtmauer eine Burg errichtete. Auf nachgiebigen Untergrund weist der Name Horb hin. Horwa bedeutet Sumpf.

Der Rundgang begann am unteren Markt, »Platz« genannt. Fachwerkhäuser, darunter das Kornhaus, umstehen den zu Ende des Zweiten Weltkriegs zerstörten Platzbrunnen, der 1579 nach einer Überschwemmungskatastrophe – der Grabenbach trat über seine Ufer – im Stil der Renaissance neu aufgestellt worden war. Der heutige Brunnen ist eine Replik. Die Brunnensäule ziert ein Standbild Erzherzog Ferdinands II. von Österreich-Tirol. Dicht beim »Platz« erhebt sich der schiefwinklige Turm der Liebfrauenkapelle, dessen mächtige Stützpfiler davon Zeugnis geben, dass der Turm um die Mitte des 17. Jahrhunderts in den Grabenbach abzurutschen drohte. Die grundrisslich stark verschobene Westturmanlage, das Kreuzrippengewölbe des Chors, die Schlusssteine und der große Reichsadlerschild sowie der Bildschmuck geben der Kapelle eigenen Reiz. Sie ist eine Erweiterung der durch das Benediktinerkloster Reichenbach auf den Ruinen der alten Burg errichteten Marienkapelle. Bei der Liebfrauenkapelle bauten die Franziskaner ein Kloster. Beide Gebäude wurden 1787 von dem Horber Spital vom Heiligen Geist – eine Institution der Bürgerschaft – erworben. Bei ihnen stehen das Steinhaus, ein Speicherhaus, mit markantem Staffelgiebel und das Junghanssche Haus mit seinem 1448 aufgerichteten alamannischen Fachwerk. Es ist sozusagen das Stammhaus der Unternehmerfamilie Junghans, die in Schramberg die legendäre Uhrenindustrie begründet hat.

Horb war bis zum 30-jährigen Krieg namentlich durch den Tuchhandel eine wohlhabende Stadt. Vier Kilometer lang war die turmbewehrte Stadtmauer, von der nur noch Reste zu sehen sind. Die Oberstadt mit dem Marktplatz, eigentlich ein Straßenmarkt, wurde nach dem Schadenfeuer von 1725 auf dem Brandschutt in barockem Stil wieder aufgebaut. Auf der Giebelseite des Rathauses schuf Wilhelm Klink 1925/27 das »Große Horber Bilderbuch«, das mit seinen Wappen und Portraits aus der Geschichte der Stadt und von ihren bedeutenden Menschen berichtet. Fehlt auch Veit Stoß, der um 1450 geborene wohl bedeutendste Horber, so findet man hier doch Rudolf, den letzten Grafen von Hohenberg, Fürstabt Martin Gerbert von St. Blasien (geb. 1720), Musiker, Historiker und Theologe in einem, Paul Leopold Haffner (geb. 1829), Bischof von Mainz, Dr. Paul von Schanz (geb. 1841), Theologe, Dietrich Gutermaun (eigentlich Mutermann), Gräfin Ita von Toggenburg, Johann Joseph Gessler von Braunegg, Obervogt, Kaspar Kaltenmoser (geb. 1806), Genremaler, Johann Nepomuk Meintel (geb. 1816 in Diessen), Maler und Gründer der Horber Bildschnitzschule, und Bernhard Kaltenmoser (geb. 1804), Glockengießer.

Die Baulücke auf der Südseite des Marktplatzes soll auf den Obervogt Gessler zurückzuführen sein, der sich für sein Haus auf der Nordseite nicht die Aussicht ins Neckartal verbauen lassen wollte. Der Marktbrunnen steht wegen des Niveaus das das Wasser liefernden Silberbrünneles in der abfallenden Nordwestecke des Platzes. Auf der Brunnenseite hält ein Löwe einen Schild, in den sich die Wappen der Hohenberger und Österreicher teilen. Das gotische Gotteshaus an höchster Stelle der Altstadt wurde 1277 erstmals genannt und 1387 zur Stiftskirche des Chorherrenstifts zum Heiligen Kreuz erhoben. Beim Stadtbrand wurde es vernichtet und 1728-1755

in barockem Stil wieder aufgebaut. Nordwestlich der von Chorherrenhäusern umgebenen Stifftanlage befindet sich das ehemalige Franziskanerinnenkloster und südwestlich und westlich davon der dreiflügelige Bau des Dominikanerinnenklosters und der aus spätaufischer Zeit stammende Schurkenturm, dem die obere Burg vorgelagert war.

Auf typischen Horber »Stäpfele« ging es dann zum Ihlinger Tor – auch Luzifer-turm – hinab. Ehe man es erreicht, passiert man an der Marktsteige den 25 Meter hoch aufragenden Fachwerkbau »Hoher Giebel«. Über dem Eingang prangt mit der Jahreszahl 1622 das Wappen der Herren von Ow. Das Haus, das noch im 17. Jahrhundert an die reiche Horber Handelsfamilie Garb gelangte, gewährt heute der Städtischen Musikschule und dem Heimatmuseum ein Dach. Das Ihlinger Tor diente als Hexengefängnis. Der Hexenwahn hatte in Horb besonders schlimme Ausmaße angenommen. 110 Hexenprozesse wurden geführt, 100 Hexen hingerichtet. Zwischen dem »Hohen Giebel« und dem Ihlinger Tor steht das ehemalige Gasthaus zum Schwanen, dem heute das Kunstwerk Peter Lenks »Leda mit dem Schwan« vorgesetzt ist. Südlich des Ihlinger Tors ist das »Stubensche Schlössle«. Es gehörte ab 1706 der verwitweten Johanna von Stuben, die aus dem Geschlecht der Freiherren von Hohenberg stammte, das seinerseits aus der morganatischen Ehe Erzherzog Ferdinands II. von Österreich-Tirol mit der Augsburger Bürgerstochter Philippine Welser hervorgegangen war. Auf dem so genannten Flößerwasen, bei dem die Flößer ihre Flöße festmachten, endete der Rundgang.

Nach der Mittagspause wurden unter Führung von Herrn Prof. Dr. Sauer die ehemalige Synagoge und der israelitische Friedhof in Rexingen besichtigt. Die Synagoge ist heute evangelische Kirche. Über dem Eingang steht in hebräischer und deutscher Schrift der Satz: »Dies ist nichts anderes als das Haus Gottes, und das ist das Tor zum Himmel.« Der Friedhof liegt etwa 1 km außerhalb des Dorfes an einem bewaldeten Hang und musste zu Fuß aufgesucht werden. In seinem neueren Teil steht ein Denkmal für die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Bemerkenswert ist, dass sich bereits in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts Rexinger Juden zur Auswanderung nach Palästina entschlossen. Sie erwarben zusammen mit Juden anderer württembergischer Dörfer ein 60 ha großes Ödland nördlich von Akkon und gründeten darauf die Siedlung Shaved Zion. Im Frühjahr 1938 verließ ein erster Auswanderungstrupp Rexingen, weitere Trupps folgten. Das erworbene Land stand übrigens ebenso wie einst Rexingen und Mühringen unter der Herrschaft des Johanniterordens. Herr Prof. Dr. Sauer berichtete, dass er bei einem Besuch in Shaved Zion nach dem Zweiten Weltkrieg dortselbst in »lupenreinem Schwäbisch« empfangen wurde.

Mühringen war die letzte Station der Reise. Es liegt am Fuße des in neugotischem Stil überformten Schlosses Hohenmühringen, das den Freiherren von Münch gehört. Herr Ewald Würster zeigte uns in seinem Haus die von seiner Familie und ihm freigelegte Mikwa, ein rituelles jüdisches Bad. Das Haus war einst Brauerei, dann beherbergte es die jüdische Schule und das Rabbinat. Zur Mikwa muss auf eichener Holzterrasse ins Kellergeschoss hinabgestiegen werden. In einem steinernen Bassin quillt Wasser empor, das wieder versickert. Der Wasserspiegel bleibt merkwürdigerweise immer gleich. Die Wassertiefe beträgt etwa 50 cm. Die Mikwa diente der rituellen Reinigung von Menschen und Gegenständen. So wurde die Mikwa von Frauen nach der Menstruation und der Geburt, aber auch zur Reinigung von Geschirr benutzt, das von Nichtjuden gekauft war. Die Mikwa muss von »lebendem«, also

fließendem Wasser gespeist werden. In der Mitte des 19. Jahrhunderts zählte Mühringen 600 Juden. Es besaß ein jüdisches Erholungsheim, in das als Knabe auch Henry Kissinger geschickt wurde, der spätere Außenminister der USA.

Mit einer Einkehr im Gasthaus »Glemseck« bei Leonberg – gelegen an der alten Solituderennstrecke – wurde der bilderreiche Tag beschlossen. Der Dank für sein Gelingen gebührte den Herren Prof. Dr. Paul Sauer, Joachim Lipp, Ewald Würster und Theo Hövel. *wb*

## **2. Samstag, 24. September 2005: Halbtagesfahrt nach Denkendorf.**

Diese Fahrt musste kurzfristig abgesagt werden, da das Kloster Denkendorf an diesem Nachmittag wegen zwei größerer Veranstaltungen nicht besichtigt werden konnte. Es ist beabsichtigt, die Fahrt nach Denkendorf zu einem späteren Zeitpunkt nachzuholen.

Die Jahresberichte fußen auf den (Zeitungs-)Berichten von Dr. Erich Viehöfer (*ev*) und Dr. Wolfgang Bollacher (*wb*). *Wolfgang Läßle*

## **Ehrung für Wolfgang Bollacher und Paul Sauer**

Der Historische Verein für Stadt und Kreis Ludwigsburg ernannte seinen langjährigen Vorsitzenden Dr. Wolfgang Bollacher zum Ehrenvorsitzenden und Professor Dr. Paul Sauer, viele Jahre lang stellvertretender Vorsitzender des Vereins, zum Ehrenmitglied. Die Übergabe der Ehrenurkunden erfolgte am 22. April 2004 vor rund 250 Gästen im Rahmen der Sonderveranstaltung des Historischen Vereins zum Schlossjubiläum im Ludwigsburger Schlosstheater. Die dabei von Dr. Albert Sting in klassischen Hexametern gehaltene Laudatio ist im Folgenden wiedergegeben.

Gruß sei entboten euch Lieben, euch Frauen und Männer beisammen,  
die ihr herbei seid gekommen, mit uns jetzt zu feiern, zu loben;  
Anlass zu nehmen, des Schlosses dreihundertstes Jubiläum  
weiter zu führen zur Präsentation und Verleihung von Auszeichnung.  
Festlich gestimmt und voll Spannung harren Historiae Jünger,  
dessen, was reizvoll geschehn wird vor all unseren Augen und Ohren.  
Wir wollen teilnehmen fröhlich am Reigen des Jahres, das rund ist.  
Aber die Jahre allein sind es nicht, die zusammen uns führen,  
nein – es ist Lob heut zu sagen und Ehre zu reichen den Würdigen.  
Viele der Jahre sind nun schon vergangen, seit diese begannen,  
in dem Verein der Geschichte ihr Wissen und Kraft und auch Können  
zeitreich zu spenden zum Guten all denen, die mit uns gesucht oft,  
Neues zu finden und Altes zu lernen aus dem, was das Einst schenkt.  
Wie schon die Alten, so ehr ich die Reihe der Jahre, die denen  
gnädig gewährt sind, die heute beidander im Leben sich folgen.  
Mehr sind ein wenig Herrn Sauers Lebtag vor Bollachers Jahren.  
Einmal drum schweige das A und das B und das C.  
Vortritt gewähre man dem, der die Welt um ein wenig länger sah.

*Laudatio ad Professorem et Doctorem Paul Sauer*

Paul Sauer wuchs einst heran in Wolfsölden, dem Dorfe, dem kleinen. Bauern, die Eltern, wohl ehrsam, sie gönnten dem Sohne, dem strebenden, Studium, Bildung in Deutsch und Geschichte, Englisch und Philosophie. Tübingens Uni und Freiburg, wo Wissen man findet, besucht er und promovierend, erforschend Alt-Württembergs Heer, ward er Doktor. Alles zu sichten, zu ordnen, zu lesen, das lag ihm von Kind auf. Darum auch zog ihn der Weg seines Lebens hin zu Archiven. Stuttgarts sehr kostbaren Schätze bewahrte er weise und nahm sie als Quellen des Wissens, erkennend, dass, was einst gewesen vor Zeiten Basis sein müsse, die Gegenwart recht zu verstehen, zu lehren. Nicht im Verborgenen wärend recht würdigt der Mensch seinen Schöpfer, sondern in Treue geleitet vom Alten gestaltet er wesensrecht Leben. Gewesenes kunstvoll zu gießen in neue Gestalten und Formen suchte Paul Sauer. Professor drum ist auch sein würdiger Titel. Schreibend und redend aus solcher Prämisse fand er stets Achtung. Viel sind der Werke, die meisterlich flossen aus kundiger Feder: Stuttgarts Geschichte, Heimatbuch Tamm und Affalterbachs Ruhm, Königs-Quadrologie und der Juden Geschick hier im Lande, Württembergs Heer und Gesetze. Nur einige seien genannt heut. Kaum einer konnte vereinen so viele Beehrung wie er: Landes-Medaille und Ehrenplakette von Stuttgart und Schillerpreis, auch Otto-Hirsch-Medaille, Affalterbachs Bürger in Ehren.



*Bei der Ehrung am 22. April 2004 im Ludwigsburger Schlosstheater (v. l.):  
Dr. Albert Sting, Prof. Dr. Paul Sauer, Dr. Wolfgang Bollacher und Elfriede Krüger.*

Ehrung von Tamm kam hinzu und wohl verdient war alles.  
Nicht allein dies ist der Grund, dass ich lobend hier rede zur Stunde.  
Unser Verein darf ihm danken für vieles, was folgte in Zeiten.  
Kaum eine Reise ins Land der Geschichte verging ohn sein Helfen.  
Oft er erzählte von Leuten und Land und was damals geschah dort.  
Infos wir nahmen aus reichlicher Fülle des Doktors Paul Sauer.  
Nie hat entzogen er sich, wenn es galt zu berichten und Wissen zu  
schenken den Hörern und Kenntnis und Rat zu erteilen, wo nötig.  
Dank sei ihm dafür und Lob. Darum will der Verein ihm geben  
Ehre und Achtung gar reichlich. Ich stell mich dazu und ich weiß es:  
Sie alle halten für recht solches Wollen und Wünschen mit Freude.  
Paul Sauer ist weiter geliebt und geschätzt in den Reihn des Vereines.  
Weiter Geschichte soll leben und alle bereichern durch ihn.  
Ehrenmitglied soll er werden, dass jeder es wisse heut: Gut ist er!

*Laudatio ad Doctorem Wolfgang Bollacher*

Nun ist zu denken des anderen würdigen Mannes für heute.  
Bollacher, Wolfgang, der Name sei ehrend genannt als dem Zweiten,  
dem hohes Lob zollt die hiesige Runde der Wissenden um ihn.  
Sieben Jahrzehnte ihm haben verschafft Anerkennung und Ruhm viel.  
Einst in Heilbronn, der geschichtsreichen Stadt dort am Neckar geboren,  
ist er in Stuttgart heran zum Knaben gewachsen, den weiter  
trieben die wechselnden Zeiten des Krieges wieder zum Strande des  
Neckars samt Reben gekröneten Felsen nach Mundelsheim.  
Schutz er da fand vor drohenden Bomben bei Onkel und Tante.  
Auf wuchs er dort dann zum Jüngling. Als Schüler an Besigheims Schule  
würzt er mit Geist und Humor gar manchmal den schulischen Alltag.  
Lehrer erkannten mit runzelnder Stirn oft die aufblühende Geistkraft.  
Ludwigsburg war dann der Ort, wo der Weg ihn hinführte zum Manne.  
Studien eifrig betrieb er, München und Tübingen, Prudentia  
Juris war ihm gelegen, das Recht unter Menschen zu fördern zum Guten.  
Schwache vertreten mit Kraft und Verstand und Beistand zu leisten  
war die Idee seines Wollens und reichlich gelang es ihm auch.  
Rechtsanwalt vierzig der Jahre machten zum Bürger der Stadt ihn,  
der wohl geachtet lebt mit den Seinen hier. Recht und Geschichte  
mocht er verbinden, dass Freundschaft und Tugend das Leben bestimme.  
Wenn nun der Mann mit dem Titel des Doktors schaut auf die Tochter  
dessen, der weit in dem Land war bekannt als Mäzen der Geschichte,  
Paret, des Altmeisters, musst er ihm folgen die Pfade Historiae,  
musste er nehmen die Bürde des Amts des Vereines ersten Vorstands.  
Zwanzig und fünf volle Jahre er leitet die Wege desselben zum Guten.  
Ansehen brachte er ihm und Respekt bei den Menschen im Kreise.  
Reden voll Wissen und Kunst hielt er denen, die hörten auf solche.  
Bücher und Schriften verfasste er, dazu Gedichte, die freuen  
sollen die Menschen und Schmunzeln erwecken bei ihnen gar lustvoll.

Zillichens allseits belächeltes Bild hat er neu aufgezeichnet,  
dass ihm, dem geistvollem Manne, die Würde ward wieder geschenkt.  
Medaille für Bürger, Medaille vom Landkreis, die ihm sind verliehen,  
zeigen ganz deutlich, dass jedermann weiß, er tut was fürs Land  
und für die Stadt. Er betreut die Schätze der hilfreichen Stiftung  
klug, mit Verstand und wo möglich mit offener Hand uns zu Nutze.  
Sport treibt er heftig des Jahres einmal fürs Zeichen aus Gold.  
Jeder im Saal hier ist einig mit mir, dass es recht ist, zu geben  
ihm heute die Würde des Ehrenvorsitzenden Historischen Vereines.  
Dadurch zu sagen viel Dank und Gratulation ganz ehrlich von Herzen.

Nun ist ans Ende der Sänge des Lobes gelangt heute, vorläufig.  
Viele der Worte an beide gut könnte der Kundige finden.  
Zwei edle Namen doch will ich noch nennen, die fehlen nicht sollen.  
Das sind die Frauen, die beistehend machen die Männer erst lobbar.  
Gerlinde Sauer und Ilse, des Wolfgangs Geleit, denn sie stützen und  
geben Verstärkung, Kritik, und sie schreiben und lesen, auch bremsen,  
still sich dann freuen am Ruhme des Mannes, drum rühm ich sie laut heut.  
Wir hatten Freude und dankten für Menschen, die preisen wir konnten.  
Hoffen, sie mögen noch lange verbleiben in unserer Mitte.  
Ihnen sei Gutes gewünscht und Beistand des Herrn heut und inskünftig.



# Rückblick auf die Jahre 2003 und 2004

## Januar 2003

8. Der von den Kommunen Kornwestheim, Ludwigsburg und Remseck gebildete Zweckverband Pattonville/Sonnenberg zieht bei einem Festakt zu seinem zehnjährigen Bestehen eine positive Bilanz. In der ehemaligen amerikanischen Militärsiedlung Pattonville, für deren Erwerb und bauliche Entwicklung bisher rund 92 Millionen Euro investiert wurden, leben inzwischen über 3700 Menschen. Weiteres Wachstum ist programmiert: Im Jahr 2008 soll die Siedlung etwa 7000 Einwohner haben.
10. Beim Kreisbauerntag in Schwieberdingen ist der weiterhin hohe Bedarf an Siedlungsflächen eines der Sorgenthemen der Landwirte. Er sei mit dafür verantwortlich, dass es heute im Kreisgebiet rund 65 Prozent weniger landwirtschaftliche Betriebe gibt als vor 20 Jahren. Außerdem befürchten die heimischen Bauern einen wachsenden wirtschaftlichen Druck durch neue Konkurrenz im Zuge der Osterweiterung der Europäischen Union.
12. Sachsenheims Bürger feiern bei einem Festakt das 30-jährige Bestehen ihrer »neuen« Stadt, die 1973 durch Zusammenschluss von Groß- und Kleinsachsenheim mit den Kirbachtalgemeinden Häfnerhaslach, Hohenhaslach, Ochsenbach und Spielberg entstanden ist.
15. Nach jahrelangen Diskussionen um eine Verkehrsentlastung für Eglosheim fasst der Bauausschuss des Ludwigsburger Gemeinderats den Grundsatbeschluss, beim Bund und Land Fördermittel für eine Untertunnelung der B 27/Frankfurter Straße zu beantragen. Man geht jedoch davon aus, dass sich das über 90 Millionen Euro teure Bauprojekt erst in rund zehn Jahren realisieren lässt.
20. In Ludwigsburg wird mit der Umgestaltung des Vorderen Schlosshofes begonnen. Die Maßnahme bildet den Abschluss der rund 60 Millionen Euro teuren Außenrenovierung des Residenzschlosses.
27. Auf der Grundlage einer gemeinsamen europaweiten Ausschreibung vergeben die Landkreise Ludwigsburg und Rottweil sowie der Enzkreis den Großauftrag für die künftige Restmüllbehandlung. Ab 1. Juni 2005 wird die zum Energiekonzern EnBW gehörige Firma T-Plus in einer Anlage in Buchen den Abfall aus den drei Kreisen mechanisch-biologisch so behandeln, dass die Reste anschließend ohne schädliche Auswirkungen auf die Umwelt deponiert werden können.
29. Die Stadt Vaihingen richtet eine Bürgerstiftung ein. Auf Beschluss des Gemeinderats wird sie mit einem Kapital von 500 000 Euro ausgestattet, ursprünglich war das Dreifache vorgesehen gewesen. Aus den Zinserlösen sollen unter anderem Wissenschaft, Kunst, Umweltschutz, Heimatpflege und Sport gefördert werden.
31. In Kornwestheim wird das neue Techmoteum eingeweiht. Fast vier Millionen Euro hat sich die Stadt den Neubau für ihr Technologie- und Gründerzentrum auf dem Gelände der ehemaligen Wilkin-Kaserne kosten lassen.

## Februar 2003

5. Im Ludwigsburger Forum am Schlosspark übernehmen für einige Monate die Bauarbeiter die Regie. Die in die Jahre gekommene Bühnentechnik wird für 4,4 Millionen Euro komplett erneuert und vom Handbetrieb auf elektronische Steuerung umgestellt. Die neue Anlage ist rechtzeitig zur Eröffnung der Saison der Ludwigsburger Schlossfestspiele am 13. Juni einsatzbereit.
9. Bei der Bürgermeisterwahl in Sachsenheim setzt sich Horst Fiedler gegen sechs Mitbewerber durch. Der 45-jährige Verwaltungsfachmann aus Heidelberg erhält bereits im ersten Wahlgang 50,5 Prozent der Stimmen und tritt Anfang Mai die Nachfolge von Andreas Stein an, der nach zwei Amtsperioden nicht mehr kandidiert hatte.
18. Mehr als zwei Jahre lang hat das Landratsamt historische Karten, Luftbilder und Akten über altlastverdächtige Grundstücke im Landkreis auswerten lassen. Nun kann das Ergebnis der Untersuchungen in einem »Altlasten-Atlas« vorgestellt werden, der insgesamt 3355 Flächen verzeichnet und wichtige Informationen für Bauwillige und den Umweltschutz bietet.
23. Die evangelische Kirchengemeinde Höpfigheim weiht ihr neues Gemeindehaus ein.
28. Die Meteorologen verzeichnen den sonnenreichsten Februar seit 1959. Ein Dauer-Hoch sorgte in den letzten vier Wochen für 155 Stunden Sonnenschein, aber auch für eisige Temperaturen mit bis zu minus 12 Grad in den Nächten. Die ungewöhnliche Schönwetterperiode hält auch den ganzen März über an.

## März 2003

1. Dem Betriebsleiter der Ludwigsburger Parkieranlagen wird Untreue und Diebstahl vorgeworfen. Die Staatsanwaltschaft lässt Büros und Privaträume durchsuchen, der Mann wird verhaftet und im Dezember zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Die Affäre löst Unruhe aus und kostet den beiden Geschäftsführern ihre Posten.
9. Der evangelische Landesbischof Gerhard Maier verabschiedet Ludwigsburgs Prälatur Dorothea Margenfeld in den Ruhestand. Ihre Stelle wird aus Kostengründen nicht wieder besetzt und die 1992 eingerichtete Ludwigsburger Prälatur zum 1. Mai wieder aufgelöst.
12. Die Weingärtnergenossenschaft Mundelsheim feiert ihr 100-jähriges Bestehen. Sie zählt zu den ältesten Weingärtnergenossenschaften in Deutschland.
14. In Affalterbach wird nach zweieinhalb Jahren Bauzeit der Abschluss der Erweiterung und Sanierung der Apfelbachschule gefeiert. Die Gemeinde hat in die Modernisierung des Schulgebäudes drei Millionen Euro investiert.
21. Die Gemeinde Freudental verleiht Hartmut Singer, der bis zu seiner Pensionierung im Sommer 2000 über drei Jahrzehnte lang als Bürgermeister die Entwicklung des Ortes maßgeblich geprägt hatte, die Ehrenbürgerwürde. Der Altbürgermeister ist der erste Ehrenbürger in der Geschichte Freudentals.

22. In mehreren Gemeinden des Kreisgebiets demonstrieren zahlreiche Menschen gegen den Krieg im Irak.
24. Zwischen den Landkreisen der Region und dem Regionalverband ist ein heftiger Streit um den geplanten Ankauf neuer S-Bahn-Züge entbrannt. Die Kreise befürchten, die auf sie entfallenden Investitionskosten von rund 46 Millionen Euro bei der derzeitigen finanziellen Notlage nicht schultern zu können, der Regionalverband pocht hingegen auf sein Recht, eigenständig über den S-Bahn-Betrieb entscheiden zu können und beschließt Ende April, für insgesamt 92 Millionen Euro 25 neue Fahrzeuge zu erwerben.

### April 2003

1. Bei einem Festabend in der Pflugfelder Bürgerhalle erinnern Stadtverwaltung und Bürgerschaft an die Eingemeindung Pflugfeldens nach Ludwigsburg vor 100 Jahren. Als weiteren Höhepunkt der Jubiläumsveranstaltungen gibt es Mitte Juni noch einen großen historischen Festzug durch den alten Ortskern.
8. Der für 1,3 Millionen Euro sanierte historische Gasthof »Adler« im Stadtkern von Ditzingen wird seiner neuen Bestimmung übergeben: Das 300 Jahre alte Fachwerkhäusle soll künftig vor allem für die städtische Seniorenarbeit genutzt werden.
11. Die Weingärtnergenossenschaft Ingersheim beschließt, ihre Eigenständigkeit aufzugeben und rückwirkend zum 1. Januar 2003 mit der Felsengartenkellerei Besigheim zu fusionieren.
29. Auf dem Kornwestheimer Friedhof wird der bundesweit erste Tierfriedhof in kommunaler Trägerschaft eröffnet.

### Mai 2003

7. Der Basketball-Bundesligist EnBW Ludwigsburg muss sich für die Saison 2003/2004 eine neue Spielstätte außerhalb der Stadt suchen. Der Gemeinderat lehnt es ab, die seither von den Erstligaprofis genutzte, aber von ihrem Verband nun für zu klein befundene Rundsporthalle auf 3000 Zuschauerplätze zu erweitern. Zuvor hatte der ebenfalls abgelehnte Vorschlag, die Ludwigsburger Eishalle in eine Basketball-Arena umzubauen, wochenlang für heftige Debatten gesorgt.
22. In Kirchheim zeigen sich zahlreiche Bürger besorgt darüber, dass in ihrer Gemeinde im Rahmen des so genannten »Scout«-Projekts ein Wohnheim zur Betreuung von schwer erziehbaren Jugendlichen betrieben werden soll. Über 1250 Einwohner protestieren schriftlich gegen die geplante Einrichtung, der dann Mitte Juli auch der Gemeinderat die erforderliche Zustimmung versagt.
24. Das einst als Bezirkskrankenhaus gegründete Klinikum Ludwigsburg feiert mit einem Festakt und einem Tag der offenen Tür sein 100-jähriges Bestehen.

25. Bei der Bürgermeisterwahl in Oberriexingen erhält Amtsinhaber Willi Baur 87 Prozent der Stimmen. Erstmals 1971 gewählt, ist er inzwischen der dienstälteste Schultes im Landkreis.
26. Beim diesjährigen Europäischen Wettbewerb der Schulen sind die Teilnehmer aus dem Landkreis so erfolgreich wie noch nie: Landrat Dr. Rainer Haas kann im Kreishaus insgesamt 191 Auszeichnungen überreichen, darunter sechs Bundes- und 73 Landespreise. An dem Wettbewerb, der seit 50 Jahren durchgeführt wird, hatten sich fast 2000 Schülerinnen und Schüler aus dem Kreisgebiet mit künstlerischen Arbeiten zum Thema »Europa – Teil der einen Welt« beteiligt.
28. Der Ludwigsburger Gemeinderat beschließt, zum 1. Januar 2004 einen Eigenbetrieb für die Stadtentwässerung zu gründen. Von der neuen Organisationsform für den Abwasserbereich verspricht man sich eine größere Wirtschaftlichkeit.
31. Nach einem schweren Unwetter mit Starkregen, Hagel und Sturmböen gibt es im Landkreis zahlreiche überflutete Straßen, vollgelaufene Keller und beschädigte Gebäude. Besonders große Schäden werden vor allem aus Tamm und Asperg gemeldet, wo fast taubeneigroße Hagelkörner niederprasselten. Auch Landwirte und Wengerter haben zum Teil erhebliche Schäden durch den Hagelschlag zu beklagen.

## Juni 2003

6. Die Pädagogische Hochschule Ludwigsburg feiert mit einem Festakt die Einweihung ihres 4,2 Millionen Euro teuren Erweiterungsbaus. Es hat gut zehn Jahre gedauert, bis die Pläne für den dringend benötigten Neubau verwirklicht werden konnten: Zunächst fehlte es am Geld, dann versuchten Naturschützer mit einer Petition beim Landtag den Bau zu verhindern mit der Begründung, das Gebäude versperre Fröschen und Kröten den Weg zu ihren Laichplätzen und gefährde sie damit in ihrem Bestand.
9. Die Organisatoren des 2. Ludwigsburger Straßenmusikfestivals können eine rundum positive Bilanz ziehen: 20 000 Besucher strömten an drei Tagen in das Blühende Barock, um den Klängen von über 50 Gruppen und Solokünstlern aus allen Teilen der Welt zu lauschen.
15. In Bietigheim wird die »Villa Visconti« offiziell eingeweiht. Das rund 4,5 Millionen Euro teure Wohn- und Geschäftshaus an der oberen Hauptstraße, das vor allem durch sein gewölbtes Tonnendach, seine eigenwillige Klinkerfassade und die daran angebrachten zahlreichen Portrait-Büsten des Künstlers Jürgen Goertz auffällt, komplettiert den Hillerplatz und den westlichen Eingang zur Bietigheimer Altstadt.
17. In Kornwestheim sind die Bauarbeiten auf dem so genannten Gall'schen Areal abgeschlossen. Auf dem seit den siebziger Jahren lange Zeit brachgelegenen Gelände am Bahnhofplatz ist in den vergangenen zwei Jahren für insgesamt 12,6 Millionen Euro ein moderner Gebäudekomplex mit einer großen Seniorenwohnanlage, Ladengeschäften, Büros und Eigentumswohnungen entstanden.
21. Der alte Brauch, die Sommersonnenwende zu feiern und in der kürzesten

Nacht des Jahres ein Feuer zu entzünden, wird auch im Landkreis Ludwigsburg wieder immer öfter gepflegt. An zahlreichen Stellen lodern Flammen in den Nachthimmel. Die größte Sonnwendfeier findet auf dem Ensinger Hubbühl statt, wo sich auf Einladung des Schwäbischen Albvereins fast 2000 Menschen versammeln.

26. Nach der anhaltenden Hitze und Trockenheit der letzten zwei Monate – der Juni war der wärmste seit dem Beginn regelmäßiger Messungen vor über 200 Jahren – wird auf vielen Getreidefeldern Notreife festgestellt und so früh wie noch nie mit der Ernte begonnen. Die Landwirte müssen zum Teil erhebliche Ernteeinbußen verkraften. Die Erträge liegen bis zu 50 Prozent unter dem langjährigen Durchschnitt.
29. Bei der Oberbürgermeisterwahl in Ludwigsburg setzt sich Werner Spec mit deutlicher Mehrheit gegen zwei Mitbewerber durch. Bei einer schlechten Wahlbeteiligung von nur 26 Prozent erhält der 45 Jahre alte bisherige Oberbürgermeister von Calw 73 Prozent der abgegebenen Stimmen. Er tritt Anfang September die Nachfolge von Dr. Christof Eichert an, der nach nur einer Amtszeit auf eine erneute Kandidatur verzichtet hatte, um eine Führungsposition bei der Bertelsmann-Stiftung zu übernehmen. – Ein großer historischer Festzug und ein spektakuläres Lichterfest auf dem Neckar bilden den Höhepunkt der 1000-Jahr-Feier in Kirchheim. Der Ort wurde 1003 als »Kirihheim« in einer Schenkung an das Kloster Lauffen erstmals urkundlich erwähnt.

## Juli 2003

5. In Ludwigsburg werden zwei städtebauliche Großprojekte offiziell eingeweiht: Die 1,4 Millionen Euro teure Neugestaltung des Rathausofs und der Umbau der Cityachse zwischen Stern-Kreuzung und Arsenalplatz, der nicht nur wegen der damit verbundenen Kosten von 3,6 Millionen Euro lange Zeit heftig umstritten war.
10. Die Regionalbus Stuttgart GmbH weiht ihren neuen Betriebshof auf dem Gelände des früheren Ludwigsburger Güterbahnhofs ein. Das Nahverkehrsunternehmen hat in seinen neuen Busstützpunkt rund 10,3 Millionen Euro investiert.
11. In Oberriexingen wird ein neuer Anbau der Grundschule eingeweiht. Die Stadt hat 1,25 Millionen Euro in die Erweiterung des Schulgebäudes investiert.
12. Besigheim feiert mit einem Festakt in der Stadthalle Alte Kelter die erste urkundliche Nennung des Stadtnamens vor 850 Jahren.
14. Beim 100. Ditzinger Kulturtreff referiert Alt-Bundespräsident Roman Herzog als Ehrengast über verfassungsrechtliche Fragen und Möglichkeiten zur Modernisierung des Grundgesetzes.
17. Prominenter Besuch in Ludwigsburg: Michael Gorbatschow, der letzte Präsident der UdSSR, wird im Forum am Schlosspark mit dem diesjährigen Euronatur-Umweltpreis ausgezeichnet.
24. Nicht der Zahn der Zeit, sondern der Druck des Berges setzt den Mauern entlang der Hauptzufahrt zum Hohenasperg zu. Sie müssen für rund 2,1 Millionen Euro mit einem aufwendigen Verfahren saniert werden.

31. Das Landesdenkmalamt stellt aus Geldmangel das international bekannte und bedeutende Grabungsprojekt »Steinzeitdorf Ensingen« ein. Auf dem gut sechs Hektar großen Gelände haben die Archäologen in den vergangenen zehn Jahren rund 20 000 Fundstücke aus der Zeit der bandkeramischen Kultur geborgen.

### August 2003

20. Laut Kalender ist es noch Hochsommer, doch in den meisten Ludwigsburger Kastanienalleen ist bereits der Herbst eingezogen. Die Rosskastanien werfen so früh wie noch nie ihre Blätter ab. Schuld daran ist allerdings nicht die schon viele Wochen anhaltende Dürre, sondern die Miniermotte, die seit Jahren dem Ludwigsburger Traditionsbaum zusetzt.
22. Der 26-jährige Ottmarsheimer Sascha Notter, der zusammen mit anderen Touristen bei einer Fahrt durch die Sahara von islamistischen Terroristen entführt worden war, kehrt nach sechsmonatiger Geiselhaft wohlbehalten nach Hause zurück.
31. Der Sommer 2003 geht als der heißeste seit Beginn der Wetteraufzeichnungen in die Annalen ein. Nachdem schon der Juni und Juli eine wochenlange Schönwetterperiode mit ungewöhnlich hohen Temperaturen gebracht hatte, stieg im August das Thermometer an vielen Tagen auf fast 40 Grad. Die Kehrseite des Sonnenwetters war zumindest für die Landwirte der mit wenigen Ausnahmen fehlende Regen.

### September 2003

7. Die evangelische Pfarrstelle in Häfnerhaslach fällt dem Rotstift der Landeskirche zum Opfer. Die rund 500 Gemeindemitglieder werden künftig vom Pfarrer in Ochsenbach mitversorgt.
8. Pünktlich zum Schuljahresbeginn kann der neue Anbau der Paul-Aldinger-Schule in Kleinbottwar bezogen werden. Der Landkreis hat rund 2,7 Millionen Euro in die Erweiterung der Schule für geistig behinderte Kinder investiert.
12. In Gerlingen wird das so genannte Rebmannhaus eröffnet. Das Geburtshaus des Missionars und Afrikaforschers Johannes Rebmann, dessen Abriss eigentlich schon beschlossene Sache gewesen war, ist in den vergangenen Monaten für rund 700 000 Euro grundlegend renoviert worden.
14. Die Gemeinde Affalterbach weiht ihr neues Heimatmuseum ein.
18. Die Filmakademie in Ludwigsburg nimmt ihr neues Studiogebäude in Betrieb. Der auf einem Teil des Mathildenareals entstandene und nach dem Filmregisseur Ernst Lubitsch benannte Neubau kostete rund fünf Millionen Euro.
27. Die Stadt Asperg weiht eine neue Sporthalle ein. Die rund 3,6 Millionen Euro teure Halle im nordwestlichen Bereich des Bürgergartens verbessert die Situation für den Schul- und Vereinssport deutlich.

29. Das Walcker-Areal in Ludwigsburg, lange Zeit ein Schandfleck in der Barockstadt, soll ein neues Gesicht erhalten. Stadtverwaltung und Besitzer einigen sich auf den Abriss der stark baufälligen Gebäude auf dem Gelände der ehemaligen Orgelbaufabrik.

### Oktober 2003

1. Das zum Energiekonzern EnBW gehörende Kornwestheimer Traditionsunternehmen Salamander trennt sich von seiner seit Jahren defizitären Schuhsparte. Sie wird einschließlich des Markennamens an das Düsseldorfer Unternehmen Garant verkauft.
4. Bürger und Ehrengäste feiern in Untermberg die Eingemeindung des kleinsten Stadtteils von Bietigheim-Bissingen vor 50 Jahren.
6. Die seit 1972 in Ditzingen ansässige Firma Trumpf, Europas größter Werkzeugmaschinenhersteller, weiht an seinem Stammsitz ein 19 Millionen Euro teures neues Vertriebs- und Servicezentrum ein.
9. Zum Abschluss der Weinlese ziehen die Wengerter eine gemischte Bilanz. Der außergewöhnlich heiße Sommer hat an den Rebhängen qualitativ Rekordweine heranwachsen lassen. Allerdings liegt die Erntemenge deutlich unter dem Durchschnitt.
10. Landrat Dr. Rainer Haas wird mit großer Mehrheit für weitere acht Jahre in seinem Amt bestätigt. Bei der Wahl durch den Kreistag erhält der 47-jährige Jurist 83,5 Prozent der Stimmen. – Die Galerie der Stadt Kornwestheim erhält eine neue Nutzung. Der Stuttgarter Kunstsammler und ehemalige Auktionator Gert Nagel eröffnet im Obergeschoss des 1990 eingeweihten Kleihuesbaus seine »Sammlung bürgerlicher Kunst und Kultur«, im Erdgeschoss wird künftig die Stadt in Eigenregie Wechselausstellungen zeigen.
11. Bei einem Festakt in der Gemmrighheimer Festhalle wird die neue Partnerschaft zwischen Gemmrighheim und der griechischen Gemeinde Trigono besiegelt. Gemmrighheim ist die erste baden-württembergischen Gemeinde, die sich mit einer griechischen Gemeinde partnerschaftlich verbindet.
16. Die Ludwigsburger Porzellanmanufaktur nimmt ihren neuen Brennofen in Betrieb. Der 800 000 Euro teure Ofen soll sicherstellen, dass das Traditionsunternehmen auch in Zukunft konkurrenzfähig ist.
18. In Erdmannhausen freuen sich die Jugendlichen über die Einweihung des neuen Jugendhauses Calypso. Der Bau hat 600 000 Euro gekostet.
24. In Bietigheim-Bissingen wird die neue Sporthalle der Realschule im Aurain offiziell ihrer Bestimmung übergeben. Die Stadt hat in die neue Sporthalle und einen 400 Quadratmeter großen Erweiterungsbau für die Schule rund 6,4 Millionen Euro investiert.
27. Ein von spielenden Kindern verursachter Großbrand zerstört weite Teile des denkmalgeschützten Gehöfts am Heimerdinger Adler. Die Feuerwehr kann jedoch ein Übergreifen des Feuers auf das historische Gasthaus sowie auf die angrenzende Kirche und die benachbarten Wohnhäuser verhindern.

3. Mit dem Beginn des Räumungsverkaufs beim Traditionsunternehmen Breitling geht das Ladensterben in der Ludwigsburger Innenstadt weiter. Der Spezialist für Männermode, der erst im Jahr 2000 neue Geschäftsräume bezogen hatte, schließt auf Grund massiver Umsatzrückgänge zum Jahresende für immer die Pforten.
6. Mit der Einweihung der neuen Bahnbrücke zwischen Bissingen und Tamm findet ein umfassendes Straßenbauprojekt seinen Abschluss. Rund 65 Millionen Euro sind in den letzten Jahren in den Bau der neuen Südumfahrung Bietigheim-Bissingen/Nordumfahrung Tamm investiert worden.
10. Hoher Besuch in Marbach: Bundespräsident Johannes Rau gibt mit dem ersten Spatenstich das Startsignal zum Bau des neuen Literaturmuseums der Moderne.
13. Der Kornwestheimer Gemeinderat stimmt in einem Grundsatzbeschluss dem Bau eines Güterverkehrszentrums auf der Gemarkung der Eisenbahnerstadt zu. Die Entscheidung fällt allerdings nur mit knapper Mehrheit: Während die Befürworter des Projekts sich eine deutliche Entlastung der Straßen in der Region vom Lastverkehr erhoffen, kritisieren die Gegner vor allem den großen Verbrauch fruchtbaren Ackerbodens.
15. Die Gemeinde Freudental hat rund 1,7 Millionen Euro in den Bau einer neuen Sporthalle investiert, die nach 17-monatiger Bauzeit nun offiziell eingeweiht werden kann.
17. Nachdem das Landratsamt Ende Oktober dem Gemeinschaftskernkraftwerk Neckar das rechtlich erforderliche Einvernehmen zum Bau eines unterirdischen Zwischenlagers zur Entsorgung ausgedienter Brennelemente erteilt hat, gibt die Gemeinde Gemmingen ihren vier Jahre währenden Widerstand gegen das Projekt auf. Der Gemeinderat beschließt, juristisch nicht weiter gegen den Bau des gesetzlich vorgeschriebenen Zwischenlagers vorzugehen.
19. In Bönnigheim beginnen die Arbeiten zum Abbruch der Amann-Fabrik. Nachdem der traditionsreiche Nähseidenhersteller schon vor einigen Jahren die Produktion an seinem Stammsitz aufgegeben und die Stadt das Gelände erworben hatte, sollen künftig an der Stelle der alten Fabrikhallen unter anderem eine neue Stadthalle und ein kleiner Park entstehen.
20. Um die den Hohenasperg prägenden Steillagen zu erhalten, müssen insgesamt rund 3,1 Millionen Euro aufgewendet werden. Neben dem Land, der Stadt Asperg und Privatleuten beteiligt sich auch der Landkreis an der Sanierung der einsturzgefährdeten Weinbergmauern.
27. Die rund 500 Beschäftigten des Werkes Neckarweihingen der Heidelberger Druckmaschinen AG können aufatmen. Ihre Arbeitsplätze bleiben trotz der schwierigen wirtschaftlichen Lage des Mutterkonzerns erhalten. Der längere Zeit verfolgte Plan der Firmenleitung, den Standort Ludwigsburg mit einem neuen Werk im Gewerbegebiet »Hintere Halden« in Pflugfelden auszubauen, muss hingegen vorerst aufgegeben werden.
29. In Bietigheim wird ein zweiter Bahnhof eröffnet. Der rund 5,4 Millionen Euro teure Bahnhofsteilpunkt im Ellental bindet die dortigen Schulen und

Freizeiteinrichtungen sowie das Neubaugebiet Kreuzäcker und die Altstadt besser an die S-Bahn und die Nahverkehrszüge Richtung Stuttgart und Karlsruhe an. – Vaihingen feiert mit einem großen Fest die Wiederöffnung der für 3,2 Millionen Euro renovierten und umgestalteten Stadthalle.

30. Die evangelische Kirchengemeinde Neckarweiningen weiht in einem Festgottesdienst die neue Orgel für die Laurentiuskirche ein. Das 240 000 Euro teure neue Instrument wurde ausschließlich über Spenden finanziert.

## Dezember 2003

4. Nach fast zehnjähriger Planungsphase gibt Verkehrsminister Ulrich Müller mit dem symbolischen ersten Spatenstich das Startsignal für den Bau der Südumfahrung Sersheim-Sachsenheim. Für die 23 Millionen Euro teure Umgehungsstraße ist eine Bauzeit von zwei bis drei Jahren veranschlagt.
12. Der Kreistag verabschiedet den Haushaltsplan des Landkreises für das Jahr 2004. Um den Etat ausgleichen zu können, muss die von den Gemeinden aufzubringende Kreisumlage von bisher 32 auf 36 Prozent erhöht werden. Während der Kreistagssitzung protestieren rund 200 Eltern, Lehrer und Schüler aus dem Kirbachtal und dem Korntal-Münchinger Stadtteil Kaltenberg gegen den Beschluss, im Rahmen der Sparmaßnahmen die Zuschüsse des Landkreises zur Schülerbeförderung zu streichen.
13. In Großbottwar wird mit einem Schulfest der fast 1,8 Millionen Euro teure Erweiterungsbau der Grund- und Hauptschule offiziell eingeweiht.
15. Die Polizeidirektion Ludwigsburg kann ihr neues Dienstgebäude an der Friedrich-Ebert-Straße beziehen. Rund 18 Millionen Euro investierte das Land in den seit Jahren geforderten Neubau.
22. Verkehrschaos in der Region. Der erste Schneefall des Winters sorgt für eisglatte Straßen, gleichzeitig legt ein Brand in der Hauptkabeltrasse der Deutschen Bahn den S-Bahn-Verkehr in und um Stuttgart weitgehend lahm.
31. Am Ende des Jahres gibt es im Landkreis 13 118 arbeitslose Menschen, so viel wie seit sechs Jahren nicht mehr in einem Dezember. Die Arbeitslosenquote ist mit 4,8 Prozent aber weiterhin die niedrigste in Baden-Württemberg.

## Januar 2004

1. Die auf rund 22 000 Einwohner angewachsene Gemeinde Remseck darf sich mit Beginn des neuen Jahres als sechste Kommune im Landkreis »Große Kreisstadt« nennen.
9. Im Gerlinger Rebmannhaus wird ein Museum eröffnet, das an Leben und Werk der aus der Stadt stammenden Afrikaforscher und Missionare Johannes Rebmann und Johannes Zimmermann erinnert.
10. Die Asperger Feuerwehr weiht mit einem Tag der offenen Tür ihr 2,5 Millionen Euro teures neues Feuerwehrhaus ein. Das alte Haus weicht der geplanten »Neuen Mitte« von Asperg.

- 11. Die evangelische Kirchengemeinde Besigheim feiert mit einem Festakt die Wiedereröffnung des für rund eine halbe Million Euro umfassend renovierten Paul-Gerhardt-Hauses.
- 28. Rund 1000 Studenten der PH Ludwigsburg demonstrieren mit einem Protestmarsch auf der B 27 gegen die schlechten Arbeitsbedingungen an ihrer Hochschule.

## Februar 2004

- 2. Der Zweckverband Pattonville entscheidet darüber, wie die neue Mitte des Kornwestheimer und Remsecker Stadtteils aussehen soll. Den Zuschlag erhält der Entwurf der Bietigheimer Wohnbau, der unter anderem ein Dienstleistungszentrum mit Bürgertreff, Kindergarten, Pflegezentrum und Geschäften vorsieht.
- 8. Bei der Bürgermeisterwahl in Ingersheim wird Amtsinhaber Volker Godel mit 94,5 Prozent der abgegebenen Stimmen wiedergewählt.
- 11. Die Ludwigsburger City wird zur Tempo-30-Zone erklärt.
- 13. Ein Bönningheimer Einzelhändler greift zu drastischen Maßnahmen gegen Diebstahl und Vandalismus: Schüler dürfen einen Monat lang seinen Einkaufsmarkt nicht betreten.
- 25. Der Plan für eine neue Polizeistruktur im Landkreis Ludwigsburg sieht vor, dass elf von 33 Polizeiposten aufgelöst werden.
- 28. Die einst in Ludwigsburg und jetzt in Freiberg ansässige Wagner & Keller GmbH muss Insolvenz anmelden. Damit geht die letzte deutsche Vogelkäfigfabrik und eine der traditionsreichsten Firmen im Kreis in Konkurs.

## März 2004

- 1. Die Milcherzeugergemeinschaft Ludwigsburg stimmt der Fusion mit der Erzeugergemeinschaft Böblingen zu einer Südwest-Genossenschaft zu.
- 8. Der Kreistag des Enzkreises beschließt mit großer Mehrheit, die beiden Krankenhäuser in Mühlacker und Neuenbürg zum 1. Januar 2005 mit den Kliniken Ludwigsburg-Bietigheim gGmbH zu einer Holding zusammenzuschließen.
- 9. Die Ludwigsburger Buchhandlung Aigner feiert ihr 200-jähriges Bestehen. Beim Festakt ist Ministerpräsident Teufel der prominenteste Ehrengast.
- 11. In Poppenweiler konstituiert sich ein Förderverein zum Betrieb der Ortsbücherei, die nach den Plänen der Stadtverwaltung aus Kostengründen geschlossen werden sollte. Es ist die erste städtische Einrichtung, die in ehrenamtliche Hände geht.
- 12. Die Gemeinde Gemmingheim weiht ihre modernisierte Kläranlage ein. Sie ist für 2,2 Millionen Euro saniert, erweitert und auf den neuesten Stand der Technik gebracht worden.
- 19. Bei der Eröffnung der diesjährigen Saison des Blühenden Barocks wird gleichzeitig auch das 50-jährige Bestehen der Gartenschau gefeiert.

28. In Bietigheim-Bissingen wird der SPD-Kandidat Jürgen Kessing zum neuen Oberbürgermeister gewählt. Der 47-jährige Finanzbürgermeister von Dessau erhält im entscheidenden zweiten Wahlgang 54 Prozent der Stimmen und setzt sich damit deutlich gegen den einzig noch verbliebenen Konkurrenten, den Ludwigsburger Vizelandrat Dr. Christoph Schnaudigel, durch. Die Wahl um die Nachfolge von Manfred List, der im Mai nach knapp 30 Amtsjahren in den Ruhestand tritt, hatte wegen interner Querelen des CDU-Stadtverbandes bei der Kandidatenkür für überregionale Aufmerksamkeit gesorgt.

#### April 2004

1. In Freudental wird das neue Kleeblatt-Pflegeheim bezogen. Das Haus, dem auch ein Kompetenzzentrum für demenzkranke Menschen angegliedert ist, ersetzt das bisherige Kreisaltenheim, das seit 1962 im Freudentaler Schloss eingerichtet war.
4. In Erdmannhausen wird Lutz Schwaigert mit 72 Prozent der gültigen Stimmen zum neuen Bürgermeister gewählt. Der 32 Jahre alte Hauptamtsleiter aus Gemmrigheim tritt im Juni die Nachfolge von Siegfried Menner an, der nach vier Amtszeiten nicht mehr kandidiert hatte. – Bei der Bürgermeisterwahl in Steinheim wird Amtsinhaber Joachim Scholz mit 90 Prozent der Stimmen für weitere acht Jahre im Amt bestätigt.
5. In Sachsenheim werden die rund elf Millionen Euro teuren Erweiterungsbauten des Lichtenstern-Gymnasiums eingeweiht.
21. Zwischen Besigheim und Bietigheim beginnen die Bauarbeiten für eine neue Bahnbrücke über die Enz. Das 17,2 Millionen Euro teure Bauwerk soll bis Mitte 2006 fertig gestellt sein und dann die 130 Jahre alte Stahlgitterbrücke ersetzen.
22. Der Marbacher Gemeinderat lehnt mit großer Mehrheit eine finanzielle Beteiligung der Stadt am geplanten S-Bahn-Ringschluss Marbach-Backnang ab. Über die Finanzierung des 13-Millionen-Euro-Projekts muss monatelang neu verhandelt werden.
23. Bei einem Großbrand in Enzweihingen wird eine Holzhandlung bis auf die Grundmauern zerstört. Der Sachschaden beträgt über zwei Millionen Euro.
27. Der Autozulieferer Mahle kündigt an, bis Ende Juli die Kolbengießerei seines Markgröninger Werkes nach Polen zu verlagern. Dadurch gehen 330 Arbeitsplätze verloren. Auch der Autozulieferer Mann + Hummel baut an seinem Stammsitz Ludwigsburg kräftig ab. Die Verlegung der Fertigung von Blechlufffiltern nach Brasilien und Südafrika kostet 250 Arbeitsplätze.
28. Die unter akuter Finanznot leidende Stadt Sachsenheim übergibt den Betrieb des bisher städtischen Schlossbades an einen Trägerverein, der sich gegründet hatte, um die drohende Schließung des Freibades zu verhindern.
29. Das zur Karlshöhe Ludwigsburg gehörende Altenheim »Haus am Salon« feiert sein 125-jähriges Bestehen.

## Mai 2004

1. Die Feuerwehr Kornwestheim stellt bei einem Tag der offenen Tür ihre 3,8 Millionen Euro teure neue Feuerwache am Kimry-Platz vor. – Der Bürgerverein der Unteren Stadt weiht das sanierte Heilbronner Torhaus in Ludwigsburg mit einer Ausstellung über alte Handwerkskünste ein.
4. Das Friedrich-Schiller-Gymnasium in Marbach weiht mit einem Familienfest seinen zehn Räume umfassenden Erweiterungsbau ein. In dem 1,3 Millionen Euro teuren Anbau des mit 1639 Schülern größten Gymnasiums des Landes erhält auch die neue Internationale Begegnungsklasse den erforderlichen Platz.
5. Schwieberdingen feiert mit einem Festakt seine erste urkundliche Erwähnung vor 700 Jahren.
7. Im Ludwigsburger Schloss werden die beiden neuen Museen für Keramik und Barockmalerei eröffnet. Gleichzeitig beginnen die offiziellen Feiern zum 300-jährigen Bestehen des Schlosses, dessen Jubiläum das ganze Jahr über mit zahlreichen Veranstaltungen groß gefeiert wird.
9. Die evangelische Kirchengemeinde Marbach feiert mit einem Festgottesdienst die Wiedereröffnung ihrer umfassend renovierten Alexanderkirche. Das spätgotische Gotteshaus ist in den vergangenen neun Jahren für insgesamt 3,2 Millionen Euro erneuert worden.
14. In Kleinsachsenheim wird ein neues Kleeblatt-Pflegeheim eingeweiht. Der 4,3-Millionen-Euro-Bau ist das zweite Kleeblattheim im Gebiet der Stadt Sachsenheim.
15. Das für 3,6 Millionen Euro sanierte historische Steinhaus in Besigheim wird mit einem Festakt offiziell seiner Bestimmung übergeben. Das um 1235 erbaute Gebäude dient künftig der Besigheimer Musikschule als neues Domizil.
21. Die Stadt Bietigheim-Bissingen tritt dem interkommunalen Zweckverband »Eichwald« bei. Ziel des vor zehn Jahren von den Städten Sachsenheim und Oberriexingen sowie der Gemeinde Sersheim gegründeten Zweckverbands ist die Erschließung und Vermarktung eines gemeinsamen Gewerbe- und Industriegebiets.
23. Der in Ludwigsburg aufgewachsene promovierte Volkswirt Horst Köhler wird in Berlin von der Bundesversammlung zum neuen Bundespräsidenten gewählt.
27. Bei einem Brand in der Tiefgarage einer Wohnanlage in Pflugfelden brennen acht Autos völlig aus und werden andere Fahrzeuge erheblich beschädigt. Die Polizei geht von Brandstiftung aus und schätzt den Schaden auf mindestens 500 000 Euro.

## Juni 2004

4. Die Gemeinde Mundelsheim feiert ihren Anschluss an die Bodensee-Wasserversorgung. Sie war die letzte Kommune im Kreis, die zu 100 Prozent mit eigenem Quellwasser versorgt wurde.
6. Die evangelische Kirchengemeinde Hochberg feiert mit einem Festgot-

tesdienst und einem Gemeindefest das 150-jährige Bestehen ihrer Schlosskirche.

8. Beim Brand eines Gasthauses in der Ditzinger Marktstraße entsteht ein Schaden von 500 000 Euro. Die Feuerwehr kann ein Übergreifen des Feuers auf benachbarte Gebäude verhindern.
13. Bei der Europawahl ist auch im Landkreis die CDU trotz leichter Verluste klare Siegerin. Sie erhält 43,3 Prozent der Stimmen, 22 Prozent mehr als die SPD. Starke Gewinne können die Grünen verbuchen, die im Vergleich zur Wahl 1999 von 8,7 auf 15,2 Prozent zulegen. Ein ähnliches Bild zeigen auch die Ergebnisse der Kommunalwahlen, bei denen neben den Grünen vor allem die Freien Wähler Zugewinne erzielen, während CDU und SPD Mandate verlieren. Im Kreistag stellen die Freien Wähler jetzt erstmals die zweitstärkste Fraktion hinter der CDU und vor der SPD und ist zum ersten Mal mit einem Sitz auch die Seniorenpartei »Graue Panther« vertreten.
20. Beim Stadt-Grand-Prix zum Abschluss der Jubiläumsveranstaltung »50 Jahre Rallye Solitude« werden in der Innenstadt von Gerlingen 13 Personen zum Teil schwer verletzt, als ein Fahrzeug von der Strecke abkommt und in eine Zuschauergruppe fährt.
23. Die Stiftung Evangelisches Altenheim Ludwigsburg feiert den Abschluss umfassender Erneuerungsarbeiten an ihrem Albert-Knapp-Heim. Das 153 Pflegeplätze bietende Haus in der Mühlstraße ist in den letzten drei Jahren für insgesamt rund elf Millionen Euro saniert und modernisiert worden.
28. Die Gemeinde Schwieberdingen weiht den neuen Bürgertreff in der ehemaligen Bruckmühle ein. Sie hat insgesamt 2,8 Millionen Euro in den Um- und Ausbau der 1618 erbauten und seit 1970 stillgelegten Mühle investiert.

## Juli 2004

9. Die Landessynode der evangelischen Kirche Württembergs beschließt, das Landeskirchliche Museum in Ludwigsburg aus Kostengründen zum Ende des Jahres 2007 zu schließen. – In Hoheneck beginnen mit einem Festakt die Feiern zum 750-Jahr-Jubiläum des heutigen Ludwigsburger Stadtteils. – Die Robert-Franck-Schule in Ludwigsburg feiert mit einem Tag der offenen Tür ihr 100-jähriges Bestehen.
11. Bei der Bürgermeisterwahl in Murr wird Amtsinhaber Manfred Hollenbach mit 97,1 Prozent der abgegebenen Stimmen wiedergewählt.
17. In Ditzingen-Hirschlanden wird das neue Sportzentrum »Seehansen« eingeweiht. Die 7,4 Millionen Euro teure Anlage umfasst unter anderem eine Sporthalle, eine Bewegungslandschaft und ein Kunstrasenfeld. Das Projekt war ursprünglich wesentlich größer geplant gewesen und hatte jahrelang für Diskussionen gesorgt.
18. Ein historischer Festumzug durch den Ort ist Höhepunkt der 700-Jahr-Feier in Freudental.
24. In Remseck-Aldingen wird das neue Haus der Feuerwehr in Betrieb genommen. Der 2,9-Millionen-Bau ist künftig der Standort der fusionierten Feuerwehrabteilungen aus Aldingen und Neckargröningen.

## August 2004

10. Die Landwirte können sich über eine gute Getreideernte freuen. Die Ertragsmengen liegen weit über dem Durchschnitt der letzten zehn Jahre und auch die Qualität ist zufriedenstellend.
17. Weiterer Rückschlag für das insolvente Öko-Kaufhaus Rommelmühle in Bissingen: Das Einrichtungshaus Firnhaber gibt bekannt, dass es seine Filiale in dem historischen Mühlengebäude zum Jahresende schließen wird.

## September 2004

6. Nach langem Zögern räumt das Regierungspräsidium ein, dass der EU-Grenzwert für Feinstaub in der Ludwigsburger Friedrichstraße seit Beginn des Jahres überschritten worden ist. Auch in Pleidelsheim ist die Feinstaubbelastung höher als zulässig. Schuld ist vor allem der starke Autoverkehr.
8. Anlässlich des 200. Geburtstages von Eduard Mörike eröffnet die Mörike-Gesellschaft in der Ludwigsburger Musikhalle einen viertägigen Kongress, bei dem sich Wissenschaftler und Literaturfreunde mit dem Werk des in Ludwigsburg geborenen Dichters beschäftigen.
10. Im Ludwigsburger Residenzschloss wird das neue Modemuseum feierlich eingeweiht. Das Museum zeigt textile Exponate vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart.
13. In Ludwigsburg wird der neue Landschaftspark rund um die renovierte Marienwahl eröffnet. Das Gelände war zuvor jahrelang durch eine riesige Bauruine verunstaltet gewesen.
18. Das Bundesarchiv eröffnet im restaurierten Schorndorfer Torhaus in Ludwigsburg eine neue Dauerausstellung, in der die Arbeit der seit 1958 in Ludwigsburg ansässigen Zentralen Stelle zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen vorgestellt wird.
24. Das von der Militärgeschichtlichen Gesellschaft im renovierten Asperger Torhaus in Ludwigsburg eingerichtete Garnisonmuseum wird offiziell eröffnet.

## Oktober 2004

1. Die Stadt Freiberg weiht den neuen Schutzdamm für das Industriegebiet Neckar im Stadtteil Beihingen ein. Das 1,7 Kilometer lange und 3,5 Millionen Euro teure Bauwerk soll das Gelände künftig besser vor Überschwemmungen schützen.
2. Ludwigsburg ist um ein Unikat reicher: Die Filmakademie Baden-Württemberg eröffnet im renovierten Aldinger Torhaus ein Kinderfilmhaus.
4. Die Stuttgarter Straßenbahnen AG hat acht Millionen Euro in den Ausbau ihres Betriebshofes in Remseck-Aldingen investiert. Er wurde in knapp einjähriger Bauzeit um eine große Abstellhalle für 40 Stadtbahnen erweitert.
11. Nach dem Abschluss der Weinlese zeigen sich die Wengerter im Landkreis rundum zufrieden. Sowohl die Qualität der Trauben als auch die Menge sind überdurchschnittlich.

17. Ausnahmezustand im Bottwartal: Über 2500 Läufer nehmen am ersten Bottwartal-Marathon teil.
31. Die Sportvereinigung Besigheim eröffnet ihr neues Bewegungs- und Kommunikationszentrum FitKom. Mit dem zwei Millionen Euro teuren Bau unterstützt der Verein die Stadt bei der dringend notwendigen Schaffung zusätzlicher Hallenkapazitäten für den Sport.

## November 2004

2. Stabwechsel auf der Marbacher Schillerhöhe: Der Kulturwissenschaftler Ulrich Raulff tritt die Nachfolge von Ulrich Ott als Direktor des Schiller-Nationalmuseums und Deutschen Literaturarchivs an.
9. Der Luxusmarkenkonzern Egana-Goldpfeil übernimmt die Mehrheit der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur. Er erwirbt 77,5 Prozent der Anteile an dem Traditionsbetrieb. – Ein 51-jähriger arbeitsloser Mann sprengt sich in seinem Auto vor dem Arbeitsamt in Bietigheim mit einer Gasflasche in die Luft.
10. Bei einem Brand in der Bietigheimer Innenstadt wird ein Mehrfamilienhaus schwer beschädigt. Betroffen ist auch die in dem denkmalgeschützten Gebäude untergebrachte Zuckmantler Heimatstube.
11. Der Landkreis Ludwigsburg, die Anliegerkommunen und die Württembergische Eisenbahngesellschaft sichern mit einem Vertrag den Weiterbetrieb der Strohgäubahn bis zum Jahr 2006.
17. Die Felsengartenkellerei Besigheim nimmt an ihrem Sitz in Hessigheim eine 3,6 Millionen Euro teure neue Abfüllanlage in Betrieb.
23. Mit einem Festakt und einem glanzvollen Konzert wird Wolfgang Gönnerwein nach 33 Jahren als künstlerischer Leiter der Ludwigsburger Schlossfestspiele verabschiedet. Seine Nachfolge tritt der Nürnberger Generalintendant Wolf Kunold an.
25. In Pattonville wird ein neues Heizkraftwerk in Betrieb genommen. Das 2,5-Millionen-Euro-Projekt versorgt die derzeit rund 4000 Einwohner der Siedlung umweltfreundlich mit Fernwärme.
27. Ein Brand in einer Tiefgarage in Ditzingen zerstört 25 Fahrzeuge und verursacht einen Sachschaden in Millionenhöhe. Mehr als 110 Feuerwehrleute mit 23 Fahrzeugen sind im Einsatz und benötigen mehrere Stunden, um das Feuer unter Kontrolle zu bringen.
28. Die evangelische Kirchengemeinde Hemmingen feiert mit einem Festgottesdienst die Wiedereröffnung der für rund eine halbe Million Euro umfassend renovierten Laurentiuskirche.
29. Zuckerrüben-Anbauer protestieren mit Mahnfeuern gegen Absichten der EU-Kommission, die Zuckermarktordnung zu reformieren. Sie sehen durch die geplante Reform ihre Existenz gefährdet.

## Dezember 2004

1. Das Deutsche Rote Kreuz nimmt seine für 1,6 Millionen Euro modernisierte und ausgebauten Rettungsleitstelle in Ludwigsburg offiziell in Betrieb.

5. Bei der Bürgermeisterwahl in Löchgau wird Amtsinhaber Werner Möhrer mit 92,7 Prozent der abgegebenen Stimmen wiedergewählt.
6. Mit einem symbolischen Baggerbiss beginnen die Arbeiten zur 20 Millionen Euro teuren Neugestaltung der Asperger Ortsmitte.
10. Der Kreistag verabschiedet den Haushaltsplan des Landkreises für das Jahr 2005 und stimmt einer Erhöhung der Kreisumlage um 3,5 Punkte auf 39,5 Punkte zu. Für die meisten Städte und Gemeinden bedeutet dies eine weitere Verschärfung der angesichts wegbrechender Steuereinnahmen und steigender Umlagen an Land und Region ohnehin dramatisch schlechten Finanzlage.
11. Ein außerordentlicher Landesparteitag der CDU wählt den Ditzinger Landtagsabgeordneten und CDU-Fraktionsvorsitzenden Günther Oettinger zum Spitzenkandidaten seiner Partei für die Landtagswahl 2006. Der 51-jährige Jurist hatte sich zuvor bei einer Mitgliederbefragung deutlich gegen seine Mitbewerberin, die Bietigheimer Abgeordnete und Kultusministerin Annette Schavan, durchgesetzt und tritt im April 2005 die Nachfolge von Erwin Teufel als baden-württembergischer Ministerpräsident an.
12. Die evangelische Kirchengemeinde Großsachsenheim feiert mit einem Festgottesdienst die Wiedereröffnung der für 575 000 Euro umfassend renovierten Stadtkirche.
31. Der in Ludwigsburg ansässige private Fernsehsender BTV4U muss zum Jahresende den Sendebetrieb einstellen. Der Betreiberfirma wurde eine Verlängerung der Lizenz verweigert, weil sie mehrfach gegen medienrechtliche Normen und Auflagen verstoßen hatte. *Thomas Schulz*

# Buchbesprechungen

**Löchgau. Beiträge zur Ortsgeschichte.** Hrsg. von der Gemeinde Löchgau. Löchgau 2004, 472 S., zahlr. Abb.

Löchgau, bis ins 16. Jahrhundert teils badisch, teils württembergisch, hatte schon lange eine eigene Darstellung verdient. Das neue Buch entstand ausnahmsweise nicht aus einem historisch bedingten Anlass, wie z. B. einem Jubiläum, sondern im Fall Löchgau aus der Erkenntnis, dass eine Ortsgeschichte ein Desiderat ist. Es handelt sich um die Gemeinschaftsarbeit von 32 Autoren unter der Leitung von Kreisarchivar Dr. Thomas Schulz. Unter den Autoren sind auch der Ludwigsburger Ehrenbürger Dr. Albert Sting, der in Löchgau wohnt, und Stefan Benning, Stadtarchivar in Bietigheim-Bissingen. Zu den übrigen Autoren hätte der auswärtige Leser gerne einige knappe biografische Angaben erfahren.

Der Aufbau folgt dem klassischen Muster der Ortsmonografien: Geologie, die geschichtliche Entwicklung von der Steinzeit bis zur Gegenwart, Schulwesen, Landwirtschaft und Weinbau, Kirche(n) und Vereine. Eine Besonderheit ist die Geschichte der Nagelfabrik Röcker und des Nagelmuseums, das aus der Mustersammlung der Firma erwuchs. Bei der Vielzahl der Autoren schwankt natürlich die Qualität der Beiträge, die teils chronologisch, teils eher anekdotisch aufgebaut sind. Wenn auch die Lesbarkeit ebenfalls von Beitrag zu Beitrag schwankt, so schließt dieses Buch doch eine empfindliche Lücke bei den Ortsmonografien des Landkreises.

*Erich Viehöfer*

**Albert Sting: Geschichte der Stadt Ludwigsburg.** Band II: Von 1816 bis zum Kriegsende 1945. Ludwigsburg 2004, 607 S., zahlr. Abb., Tabellen und Pläne.

Im Herbst 2004 erschien der 2. Band der insgesamt dreibändigen Ludwigsburger Stadtgeschichte von Albert Sting. Aufbau, inhaltliche Gliederung und optische Gestaltung wurden dabei unverändert – mit allen Vorzügen und Nachteilen – von dem im Herbst 2000 erschienenen 1. Band übernommen (siehe dazu die Besprechung in den Geschichtsblättern 55/2001).

Im Hauptteil des Buches beschreibt Albert Sting in sechs Kapiteln die Geschichte der Stadt von der Regierungsübernahme König Wilhelms I. im Jahr 1816 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs im Mai 1945. Zwischen die »große Geschichte« streut der Autor dabei immer wieder kleine, scheinbar unbedeutende Episoden ein, zur Abrundung des Geschilderten und zur ergänzenden Betrachtung aus einem ungewohnten, oft überraschenden Blickwinkel. Der Schwerpunkt seiner Darstellung liegt dabei in der Schilderung der Ereignisse während des Dritten Reiches von 1933 bis 1945.

An den Hauptteil schließen sich die vom 1. Band her bekannten Auszüge aus den Kirchenkonventsprotokollen bis 1891 sowie »Ergänzende Texte« an. Diese meist kurz gehaltenen Beiträge liefern Hintergrundinformationen zu den Darstellungen des Hauptteils. Über 90 Kurzbiografien von allgemein bekannten bzw. für die Stadtgeschichte wichtigen Persönlichkeiten beschließen den Textteil. Unterschiedliche Listen und Tabellen – u.a. eine Zusammenstellung aller Ludwigsburger Kriegerdenkmale

oder Listen der Ludwigsburger Opfer des Zweiten Weltkriegs bzw. der während der NS-Herrschaft getöteten Ludwigsburger Juden – sowie markante Stadtpläne folgen dem Textteil als größtenteils unkommentiertes Informationskonzentrat. Das den Band beschließende Literaturverzeichnis sowie ein umfangreicher Quellennachweis liefern wertvolle Hinweise auf die weiterführende bzw. benützte Literatur.

Wer diesen 2. Band nicht nur als kurzweiliges Lesebuch mit hohem Informationswert, sondern auch effektiv und zielorientiert als Nachschlagewerk benützen will, sollte sich unbedingt mit einigen »Besonderheiten« dieses Bandes vertraut machen:

Albert Sting geht bei seinen Schilderungen nur auf die Geschichte der Kernstadt Ludwigsburg ein. Hintergründe und Umstände, die zu den Eingemeindungen von Eglosheim, Pflugfelden, Oßweil und Hoheneck geführt haben, müssen den jeweiligen Ortsbüchern entnommen werden.

Der Inhalt der Kapitel ist chronologisch geordnet. Dabei werden die einzelnen Ereignisse oft collageartig ohne Übergänge direkt aneinander gereiht. Was manchmal zu etwas überraschenden Konstellationen führen kann, wenn z.B. im Anschluss an die Schilderung der Erschießung des SA-Führers Röhm ein Bericht über ein Zugunglück im Ludwigsburger Bahnhof und danach eine Meldung über ein Turnfest des Enz-Murr-Kreises folgt.

Größere, in sich geschlossene Themenkomplexe wie z.B. über die städtische Wasserversorgung, die Feuerwehr, die Sparkasse, der Bahnhof, die Karlshöhe oder das Krankenhaus werden als geschlossener Block nur zu dem Zeitpunkt abgehandelt, an dem sie zum ersten Mal in der Geschichte auftauchen. Das bedeutet, dass beispielsweise die gesamte Geschichte der Ludwigsburger Feuerwehr bis zum Jahr 2004 (!) nur im zweiten, nicht mehr aber in den folgenden Kapiteln erscheint.

Überhaupt reicht dieser 2. Band manchmal weit über den im Titel angegebenen Zeitraum hinaus, bis in die jüngste Gegenwart hinein, quasi als Vorschau auf den Inhalt des 3. Bandes. Besonders auffällig ist dies bei den Abbildungen (die »Schlange« an der Sternkreuzung wurde 1992 aufgestellt), bei den Biografien (Ackerknecht und Gaese waren erst nach 1945 in Ludwigsburg) und den Tabellen, deren Statistiken teilweise erst in der Nachkriegszeit beginnen.

Nicht nachvollziehbar ist es allerdings, warum Albert Sting die Museums- bzw. Bürgergesellschaft und ihre Bedeutung für das kulturelle und soziale Leben in Ludwigsburg, die Erbauung der Garnisonkirche, der heutigen Friedenskirche, die Entwicklung der katholischen Gemeinde oder die Biografie von Mathilde Planck in den vorliegenden Band nicht aufgenommen hat.

Trotz der mitunter berechtigten Kritik und einiger Besonderheiten ist das Buch ein für die Stadtgeschichte unverzichtbares und konkurrenzloses Nachschlagewerk. Anerkennung für die Leistung des Autors.

*Günther Bergan*

**Andrea Hahn: Ludwigsburg, Stationen einer Stadt.** Ludwigsburg 2004, 126 S., Abb., Pläne.

Die kurz gefasste und deshalb auch vom Format her handliche Stadtgeschichte beschreibt die Entwicklungsstationen Ludwigsburgs vom barocken Jagdschloss bis zum modernen Medienstandort.

Im Gegensatz, oder vielleicht besser als Ergänzung zu den beiden Klassikern der Stadtgeschichtsschreibung, »Belschner« und »Sting«, soll nach Aussage der Autorin im Vorwort die Geschichte Ludwigsburgs einem breiten Publikum näher gebracht

werden, leicht verständlich und ohne trockenes Abspulen von Fakten und Jahreszahlen, wobei die großen Leistungen anderer Historiker in das Buch eingeflossen sind, mancher wissenschaftliche Streitpunkt jedoch »geglättet« werden und manches Wissenswerte unerwähnt bleiben musste.

Entstanden ist ein abwechslungsreich bebildertes kleines Buch, das es fertig bringt, die Geschichte von Ludwigsburg auf 100 Seiten zu komprimieren. Wer aber durch die Lektüre angeregt oder neugierig gemacht worden ist und mehr wissen will, für den hält Andrea Hahn auf drei ergänzenden Seiten genügt weiterführende Literatur bereit.

*Günther Bergan*

**Landesdenkmalamt Baden-Württemberg: Stadt Ludwigsburg** (Denkmaltopographie Baden-Württemberg, Band I.8.1). Stuttgart 2004, 272 S., zahlr. Abb., Pläne, topogr. Karten.

Zweite Folge einer ehrgeizigen und anspruchsvollen Publikationsreihe des Landesdenkmalamtes im Rahmen der Buchreihe »Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland«. In der im Herbst 2002 gestarteten Reihe sollen nach und nach alle Kulturdenkmale des Landes, das heißt sowohl Objekte der Archäologie und Gärten- denkmale als auch Objekte der Bau- und Kunstgeschichte, gegliedert nach den bestehenden Stadt- und Landkreisen, zur Darstellung kommen. Ziel ist es dabei, die Allgemeinheit auf die Verantwortung für das historische Erbe hinzuweisen und für künftige Planungen verbindliche Werte wissenschaftlich zu dokumentieren. Die vorliegende Denkmaltopografie von Ludwigsburg und seinen Stadtteilen ist deshalb für alle stadthistorisch interessierten Personen, aber auch für Architekten, Planer und Handwerker eine unverzichtbare Informationsquelle.

Als allgemeine Grundlage schreiben im ersten Teil sieben Fachautoren über einzelne Themenschwerpunkte der geschichtlichen Entwicklung der Stadt. »Landschaft, Naturraum, Geologie« (Enrico de Gennaro), »Vor- und Frühgeschichte« (Adelheid Hanke), »Herrschaftliche Strukturen vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit« (Alois Schneider), »Von der barocken Residenz zur großen Kreisstadt« (Wolf Deiseroth), »Von der frühen Garnisonsstadt zum Hauptwaffenplatz des Landes« (Wolfgang Läßle), »Handel, Gewerbe, Industrie als Entwicklungsfaktoren der Stadt« (Hans-Peter Münzmayer), »Die bauliche Entwicklung der Stadtteile« (Daniela Naumann).

Im zweiten und umfangreicheren Teil, dem denkmaltopografischen Schwerpunkt des Bandes, werden, nach Straßen alphabetisch geordnet, 471 denkmalgeschützte Kulturdenkmale der Innenstadt sowie der Stadtteile anhand von Plänen und aktuellen Fotografien vorgestellt. Handelt es sich dabei um Baudenkmale, werden Baugeschichte, Bautechnik und -ausführung beschrieben, die architektonischen und gestalterischen Besonderheiten hervorgehoben und die Bedeutung innerhalb des Denkmalschutzes gewürdigt. Bei archäologischen Objekten werden geschichtliche Zuordnungen und Grabungsbefunde erläutert. – Interessante, aber nicht denkmalgeschützte Objekte findet man in diesem Band logischerweise nicht!

Ein Kapitel über die Gemarkungsgrenzen der Stadt beendet den topografischen Teil. Ein Fachwort- sowie ein ausführliches Literatur-Verzeichnis beschließen den Band. Drei beigelegte topografische Karten erleichtern das Auffinden der einzelnen Objekte.

*Günther Bergan*

**Manfred Bornemann und Reiner Pfisterer: Jetzt tanzen sie auf dem Kasernenhof.** Ludwigsburg 2004, 96 S., Abb.

Manch ehemaligen Soldaten könnte Wehmut ankommen, wenn sie sehen, wie die alten Kasernen, in denen sie viele Jahre zugebracht haben, sich verändern, völlig neuen, zumeist aber fröhlicheren Zwecken zugeführt werden. Jedoch Konversion, den Nutzungswechsel von Kasernen, gab es in Ludwigsburg schon immer, in großem Umfang nach den beiden Weltkriegen.

Manfred Bornemann (Text) und Reiner Pfisterer (Fotos) gehen weit in die Ludwigsburger Militär- und Kasernengeschichte zurück. Sie schildern die Entstehung der Garnisonstadt und die wirtschaftliche Abhängigkeit der »bürgerlichen« Stadt von der Anwesenheit des herzoglichen Hofes im 18. Jahrhundert und der vielen Regimenter Infanterie und Kavallerie im 19. Jahrhundert. Erst mit der Industrialisierung konnte die Stadt unabhängig vom Geld des Militärs werden.

Die meisten alten Kasernen verbleiben im Stadtbild, sie sind nicht wegzudenken, aber die neue »Eroberung« der ehemals militärisch genutzten Areale, schon vor zehn Jahren begonnen, macht große Schritte und ist längst noch nicht abgeschlossen.

Unter Verwendung vieler historischer und neuer farbiger Fotos zählen Manfred Bornemann und Reiner Pfisterer die ehemaligen Kasernen, Magazine und Versorgungseinrichtungen auf. Sie beschreiben das neue Leben der Filmakademie in ehemaligen Magazinen und des Medienzentrums in der Trainkaserne, der Kultureinrichtungen in einer alten Artilleriekaserne und des modernen Hotels im ehemaligen Verpflegungsamt und schließlich im Wohngebiet mit Grundschule, Kindergarten, Behindertenwerkstätten, Einkaufszentrum, Ärztehaus und Tankstelle auf dem Rotbäumlesfeld, auf dem bis vor wenigen Jahren auch einmal eine Artilleriekaserne gestanden hat.

Die alten Backsteingebäude der Wilhelminischen Zeit sehen wieder schön aus, die Auflagen des Denkmalschutzes wurden beachtet, und die solide Bauweise hat sicher auch dazu beigetragen, dass diese Kasernen erhalten blieben und mit neuem Glanz neue Verwendung fanden. Jetzt bleibt nur zu hoffen, dass auch die aus einer ganz anderen Zeit stammende Flakkaserne bald eine adäquate Verwendung findet.

*Wolfgang Klusemann*

**Holger Gayer, Lukas Jenkner, Andreas Weise: Schlossverführung.** Majestät belieben zu leben. Geschichte und Geschichten aus Schloss Ludwigsburg, mit Beiträgen von Ulrich Krüger. Stuttgart 2005, 160 S., zahlr. Abb.

Das großformatige und opulent mit Farbfotos ausgestattete Buch ist zwar schwer an Gewicht, dennoch aber »leicht verdaulichen« Inhalts. Den Verfassern – die Texte stammen von Holger Gayer und Lukas Jenkner (beide Redakteure der Stuttgarter Zeitung) und die Fotos von Andreas Weise – ist es gelungen, über das Residenzschloss Ludwigsburg ein einzigartiges Buch vorzulegen, das weder Geschichtswerk noch Schlossführer im herkömmlichen Sinne oder gar eine kunsthistorische Veröffentlichung mit wissenschaftlichem Anspruch ist. Vielmehr ist es eine nette und kurzweilig geschriebene Reise in die Vergangenheit mit einer interessanten Mischung aus kuriosen, heiteren und denkwürdigen Geschichten sowie Begebenheiten rund um das Schloss, seine zahlreichen, mitunter illustren Bewohner und Gäste. Hervorgegangen ist das Buch aus einer anlässlich des 300-jährigen Schlossjubiläums 2004 erschienenen

Zeitungsserie der Stuttgarter Zeitung mit insgesamt 239 Folgen, die bei den Lesern auf eine so große Resonanz stießen, dass man sich entschloss, sie auch als Buch zu veröffentlichen.

*Wolfgang Läßle*

**Hans Dieter Flach: Malerei auf Ludwigsburger Porzellan.** Regensburg 2005, 240 S., 325 meist farbige Abb., 1 Malerregister.

Hans Dieter Flach ist ein engagierter Erforscher und Kenner des Ludwigsburger Porzellans. In über 60 Einzelveröffentlichungen – u.a. in den Ludwigsburger Geschichtsblättern – und in einem gewichtigen Handbuch über die Produkte der Ludwigsburger Porzellan- und Fayence-Manufakturen (Besprechungen in den Heften 53 und 56) hat er seit 1992 die Ergebnisse seiner Untersuchungen dokumentiert.

Eine zusammenfassende Darstellung der Malerei auf Ludwigsburger Porzellan fehlte bisher. Das vorliegende zweite Buch von Hans Dieter Flach schließt diese Lücke, wobei unter Malerei nur die flächig aufgebrachte Malerei zu verstehen ist, die Bemalung (Staffierung) von Figuren bleibt ausgespart und wird nur am Rand behandelt.

Der Autor teilt die Motive der Malerei auf Porzellan in fünf Bildgattungen unterschiedlicher Wertigkeit ein, die sich auch in der Qualifizierung und Bezahlung der Maler ausdrückte. Auf die Blumen- und Früchte-Malerei folgt ranghöher die Darstellung von Landschaften und Veduten, Tiere- und Jagdszenen sowie Portraiddarstellungen schließen sich an. Schlachtenszenen, so genannte Bataillen, bilden die Krönung der Porzellanmalerei. Jeder dieser fünf Bildgattungen ist ein Kapitel gewidmet, in dem nach einer allgemeinen Einführung in die jeweiligen Besonderheiten des Genres, gegliedert in typische Zeitabschnitte, die einzelnen Maler, ihre stilistischen Eigenschaften und Identifikationsmerkmale, ihre künstlerische Entwicklung und Bedeutung für die Ludwigsburger Manufaktur vorgestellt werden.

So wird der Leser des Buches u.a. informiert über den »Inselstil« und den »Unterfang«, den Begriff der »indianischen Blumen«, den Unterschied von Kryptogramm und Akrostichon, über das Blauband und die Girlande, die Unterglasurblau-Malerei und die Chinoiserien, die Umdrucktechnik, die Farbhöhungen, über die Wandermaler oder über die Schwierigkeiten der Manufaktur, den Stilwandel vom Rokoko zum Klassizismus nachzuvollziehen.

Die Texte sind durchgängig mit hochwertigen, teilweise ganzseitigen Farbabbildungen anschaulich ergänzt. Herausragende Künstler wie Gottlieb Friedrich Riedel oder Andreas Philipp Oettner sind dabei in fast allen Bildgattungen und Zeitabschnitten vertreten. Ein Abschnitt ist den so genannten Hausmalern gewidmet, die unabhängig von der Manufaktur – und auch noch nach deren Schließung im Jahr 1824 – Weißware bemalten.

Ein ausführliches Literaturverzeichnis – allerdings ohne die Quellen in den öffentlichen Archiven – und ein Register aller bisher bekannten in Ludwigsburg tätigen Maler mit Lebensdaten, Malart, Tätigkeitszeit und Signatur stehen am Ende.

Das Buch bietet viel, setzt allerdings auch Grundkenntnisse in Sachen Porzellan voraus. Es ist aber alles andere als ein trockenes Fachbuch. Für den Laien, der sich für die eine oder andere Bildgattung interessiert, ist es spannend und aufgrund der reichen Bebilderung auch anschaulich zu lesen. Für den Profi bietet es sicher einen detailreichen Überblick und zahlreiche neue Erkenntnisse. Ein Glossar zur Erläuterung der vielen Fachausdrücke hätte dem Qualitätsanspruch des Buches sicher keinen Abbruch getan.

*Günther Bergan*

**Klaus Hoffmann: Das alte Hoheneck.** Ein Spaziergang durch Ort und Geschichte. Ludwigsburg 2003, 84 S., Abb., Pläne.

Der Untertitel des kleinen Büchleins, das praktischerweise bequem in jede Tasche passt, ist gleichzeitig auch Programm. Ein Büchlein, weniger für den Bücherschrank, sondern für die Tasche, zum Mitnehmen, zum Lesen unterwegs in Hoheneck.

Der Autor führt und begleitet den Leser während zweier größerer Spaziergänge durch das alte Hoheneck, einmal von der Neckarbrücke hinauf zum Schlossberg, ein anderes Mal durch die schmalen Gassen des früher ummauerten Städtchens. Während dieser Spaziergänge lernt der Leser bzw. der interessierte Besucher nicht nur den Ort, sondern hautnah, sozusagen im Vorübergehen, auch dessen Geschichte kennen. Klaus Hoffmann beschreibt zum einen den Weg und die großen und kleinen, die bekannten wie auch die versteckten Sehenswürdigkeiten, die an diesem Weg liegen, zum anderen aber auch vor allem die Geschichte und die Geschichten, die sich hinter diesen Sehenswürdigkeiten verbergen. Geschichte wird so ungezwungen, aber anschaulich, beim Spazierengehen lebendig und erlebbar.

36 durchnummerierte Stationen, die auch in einem Orientierungsplan eingetragen sind, gliedern die Spaziergänge, gestatten aber auch ein problemloses Quereinsteigen für alle diejenigen, die sich gezielt nur für das eine oder andere Objekt interessieren. Auch Kenner von Hoheneck werden mit Sicherheit überraschende Neuentdeckungen machen können.

Das Büchlein ist als Appetitanreger auf Hoheneck mit neuesten Aufnahmen reich bebildert, ein rein virtueller Rundgang ist deshalb auch problemlos möglich. Einschübe über das Heilbad, den Favoritepark oder über die Not Hohenecks während des Dreißigjährigen Kriegs ergänzen den Inhalt. Eine Zusammenstellung der wichtigsten Adressen des aktuellen Hoheneck beschließt das Büchlein. *Günther Bergan*

**Markgröninger Bauwerke und ihre Geschichte, Band II.** Markgröningen 2004, 264 S., Abb., Pläne.

Der Arbeitskreis Geschichtsforschung und Denkmalpflege Markgröningen widmet zwei Bände seiner stadtgeschichtlichen Buchreihe »Durch die Stadtbrille« der Bau- und Kulturgeschichte markanter und historisch bedeutsamer Markgröninger Bauwerke. 2002 erschien der erste der beiden Bände »Von der Bartholomäuskirche bis zur Spitalkirche«, der elf Gebäude, u.a. die Häuser Ostergasse 22 und 24, Kirchgasse 6 und 20, die Bartholomäus- und die Spitalkirche sowie das Heilig-Geist-Spital zum Inhalt hatte.

Der vorliegende 2. Band, gleichzeitig der 8. Band der Reihe, beschäftigt sich mit den städtischen, herrschaftlichen und bürgerlichen Häusern der Oberen Stadt. In exemplarischer Auswahl werden insgesamt 15 Gebäude vorgestellt. Wie im 1. Band zeichnen verschiedene Autoren, teilweise mit sehr persönlichen Bezügen zu den beschriebenen Objekten (Elternhaus, aktuelles Wohnhaus), für die einzelnen Beiträge verantwortlich.

Eingangs beschreibt Gerhard Liebler die Baugeschichte des wohl bedeutendsten und bekanntesten Bauwerks der Stadt, des Rathauses, wobei Liebler besonders auf die Konstruktion des Fachwerks und die baulichen Veränderungen vor 1900 eingeht. Die Stadtarchivarin Petra Schad ist mit drei Beiträgen vertreten. Neben der Bau- und Sanierungsgeschichte der drei Gasthöfe »Krone«, »Zum treuen Bartel« und »Herrenküferei« widmet sich die Autorin besonders dem jüngsten großen Sanierungsob-

jekt der Stadt, dem Wimpelinhof, in dem seit Ende 2003 auch das Stadtarchiv untergebracht ist. Themenschwerpunkt ist neben der Bau- und Besitzergeschichte und den architektonischen Besonderheiten der einzelnen Gebäude auch das wechselvolle Schicksal der Familie Wimpelin.

Hermann Beck berichtet über die Geschichte des Hausplatzes Marktplatz 3, Elsbeth Sieb über das Haus Marktplatz 5, Hilde Fendrich und Gerhard E. Schmid über das barocke (!) Bürgerhaus Ostergasse 1 und dessen Sanierung. Wer sich für alte Holzofen-Backrezepte interessiert, sollte den Beitrag von Ingrid Friederich über das Backhaus lesen.

Der Markgröninger Weinbau und die Kelterei sowie der große Zehnt stehen neben der jeweils kurz dargestellten Baugeschichte im Mittelpunkt des Beitrags von Lothar Buck über die vier herrschaftlichen Wirtschaftsgebäude der Stadt, die Obere und Untere Kelter, die Zehntscheuer und den Landesfruchtkasten. Mit dem Areal des ehemaligen Schlosses beschäftigen sich Peter Fendrich (spannende Suche nach den Spuren der ehemaligen Reichsburg), Erich Viehöfer (das Schloss als Gefängnis und Arbeitshaus) und Günter Frank (der Wandel des Schlosses vom Waisenhaus über das Lehrerinnenseminar zum Helene-Lange-Gymnasium). Der benachbarte Obertorturm, ein Prestigeobjekt der Stadt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, ist Thema des Beitrags von Hilde Fendrich, Marion Immendörfer und Heinz Oechsner.

Alle Beiträge sind mit zahlreichen aktuellen Farbfotos, historischen Schwarzweiß-Aufnahmen und erläuternden Plänen illustriert. Die Literatur- und Quellenangaben am Ende jedes Beitrags sind umfangreich. Die beiden Bände sind damit ein unverzichtbares Nachschlagewerk zur Markgröninger Stadtbaugeschichte und gleichzeitig eine ideale Ergänzung und Vertiefung des notwendigerweise kurz gefassten Stadtführers. Wie bei einer Auswahl nicht anders zu erwarten, wird mancher Leser allerdings das eine oder andere ihm wichtig erscheinende Gebäude vermissen.

*Günther Bergan*

**Remseck am Neckar. Große Kreisstadt.** Remseck 2004, 144 S., Abb.

Aus Anlass der Erhebung zur Großen Kreisstadt gab die Stadt Remseck ein reich bebildertes »Stadtbuch« heraus, das alle Aspekte der Gemeinde präsentiert, von der Verwaltung über die Wirtschaft bis zur Infrastruktur. Für den historisch interessierten Leser dürften der Beitrag von Rüdiger Krause über die Ur- und Frühgeschichte sowie die kurz gefasste Geschichte der fünf Teilorte, die sich vor 30 Jahren zusammenschlossen, besonders lesenswert sein.

*Erich Viehöfer*

**Wolfgang Mönikes, Michael Schopf, Wilhelm Haag: Schillers Spuren in Württemberg.** Ludwigsburg o. J., 30 S., zahlr. Abb.

**Wolfgang Mönikes, Michael Schopf, Wilhelm Haag: Der vielseitige Eduard Mörike.** Ludwigsburg o. J., 46 S., zahlr. Abb.

Zwei ähnlich konzipierte, kleine und preisgünstige Hefte, mit Texten von Wolfgang Mönikes, zahlreichen historischen Abbildungen und aktuellen Fotos von Wilhelm Haag, geeignet, sich als schneller Leser oder »Einsteiger« einen ersten kurzweiligen Eindruck vom Leben der beiden aus Schwaben stammenden Dichterpersönlichkeiten zu verschaffen. Darüber hinaus möchten die beiden liebevoll gestalteten Hefte, wie es im Klappentext heißt, unterhaltsam und zugleich fundiert, vorhandenes Wissen vertiefen bzw. auffrischen.

Das erste, Schiller gewidmete Heft, herausgegeben vom Bürgerverein Östliche Stadt anlässlich des 100-jährigen Vereinsbestehens und in Anbetracht der Tatsache, dass Schillers Wohnung in der Mömpelgardstraße 26 im Vereinsgebiet liegt, folgt in jeweils knappen Kapiteln den Spuren Schillers in Württemberg: von Marbach, Lorch, Bittenfeld über Ludwigsburg zur Solitude und zur Karlsschule in Stuttgart, bis hin zum letzten wichtigen Aufenthalt in Ludwigsburg im Jahre 1793/94.

Das zweite Heft, aus Anlass des 200. Geburtstages von Eduard Mörike von den Bürgervereinen Weststadt und Pflugfelden sowie der Unteren Stadt herausgegeben, beschreibt in ebenfalls knapp gehaltenen Kapiteln die Vielseitigkeit des schwäbischen Dichters, u.a. seine Jugend- und Studentenzeit, seine Unstetigkeit, die Frauen um ihn, den Freundeskreis, den Sammler und Zeichner, den Lyriker, Märchenerzähler und Romanschriftsteller.

*Günther Bergan*

**Rolf und Heide Augustin: Gelebt in Traum und Wirklichkeit.** Biographie und Bibliographie der einst berühmten Ludwigsburger Kinderbuchautorin Tony Schumacher – eine Recherche. Frankfurt am Main u. a. 2002, 224 S., zahlr. Abb.

Wer kennt heute noch Tony Schumacher? Das Ehepaar Rolf und Heide Augustin hat sich die Mühe gemacht, mit großer Sorgfalt das Leben dieser einst populären Ludwigsburger Kinderbuchautorin nachzuzeichnen und der Vergessenheit zu entreißen. Die beiden Verfasser gingen bei ihren Recherchen allen noch greifbaren Spuren nach, wobei sie auch auf bislang unbekannte Dokumente und Quellen stießen. Das Ergebnis ist ein Gesamtbild dieser facettenreichen Persönlichkeit, die in Ludwigsburg 1848 als Tochter des damaligen Obristen und Generalquartiermeisters Fidel von Baur-Breitenfeld im Grävenitz-Palais (Marstallstraße 5) geboren wurde und 1931 vor dem Gebäude Asperger Straße 16 verstarb.

Die Autoren nähern sich von der Gegenwart aus der Person Tony Schumachers. Eingehend wird das Leben der Autorin geschildert, das sie größtenteils in Ludwigsburg und Stuttgart verbrachte. Ein historischer »Tony-Schumacher-Stadtrundgang« ermöglicht dem Leser, auf den Spuren der Dichterin durch Ludwigsburg zu wandeln und sich vom »Netz aus Traum und Wirklichkeit« einfangen zu lassen, das die Dichterin »um sich gesponnen hat«.

Eine umfangreiche Bibliographie rundet das interessant geschriebene, mit aussagekräftigem Bildmaterial ausgestattete Buch ab, dem eine abwechslungsreiche Konzeption zugrunde liegt und das viele neue Erkenntnisse über Tony Schumacher bereithält.

*Wolfgang Läßle*

**Günther Bentele: Das große Spiel des Herrn Trabac.** Stuttgart/Wien 2003, 367 S.

Der Autor ist den Lesern der Ludwigsburger Geschichtsblätter bekannt durch zahlreiche Publikationen zur Orts- und Landesgeschichte, einer breiten Öffentlichkeit vor allem als Verfasser vielfach preisgekrönter Jugendbücher. Zu diesen gehört »Das große Spiel des Herrn Trabac«, von der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur zum Buch des Monats Dezember 2003 gewählt.

Die Handlung spielt in Württemberg um 1780: Der Lateinschüler David, Sohn des (fiktiven) Bietigheimer Oberamtmanns Hüne, wird ohne ersichtlichen Grund verhaftet, von dem geheimnisvollen Herrn von Trabac aus dem Gefängnis geholt und zu den Räubern geschickt. Bei einem Überfall entpuppt sich dieser Trabac als

kaiserlicher Kommissär, dem durch seine raffiniert gestellte Falle zahlreiche Räuber und korrupte Beamte, unter ihnen Davids Vater, ins Netz gehen. Das Geschehen spielt sich zu einem großen Teil in unserer Gegend ab, von der Verhaftung des jugendlichen Helden nach der Hinrichtung eines Räubers in Ludwigsburg bis zum dramatischen Höhepunkt und Finale in Bietigheim.

Bentele ließ sich zu diesem Thema von der Ausstellung »Schurke oder Held. Historische Räuber in Südwestdeutschland« im Stadtmuseum Hornmoldhaus anregen. Sein Ziel ist eine Darstellung des württembergischen Absolutismus mit dem Blick von unten. Die Figuren seines Romans sind zwar frei erfunden, lehnen sich aber an historische Vorlagen an. Trotz aller historischen Recherchen haben sich aber in den Roman doch Klischees eingeschlichen, wie das vom Räuberhauptmann als unbestrittenem Oberhaupt der Bande. Auch wäre ein Oberamtmann, so korrupt er gewesen sein mag, als Angehöriger der württembergischen Ehrbarkeit nicht ins Zuchthaus gekommen, sondern höchstens auf die Festung. Insgesamt aber ist »Das große Spiel des Herrn Trabac« ein ebenso fesselnder wie informativer Roman, und das nicht nur für Jugendliche.

*Erich Viehöfer*

# Bildnachweis

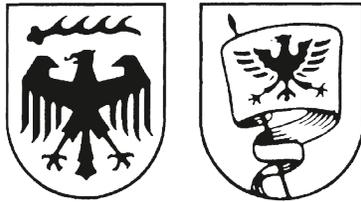
- Archiv des Hauses Württemberg S. 152, 153  
Deutsches Literaturarchiv Marbach S. 117  
Drossel, Alfred (Bietigheim-Bissingen) S. 185  
Evangelisch-Lutherisches Pfarramt Weidenbach S. 59  
Flach, Hans Dieter (Wenzenbach) S. 107, 109  
Fotoarchiv Staatliche Schlösser und Gärten S. 155 (o), 156, 164  
Hauptstaatsarchiv Stuttgart S. 90-93, 96, 132, Beilage  
Kriminalmuseum Rothenburg S. 72  
Landesamt für Denkmalpflege S. 19, 27  
Merten, Klaus (Stuttgart) S. 54, 55  
Northeastern University Boston S. 168  
Schad, Petra (Ludwigsburg) S. 18, 21  
Schick, Hermann (Marbach) S. 127  
Schlossbaubüro Ludwigsburg S. 166  
Staatsarchiv Ludwigsburg S. 155 (u)  
Staatsgalerie Stuttgart S. 29  
Stadtarchiv Ludwigsburg S. 95, 98, 100, 159  
Stadtarchiv Marbach S. 40-42, 44, 46, 48, 49, 123, Umschlagbild  
Stadtarchiv Markgröningen S. 20, 23-25, 32-34  
Stadtarchiv Remseck S. 134, 138-140, 142, 143, 145  
Städtisches Museum Ludwigsburg S. 73, 77  
Strafvollzugsmuseum Ludwigsburg S. 65, 68, 76, 79  
Württembergisches Landesmuseum Stuttgart S. 57

## »Ludwigsburger Geschichtsblätter« 1900–2005

Heft	Jahr	Seiten	Heft	Jahr	Seiten
<b>Redaktion Christian Belschner:</b>			<b>Redaktion Dr. Wolfgang Schmierer:</b>		
1	1900	87	31	1979	148
2	1901	100	32	1980	188
3	1903	106	33	1981	256
4	1905	186	34	1982	176
5	1909	115	35	1983	180
6	1911	88	36	1984	242
7	1913	57	37	1985	245
8	1916	48	38	1985	196
9	1923	119	39	1986	224
10	1926	107	40	1987	252
11	1930	133	41	1988	200
12	1939	46	42	1988	224
			43	1989	188
			44	1990	232
			45	1991	236
			46	1992	232
			47	1993	168
			48	1994	196
			49	1995	264
			50	1996	200
			51	1997	244
<b>Redaktion Dr. Oscar Paret:</b>			<b>Redaktion Dr. Thomas Schulz:</b>		
13	1957	140	52	1998	240
14	1960	66	53	1999	228
			54	2000	220
			55	2001	256
			56	2002	204
			57	2003	200
			58	2004	296
			59	2005	216
<b>Redaktion Heinrich Gaese:</b>			Hefte 1–4, 11, 13, 26 und 28 vergriffen, alle anderen lieferbar.		
15	1963	162	Ebenfalls noch lieferbar ist der 1997 vom Historischen Verein zu seinem 100-jähri- gen Jubiläum herausgegebene Sammel- band »Ludwigsburg. Erinnerungen aus Stadt und Kreis 1897–1997«.		
16	1964	203			
17	1965	207			
18	1966	192			
19	1967	164			
20	1968	196			
<b>Redaktion Dr. Willi Müller:</b>					
21	1969	92			
22	1970	116			
23	1971	195			
24	1972	272			
25	1973	141			
26	1974	141			
27	1975	199			
28	1976	161			
29	1977	179			
<b>Redaktion Dr. Paul Sauer:</b>					
30	1978	128			

Bestellungen: Buchhandlung Aigner, Arsenalstraße 8, 71638 Ludwigsburg





Kreis und Stadt Ludwigsburg